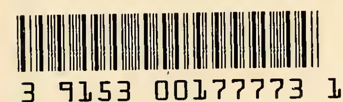



WILBUR L. CROSS LIBRARY
UNIVERSITY OF CONNECTICUT


BOOK 832.8.W645 ZL v.1 c.1
LITZMANN # ERNST VON WILDENBRUCH
3 9153 00177773 1

Ernst von Wildenbruch



Ernst von Wildenbruch

Nach dem Gemälde von Leopold Graf Kalckreuth

(1892)

Ernst von Wildenbruch

von

Berthold Litzmann

Erster Band

1845—1885

Mit 11 Bildnissen und einer Handschriftprobe



Berlin 1913
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung

Druck von Fischer & Wittig ○ in Leipzig. ○ Einband-Entwurf von ○ Paul Renner. ○

Maria von Wildenbruch

geb. Freiin von Weber

z u g e e i g n e t

Vorwort

In jungen Jahren habe ich Wildenbruch sehr nahe gestanden, vielleicht von allen am nächsten. Und wenn auch später — im letzten Jahrzehnt seines Lebens — äußerlich die Fäden sich zu lockern schienen, innerlich haben wir doch immer zusammengehört. Wie sehr, das kam mir zum vollsten Bewußtsein an jenem Augusttage des Jahres 1909, als seine Witwe mich frug, ob ich seine Biographie schreiben wolle. Denn im selben Augenblick war ich entschieden, daß ich alles andere beiseite setzen und meine ganze Kraft aufbieten müsse, um aus der Erfahrung meines Lebens mit ihm sein Bild als Mensch und als Dichter für Mit- und Nachwelt zu gestalten. Wenn die Lösung der Aufgabe, die ich mir damals stellte, in dem vorliegenden ersten Bande nicht allzuweit hinter meinen eigenen Anforderungen und denen der Leser zurückbleibt, so gebührt der Dank dafür an erster Stelle seiner Lebensgefährtin, die jeden Tag und jede Stunde hilfsbereit mit nie ermüdenden Händen und mit verstehender und ermunternder Teilnahme dem Biographen zur Seite gestanden und dadurch das schwere und schöne Werk in einer Weise gefördert hat, wie ich es kaum zu hoffen wagte.

Den besonderen Dank an alle die, die außerdem durch mündliche und schriftliche Mitteilungen, sowie durch Überlassung von brieflichem Material mitgeholfen haben, wird man teils in den Anmerkungen dieses Bandes, teils am Schluß des ganzen Werkes finden.

Für die Geschichte der Eltern waren die von Ernst von Wildenbruchs Vater gesammelten und geordneten Familienpapiere, die mir uneingeschränkt zur Verfügung standen, von unschätzbarem Wert.

Bonn, den 3. September 1913.

Berthold Litzmann

Inhalt

Verzeichnis der Tafeln und Beilagen

I

Ahnen und Eltern

Aus jenen dunklen Tagen
Ein Name flammt in's Land,
Bei Saalfeld du erschlagen
Held Louis Ferdinand!

In den Abendstunden des 5. September 1806 gab es in Schloß Bellevue bei Berlin, der Residenz des Prinzen Ferdinand von Preußen, unruhige und traurige Gesichter. In der Frühe des folgenden Tages wollte Prinz Louis Ferdinand zur Armee nach Dresden aufbrechen, wo das Hohenlohesche Korps sich versammelte.

Die Trompete, auf deren befreienden Klang man in langen Jahren schwächlicher Zauderpolitik sehnsüchtig gewartet hatte, rief endlich ins Feld, aber sie weckte kein freudiges Echo mehr. Preußen war todkrank. Und keiner war in diesem Augenblick über die Hoffnungslosigkeit der Lage klarer, als der Führer der Avantgarde, der in jugendlicher Kraft und Schönheit noch einmal die Gemächer des Schlosses durchwandelte, Abschied zu nehmen von den Eltern, vom Vater, von der Mutter, beide ihm fernstehend und auch in dieser Stunde von dem düstern Ernst des Augenblicks nur leise gestreift. Aber zwischen den mehr oder minder konventionellen Abschiedsszenen mit ihnen, mit den Herren und Damen des Hofes sieht er zwei Augen immer mit dem gleichen Ausdruck zärtlichster Liebe und bangster Sorge auf sich gerichtet, die Augen seiner Schwester Luise, der Gemahlin des Prinzen Anton von Radziwill, der treuesten und verständnisvollsten Vertrauten seiner großen und feurigen Seele seit Kindertagen. Immer wieder finden sich die Geschwister zu ernster von Todesahnungen umwölkter Aussprache zusammen. Während der Prinz darauf wartet, bis sein Vater seine Spielpartie beendet hat, steht sie in einer Fensternische mit ihm, „das Herz bedrängt; ich hatte die Überzeugung es sei der letzte Abend, den ich mit meinem so innig geliebten Bruder verlebte“. Nach dem Abschied von allen andern sind sie noch in ihrem Zimmer zusammen: „Er empfahl mir seine Kinder. Ich versprach ihm Mutterstelle an ihnen zu vertreten.“ In der Morgenfrühe ein letzter Abschied: „Endlich um drei Uhr hörte ich seinen Wagen. Er war es! So traurig, so bewegt. Ich sehe noch seine edle Gestalt, die ein schmerzlicher Ausdruck so rührend machte. Ja seine ganze Zukunft stand vor seinen Augen und vor den meinigen. Ich

umarmte ihn zum letztenmal. Ich fühlte, es war das letztemal . . . er ging, um niemals wieder zu kommen."

Fünf Wochen später hatte sich das Schicksal erfüllt. Vom Hauptquartier preisgegeben, von einem Teil der eigenen ihm unterstellten Truppen im entscheidenden Augenblick im Stich gelassen, umklammert von der erdrückenden Übermacht des Lannesschen Korps war am 10. Oktober bei Saalfeld im verzweifelten Kampf von Mann zu Mann dieser Stern der Ritterschaft, der] einzige seines Blutes, der damals an glänzenden Gaben des Geistes und des Körpers sich mit den Größten des Geschlechtes messen zu können schien, unter den Säbelhieben französischer Husaren tot zusammengebrochen.

Am Morgen des 11. Oktober ward ein von wenigen blutgetränkten Fetzen bedeckter Leichnam unter dem klingenden Spiel französischer Siegesmärsche in Saalfeld eingebracht, in dem man entsetzt den Prinzen erkannte.

Am selben Tage, vielleicht um dieselbe Stunde, traf in Berlin im Schloß Bellevue ein dreijähriger Knabe ein mit einem Brief an die Prinzessin Luise. Das war der kleine Louis, der Sohn des Helden von Saalfeld, den noch von Dresden aus sein Vater der Schwester gesandt hatte, daß sie, ihrem Versprechen gemäß, Mutterstelle an ihm verträte. Sie hat ihr Wort treu gehalten; mütterlich nahm sie den „armen kleinen Louis" als Gleichberechtigten in ihre Kinderstube auf, ebenso auch bald danach seine jüngere Schwester Blanche, die beim Tode des Vaters erst ein Jahr zählte. „Es war ein großer Trost für mich," schreibt sie später, „seinen Willen erfüllen zu können, aber es war keine leichte Aufgabe. Ich tat gewissenhaft, was ich für diese armen Kinder nützlich hielt. Ich hatte noch wenig Erfahrung und ich kann in der Art, in der ich für sie Sorge trug, es versehen haben. Aber ich habe nicht aus Mangel an gutem Willen gefehlt, und die zärtliche Liebe der guten Kleinen hat mich reichlich für die Opfer entschädigt, die ich für sie habe bringen können."

Beide Kinder, einer Verbindung des Prinzen aus seinen letzten Lebensjahren mit der jungen schönen Henriette Fromme, die nachmals sich mit einem Kriegsrat Alberts verheiratet hat, entsprungen und 1810 vom König in den erblichen Adelstand unter dem Namen von Wilden-

bruch erhoben, wurden auch in der Folge nicht nur von der Radziwillschen Familie, sondern auch von seiten des Königs und seiner Söhne als zur Familie gehörig angesehen und bei sich bietenden Gelegenheiten mit Gnadenbeweisen, vor allem auch materiellen, bedacht, standen dadurch aber auch von vornherein zu den königlichen Verwandten in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis, das, wenn es nicht eine Quelle von Reibungen und Verstimmungen werden sollte, von beiden Seiten Takt und gegenseitiges Vertrauen erforderte, und das vor allem mit zunehmenden Jahren die Selbstverleugnungsfähigkeit der Halbanerkannten auf manche harte Probe stellte. Und so ist denn auch die Laufbahn des Sohnes, des am 28. März 1803 geborenen Louis von Wildenbruch, so glänzend sie dem Außenstehenden wenigstens auf der Höhe seines Lebens scheinen mochte, keineswegs immer eben und vom Glück besonnt gewesen.

Ein Hemmschuh war von vornherein, daß, abgesehen von der freundlich sorglosen Kindheit, die ihm und seiner Schwester im Hause Radziwill bereitet war, es beiden Geschwistern an einem ihrer Abkunft, der Umgebung, in der sie aufwuchsen und den Lebenswegen, denen sie zustrebten, entsprechenden persönlichen Vermögen fehlte. Der Nachlaß des Vaters war überschuldet gewesen und die nächsten Verwandten von dieser Seite, mit Ausnahme der Prinzessin Luise, beschränkten sich auf das notwendigste. Es ist bezeichnend, daß die Großmutter, die Prinzessin Ferdinand, dem Enkel im Jahre 1819 „zum Beweise Höchst-Jhres Wohlwollens und zur Verbesserung seines Einkommens“ eine „lebenslängliche Pension“ von 20 Talern monatlich aussetzt. Prinz August, der Bruder des Vaters, der innerlich allerdings diesem wie der Schwester ganz fernstand, blieb auch den Kindern fremd und enttäuschte durch sein Testament ihre, wie sie und andere mit ihnen wähnten, verbrieften Hoffnungen auf die Erbschaft vollkommen. Dieser Fehlschlag sollte Louis von Wildenbruch allerdings erst in späteren Jahren treffen. Schmerzlich empfunden aber hat er, der die Lebens- und Genußfreudigkeit vom Vater ererbt hatte, von Anfang an diese Beschränktheit seiner äußeren Mittel, die ihm nie den Stil des Lebens erlaubte, der seinen innersten Wünschen und Neigungen entsprach. Mit glänzenden Gaben ausgerüstet, körperlich und geistig eine Stahlfedernatur, in seinen jungen Jahren in der Ele-

ganz seiner äußeren Erscheinung und in der sprühenden Laune witzig-geistvoller Unterhaltung wohl hin und wieder etwas an seinen Vater erinnernd, von vielseitigen Interessen, musikalisch in hervorragendem Maße veranlagt, dabei aber doch mit starkem Wirklichkeitssinn auf die Interessen des praktischen Lebens gerichtet, mit einem scharfen Auge für die schwachen und lächerlichen Seiten seiner Mitmenschen und stets ebenso bewußt wie geschickt bestrebt, selbst innerlich und äußerlich gute Figur zu machen, erschien der Sohn Louis Ferdinands berufen, bei einigermaßen günstigen Winden in dem Preußen, wie es sich nach den Befreiungskriegen politisch und wirtschaftlich neu aufbaute, eine ansehnliche, wenn nicht eine Führerrolle zu spielen.

Daß ihm dies, das letztere wenigstens, nicht geglückt ist, lag zum Teil wohl an den eben angedeuteten persönlichen, materiellen und ideellen Grundlagen seines Lebens, zum Teil aber an Hemmungen und Knickungen seiner Lebenslinie durch die allgemeinen Zeitverhältnisse und vor allem durch die Wege, die Preußens Könige und seine Staatsmänner in dem Zeitraum von 1820—1860 zu wandeln für gut befanden. Denn da er es ebensowenig, wie sein Vater, über sich vermochte, eine von der Meinung der zur Zeit maßgebenden Männer abweichende Ansicht zu unterdrücken, vielmehr ohne jede Spur von Menschenfurcht ihr den schärfsten und unzweideutigsten Ausdruck zu geben wußte, so zählte er, ähnlich wie jener, zeitlebens zu den Außenseitern, aus denen je nach Zeit und Gelegenheit Führer der Fronde oder mißvergnügte hyperkritische Pensionäre werden können. Der Vater entging dem ersten Los vielleicht nur durch den vorzeitigen Tod unter den Säbeln der französischen Husaren und der Sohn dem letzten vielleicht nur deswegen, weil die angeborene Lebenskraft und -freudigkeit doch immer wieder den Verdruß und Groll über fehlgeschlagene Hoffnungen überwand. Es mag aber wohl Zeiten in seinem Leben gegeben haben, wo er den Vater um den herrlichen Soldatentod auf dem Felde der Ehre glühend beneidet hat.

Zum Soldaten ward er erzogen, zunächst privatim vorgebildet im Radziwillschen Hause gemeinsam mit seinen Vettern Wilhelm und Boguslav, dann im Kadettenkorps, aus dem er 1821 mit dem Prüfungsprädikat „recht gut“ als Leutnant in das Garde-Ulanenregiment übertrat. Doch genügte weniger dem Ehrgeiz als dem Tatendrang des

Jünglings das Einerlei des Garnisonlebens jener friedlichen Jahre nicht. Obwohl mit Leib und Seele Soldat, leidenschaftlicher Reiter und Jäger, dabei auch in der höfischen Geselligkeit eine Rolle als gewandter Tänzer und glänzender Unterhalter spielend und auch sonst jede Freude des Daseins genießend, die sich ihm bot, widmete der junge Offizier, der bald die Garde-Ulanenuniform mit der der Garde-Kürassiere vertauscht hatte, einen großen Teil seiner Zeit ernsten historischen, geographischen und physikalischen Studien. Ihn, der schon früh den Wert der abendländischen Kultur, wie sie ihm in dem Berlin der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verkörpert erschien, mit skeptischen Augen zu betrachten sich gewöhnt, und der von den philosophischen Neigungen seines Vaters, der aus gleicher Stimmung heraus sich zu Rousseau flüchtete, nichts geerbt hatte, lockte die Ferne, der Orient. Schon mit 26 Jahren hatte er Gelegenheit ihn, und nicht nur flüchtig, kennen zu lernen. Preußischer Gesandter in Konstantinopel war damals der Major von Royer, der einst am Hofe des Prinzen Heinrich einen Posten bekleidet und seit dieser Zeit auch das besondere Vertrauen der Prinzessin Luise und ihres Gemahls genossen hatte. Vor allem aber war er mit dem Prinzen Louis Ferdinand befreundet gewesen, und von ihm in seinem Testament gleichzeitig mit seiner Schwester zum Vormund seiner Kinder Louis und Blanche eingesetzt worden. Diesen Beziehungen war es wohl zu danken, daß im Frühling 1829 der sechsundzwanzigjährige Leutnant der Garde-Kürassiere zur Gesandtschaft nach Konstantinopel kommandiert wurde. Ob schon damals mit besonderen Absichten und Aussichten für eine eventuelle spätere Verwendung im diplomatischen Dienst, mag dahingestellt bleiben. Sicher aber ist, daß der junge Offizier, dessen amüsante und witzige Schilderungen des Lebens und Treibens am Bosporus in den Briefen an seine Freunde in den Kreisen der Kameraden wie der Hofgesellschaft mit Hochgenuß gelesen und von Hand zu Hand weitergegeben wurden, diesen Aufenthalt keineswegs allein unter dem Gesichtspunkt einer angenehmen Unterbrechung des militärischen Dienstes auffaßte. Von Konstantinopel unternahm er in den Frühlings- und Sommermonaten 1830 allein zu Pferde eine Orientierungsreise durch Kleinasien nach Syrien, die ihn bis nach Damaskus führte, und die zum Teil erhaltenen Tagebücher beweisen,

wie planmäßig und gewissenhaft er sich auf diesem Ritte mit den historischen, ethnographischen, politischen und ökonomischen Verhältnissen des Landes bekannt zu machen, wie geschickt er sich in die Lebensbedingungen und Anschauungen der türkischen und arabischen Bevölkerung einzufühlen gewußt hat, unterstützt gleicherweise durch seine angeborene scharfe Beobachtungsgabe, wie eine schon damals ziemlich sichere Beherrschung der Landessprache.

Unmittelbar greifbare Ergebnisse zeitigte dieser erste Ausflug in den Orient nicht, woran vielleicht der noch im selben Jahr erfolgende Tod des Majors von Royer die Schuld trug. Er kehrte wieder in sein Regiment zurück, avancierte einige Jahre darauf (1834) zum Premierleutnant, und in einem mit Garnisondienst, kameradschaftlichem Verkehr, Jagd, höfisch-gesellschaftlichen und anderen Zerstreuungen ausgefüllten Leben gingen die Jahre dahin, ohne daß, von außen gesehen, dieses kavaliermäßige Leben eine persönliche Note gehabt hätte. Gleichwohl aber begannen in eben diesem Zeitraum in seinem inneren Leben neue Gewalten Macht zu gewinnen und seinen Gedanken und Wünschen eine neue Richtung zu geben. Eine heftige Leidenschaft hatte ihn gepackt und ließ ihn nicht, wie er es sonst seiner leichtlebigen und leichterregbaren Natur nach gewohnt war, nach einem mehr oder minder harmlosen Spiel von Wochen und Monaten frei. Mit einem aus leisem Grauen und tiefer heimlicher Freude gemischten Gefühl spürte er, daß da auf einmal etwas in seinem Leben war, wovon er bisher nichts geahnt hatte, daß etwas mit seinem Leben tief und fest verwuchs, was er für einen Menschen in seiner Lage, mit seinem Temperament, mit seinen Zukunftsplänen als nicht in Betracht kommend, als eine Chimäre anzusehen gewohnt war.

Es begann mit dem Entschluß der Trennung und endete mit der Gewißheit: es ist unmöglich. Jahrelang waren sie im täglichen Verkehr harmlos gleichgültig nebeneinander hergegangen: der Leutnant Louis von Wildenbruch und die Hofdame seiner Tante, Fräulein Ernestine von Langen. Seit 1827, seit die damals zweiundzwanzigjährige mittellose Waise, die Tochter eines verdienten preußischen Generals, in den Hofstaat der Prinzessin eingetreten war. In den letzten Monaten des Jahres 1834 hatte der Verkehr der beiden ebenso klugen wie leiden-

schaftlichen Menschen einen herzlicheren Charakter angenommen; man war gut Freund geworden, ohne sich selbst zu gestehen, wie das, was beide beglückt und erregt, schon mit Freundschaft nichts mehr gemein hat. An einem Dezembertag des Jahres 1834 kommt es zur Aussprache, ein Kuß wird gegeben, genommen.

Kaum allein mit sich wird sich Ernestine der Tragweite ihrer Handlung bewußt. Was soll daraus werden? Sie kennt Louis von Wildenbruch zu gut, um nicht zu wissen, wie sehr ihm innerlich und äußerlich ein Leben im großen Stil Bedürfnis, ja Notwendigkeit ist, kennt sein leidenschaftliches für Frauenschönheit so leicht entflammbares Herz, und sie ist sich darüber klar, daß sie, die mittellose Waise, über die erste Jugend mit ihren 29 Jahren hinaus, die auch auf eigentliche Schönheit im strengsten Sinne nicht Anspruch erheben darf, nicht die Frau ist, die ihm, auch wenn sonst alles gut ginge, ein solches Leben schaffen könnte, ja daß er durch eine Verbindung mit der armen Offizierstochter sich mit ziemlicher Sicherheit den Weg zu einer seinem Ehrgeiz und seiner Neigung entsprechenden Laufbahn abschneidet. Sie schreibt ihm einen Brief, in dem sie sehr klug und vernünftig ihm die völlige Aussichtslosigkeit ihrer Verbindung auseinandersetzt und der doch in jedem Wort verrät, daß ihr heißes Blut dawider aufschreit. Er antwortet ihr nach ein paar Tagen, männlich, ernst. Tief getroffen durch die Möglichkeit, auf die sie ihn hingewiesen, sie durch sein Verhalten zu kompromittieren. Beschönigt nichts, gibt zu, daß er seiner ganzen Vergangenheit nach keinen großen Anspruch habe, Glauben an seinen Ernst und seine Treue zu fordern und verspricht zum Schluß, sich ihrem Wunsche zu fügen.

Als vierundzwanzig Jahre später der einsam Zurückgebliebene in den Briefen und Erinnerungen aus der ersten Liebeszeit blätterte, fand er auch diesen Brief wieder unter den Papieren der Verstorbenen und schrieb darauf: „Wir wollten uns für immer trennen, da schrieb ich diesen Brief, nachdem ich E. den ersten Kuß gegeben hatte und sie mir geschrieben. Da kam ein zweiter langer, langer Abschiedskuß und da war es ganz anders als wir beide gedacht hatten.“ Sicher war der Sohn Louis Ferdinands nie glücklicher beraten, als da er mit jenem stürmischen zweiten Kuß sich die Geliebte von der einsamen Klippe der Ent-

sagung auf den breiten Strom seines Lebens hinüberholte. Was ihm das Leben an Glück gebracht hat, das hat er dieser temperamentvollen, klugen, tapferen, im höchsten Sinne des Wortes adeligen Frau zu danken gehabt. Es hat keine Lage in den schweren stürmischen und entsagungsreichen Jahren, die ihr an seiner Seite beschieden waren, gegeben, der sie nicht gewachsen, in der sie nicht die ungewöhnlichen Gaben eines weit- und scharfblickenden politischen Verstandes und die unerschöpfliche Fülle einer leidenschaftlichen, in selbstloser Hingabe aufgehenden, in reiner Güte nie sich genügenden Seele mit Einsetzung ihrer letzten Lebenskraft für den Mann, in dessen Liebe sie bis zum letzten Atemzug ihr höchstes Glück sah, betätigt hätte. Keine Schönheit im landläufigen Sinne, aber von dem bestrickenden Reiz einer unvergänglichen kraft- und temperamentvollen Jugend des Denkens und Fühlens beseelt, aus wundervollen klugen, lebensprühenden Augen gütig in die Welt sehend, scharfsinnig und hellhörig, beweglichen Geistes, liebenswürdig in jedem Sinne hat sie nachmals auch in der großen Welt, überall wo sie erschien, den Eindruck einer außergewöhnlichen, zum Herrschen geborenen Persönlichkeit gemacht, der auch Könige und Fürsten ihre Bewunderung und Verehrung nicht versagten.

Einstweilen schien allerdings für den Leutnant und die Hofdame, die sich seit jenem zweiten Kuß als Verlobte und zu dauernder Lebensgemeinschaft bedingungslos Verbundene betrachteten, die äußere Lage so fragwürdig, daß sie aus ihrem Einverständnis ein Geheimnis machten; auf Umwegen und durch Nebentüren gingen Liebesgrüße ein und aus, während durchs Hauptportal wohlgesetzte ostensible Freundschaftsbriefe ihren Weg fanden; ob diese offiziellen Demonstrationen der Harmlosigkeit auf die Dauer nicht von den Radziwillschen Hausgenossen in ihrem wahren Charakter als Attrappen erkannt und gewürdigt wurden, ist wohl mindestens fraglich. Die Liebenden aber hielten zwei Jahre lang an diesem Versteckspiel fest, so schwer namentlich die heimliche Braut unter der beständigen Doppelrolle litt. Erst der am 7. Dezember 1836 erfolgte Tod der Prinzessin, der die Auflösung ihres Hofstaats zur Folge hatte und dadurch Ernestine von Langen vor die Notwendigkeit stellte, für ihre nächste Zukunft bindende Entschlüsse zu fassen, brachte den Stein ins Rollen, obwohl auch jetzt die Verlobten sich zunächst nicht entschließen konnten, ihre Verbindung zu veröffentlichen. Aber die durch die Radziwillschen Söhne

eingeleiteten Verhandlungen, um für die Hofdame ihrer Mutter eine königliche Pension zu erwirken, Schritte, die wie es scheint die Empfindlichkeit des heimlichen Bräutigams erregten, führten schließlich eine Aussprache zwischen diesem und seinem Vetter, dem Fürsten Wilhelm Radziwill, herbei, der die Veröffentlichung der Verlobung im Frühling 1837 auf dem Fuße folgte. Zugleich schuf die brüderliche Hilfsbereitschaft der Vettern Radziwill, die vor allem auch in einem Briefe Wilhelms von R. aus diesen Tagen schön zum Ausdruck kommt, dem jungen Paar die Möglichkeit, sich einen Hausstand zu gründen, dadurch, daß ihm im Radziwillschen Palais (dem heutigen Reichskanzlerpalais) eine Wohnung eingeräumt wurde.

Stand es so im Buche des Schicksals geschrieben, daß der Sohn des Mannes, der als erstes Opfer einer jammervollen Politik am Vaterland verzweifelnd sich bei Saalfeld verblutet hatte, seinen Hausstand gründen sollte an der Stätte, an der ein Menschenalter später das größte staatsmännische Genie des Jahrhunderts die Geschicke Deutschlands lenken sollte, so war es weiter eine seltsame Fügung, daß die Eltern Ernst von Wildenbruchs den Ehebund schlossen auf einem Boden, der unzertrennlich mit dem Gedächtnis an den größten dichterischen Genius der Nation verknüpft ist. In der kleinen uralten romanischen Dorfkirche von Kochberg, dem langjährigen Wohnsitz Charlotte von Steins, wurden am 9. August 1837 Louis von Wildenbruch und Ernestine von Langen getraut. Bei der Schwiegertochter des Hauses, Frau Luise von Stein geb. von Altenstein, ihrer nahen Freundin, hatte Ernestine die letzten Monate ihres kurzen Brautstandes als Gast auf Kochberg verbracht; im kleinsten Kreise, zu dem auch der Vater Luisens von Stein, der Minister Altenstein gehörte, ward eine stille Hochzeit gefeiert, und von Kochberg aus schritten die Neuvermählten in das neue gemeinsame Leben. Ihr nächstes Reiseziel am nächsten Morgen war Saalfeld.

In den Briefen, die während Ernestinens Aufenthalt in Kochberg die Verlobten miteinander wechselten, finden sich zwei Äußerungen, die für beide charakteristisch sind nicht nur in bezug auf die damalige Situation, sondern mehr noch auf das, was noch in der Zukunft lag. „Du weißt,“ schreibt Louis, „und wirst hoffentlich in der Folge Dich immer mehr davon überzeugen, daß aus der bloßen Gewohnheit des Zusammenlebens und des sinnlichen Wohlgefallens uns durch unser

genaues und immer genaueres gegenseitiges Anschließen eine so innige herzliche Liebe aufgegangen ist und alle anderen Gefühle überwuchert hat, daß ich mir selbst oft staunend die Frage vorlege, wie es denn dazu gekommen ist und warum es nicht schon viel früher dazu gekommen ist? Siehst Du, Geliebte, damit es so kam, mußten wir beide durch traurige Lebensereignisse immer mehr aufeinander hingewiesen werden und ich mußte zuletzt mich überzeugen, daß alle Liebe, welche die Welt für mich noch enthielt, nun vereint nur in einer Brust und in einem Herzen lebte und das war seit einem halben Jahr das Deine."

Und Ernestine schreibt einmal: „Ich fragte mich wohl oft vor Gott, ob es wohl recht sei, ein anderes Geschöpf so zu seinem Herrn zu machen. Ich konnte nichts anderes tun, als mein Herz im Gebet vor ihm niederzulegen und immer war mir's, als gäbe er es mir wärmer und liebender zurück," und ein andermal: „Es ist eine sehr gewöhnliche Ansicht der Frauen, dem Geliebten nie ihre ganze Liebe zeigen zu wollen. Die gewöhnlicheren tun es aus kleinlichen Rücksichten, die besseren halten es für eine Art Unweiblichkeit, den ganzen Umfang ihrer Gefühle zu zeigen — mir ist es anders, ich habe nichts anderes, nichts Besseres zu geben und mich kränkt's nur, daß ich es Dir nicht halb so schön, so innig aussprechen kann, als ich es fühle. Alles was gut in mir ist, steht in Beziehung zu meiner Liebe."

So sah es in den Herzen der beiden Menschen aus, die in einem Flügel des Radziwillschen Palais im Herbst 1837 ihren Herd gründeten, in sehr bescheidenen Verhältnissen, aber voll starken Vertrauens auf die Zukunft. Über der Schwelle stand der türkische Reisewunsch geschrieben: chaira karschu, dem Glück entgegen!

Fast fünf Jahre zogen ins Land, die Pforten des Lebens gingen auf und zu, ohne daß etwas Außerordentliches hereingetreten wäre. Zwei Kinder wurden geboren, zwei Mädchen, Luise und Bertha, der Premierleutnant rückte zum Rittmeister und Eskadronschef auf. König Friedrich Wilhelm III. versammelte sich zu seinen Vätern; von einer Aureole von unerfüllten und unerfüllbaren Hoffnungen und Träumen umgeben bestieg sein Sohn als Friedrich Wilhelm IV. den Thron. Alle Welt horchte auf, was die neue Zeit bringen würde. Auch im Palais Radziwill regten sich Erwartungen. Ungleich seinem gemessenen Vater

war der vierte Friedrich Wilhelm ein nicht nur gern, sondern auch liebenswürdig Gebender. Man liebte ihn, man hoffte auf ihn und sollte auch nicht enttäuscht werden. Der König, mit den innersten Wünschen und Neigungen seines Verwandten, seines „lieben teuren Louis“ wohl vertraut, fragte den Rittmeister bei den Garde-Kürassieren, ob er nicht Lust habe, preußischer Generalkonsul in Syrien zu werden.

Das war im Winter 1841; fast genau zwölf Jahre waren seit dem einsamen Ritt von Skutari nach Damaskus verstrichen. Die alte Liebe zum Orient war nie erstorben, beim ersten Lufthauch loderte der schlummernde Funke zur Flamme auf. Das einzige Bedenken, das allerdings recht schwer ins Gewicht fiel, war, ob er es vor Frau und Kindern verantworten könne, die Vorteile einer durch 21jährigen Dienst gesicherten und nach seinen bisherigen Erfolgen aussichtsreichen militärischen Stellung wenn nicht ganz aufzugeben, so doch in Frage zu stellen um den Preis einer Laufbahn, in der er im günstigsten Fall ein Anfänger war, der sich noch die Sporen verdienen sollte. Bedenken, die, wie sich später herausstellen sollte, nur zu berechtigt waren. Auf der anderen Seite handelte es sich bei der Anfrage um einen besonderen Gunst- und Vertrauensbeweis des Königs, dessen Zurückweisung wieder im Hinblick auf die Zukunft der Seinigen nicht ratsam erschien, und vor allem, er hatte das Gefühl, daß er gerade für diese Stellung nach seinen Neigungen und nach seinen Kenntnissen befähigt, ja im eigentlichen Sinne berufen sei. Unter seinen nachgelassenen Papieren findet sich das — undatierte — Konzept eines an den Minister gerichteten Memoires, das ein helles Licht gleicherweise auf die allgemeine politische wie auf die persönliche Lage und den Charakter Louis von Wildenbruchs wirft.

„Die Stelle eines preußischen Generalkonsuls,“ beginnt das Memoire, „ist mir angetragen worden. Der ehrenvolle Beweis des Zutrauens Sr. Majestät des Königs, welcher mir dadurch zuteil wurde, ließ mich die Bedenken, welche sich der Annahme einer solchen Stellung entgegensetzten, nicht beachten. Dem Dienste des Königs und meines Vaterlandes habe ich seit 21 Jahren ohne alle Rücksicht auf meine persönlichen Verhältnisse mich gewidmet. Als Lohn ward mir, außer dem erhebenden Gefühle redlich erfüllter Pflicht, eine Stellung, welche einen ehrenvollen Wirkungskreis gewährt. Ich bin in diesem Augenblick zweitältester

Eskadronschef, [genieße] den Ruf eines guten Kavallerieoffiziers, die Achtung meiner Vorgesetzten und Kameraden, die Liebe meiner Untergebenen. Ich darf dieses sagen ohne ruhmredig zu erscheinen und habe mir alles, was ich ward und erlangte, redlich verdient. Nichts in meiner Laufbahn verdanke ich der Protektion, suchte diese nie, so vielfache Wege mir dafür offenstanden. Ich bin nicht reich, beglückt indes durch den Besitz einer treuen Frau, welche eine selbständige und reichliche Existenz aufopfernd um mir anzugehören, auch das aufgeben mußte, was sie durch zehnjährige Dienste als Hofdame gesichert glauben konnte. Vater zweier Kinder. Die ehrenvolle Stellung, welche mir jetzt als ein unschätzbarer Beweis des königlichen Zutrauens geboten wird, habe ich nicht gesucht, sie wurde mir unerwartet angeboten." Und bei der Behandlung der Gehaltsfrage, wo gelegentlich die Äußerung fällt, „ich war 18 Jahre hindurch Leutnant und habe einen nicht unbeträchtlichen Teil meines nie reichlichen Vermögens aufopfern müssen, um den Anforderungen meines Standes zu genügen", findet sich unter den Argumenten, die für eine Erledigung in seinem Sinne sprechen müßten, neben den Rücksichten auf die Zukunft seiner Familie, am Schluß der Hinweis, „daß ich endlich der Sohn eines Mannes bin, dessen Name auf die wenigen nicht ruhmvollen Seiten, welche die Geschichte Preußens bietet, den lichten Glanz aufopfernder Vaterlandsliebe ausgleichend verbreitet".

In den sachlichen Ausführungen aber über die Aufgaben, die ein preußischer Generalkonsul in Syrien im gegenwärtigen Zeitpunkt zu lösen habe, tritt nicht nur seine genaue Kenntnis von Land und Leuten, denen er starke Sympathien entgegenbringt — „ich kenne und achte die Türken hoch" —, seine eben auf dieser Sachkenntnis begründete scharfe Erfassung der allgemeinen politischen Situation im Verhältnis der Türkei zu den europäischen Mächten, sondern auch der Punkt ans Licht, der dem König die Besetzung des syrischen Generalkonsulats mit einem besonderen Vertrauensmanne im Augenblick so wichtig und dadurch die Berufung auf diesen Posten zu einer besonders ehrenvollen machte: die Errichtung des protestantischen Bistums in Jerusalem. „Nur zwei Nationen haben im türkischen Reiche überwiegendes Ansehen: Rußland und England. Ersteres kommt für Syrien nicht in Betracht, um so mehr England ... Schon zur Zeit meines Aufenthaltes in Syrien war das Ansehen

und der Einfluß Englands überwiegend und in wie übergroßem Maße dieser zugenommen haben muß, läßt sich leicht denken ... Aus dem Gesagten läßt sich ein erfreulicher Schluß auf das Gedeihen des Unternehmens ziehen, zu dem Preußen und England sich die Hand boten. Preußens Ansehen im Orient ist größer als man es bei den wenigen bestehenden Relationen glauben sollte. Dieses zu bewahren und zu erhöhen wäre die Aufgabe eines dortigen Residenten. Sie scheint mir nicht zu schwierig. Schon der Wahlspruch unseres königlichen Hauses deutet die Mittel an. Mögen nun Kurzsichtige und Übelwollende auf die Stiftung eines protestantischen Bistums in Jerusalem ihre Glossen machen. Meiner Überzeugung nach können die Folgen dieser Maßregel unendlich groß sein ... Bei dem regen Eifer für etwas Höheres und Dauernderes als irdischen Vorteil, der in keinem Orientalen ganz erstorben ist, ist mir der Erfolg ganz unzweifelhaft ... Ich selber sehe es als ein großes und außerordentliches Glück an, zu so schönem Zwecke mitwirken zu dürfen. Was mich dazu befähigt, ist zwar nicht ausreichend, doch habe ich Lust und Liebe zur Sache und da wird das Fehlende leicht ersetzt. Ich kenne den Orient und war froh und zufrieden unter seinen Bewohnern. Acht Monate reiste ich allein durch Länder, die der Franke ohne besondere Sicherheitsmaßregeln sonst nicht zu betreten wagt, ich weiß also mit den Orientalen umzugehen. Ich sprach damals ziemlich fertig türkisch und werde das, was ich in dieser Kenntnis hier im Laufe von elf Jahren einbüßen mußte, bald ersetzen. Der französischen, englischen und italienischen Sprache bin ich ganz mächtig. Alles dieses läßt mich hoffen, die Stellung, zu welcher der Wille Sr. Majestät mich erwählte, nicht ganz unwürdig auszufüllen."

Man sieht schon hieraus, daß der Posten ihm wesentlich unter politischen Gesichtspunkten und wegen der Aussicht, eine Reihe von Jahren wieder in dem geliebten Orient verbringen zu dürfen, anziehend erschien. Die Handelsinteressen Preußens in Syrien waren damals kaum der Rede wert, und was sonst die Arbeit des Konsuls in Anspruch nahm, war eine zwar ziemlich ergiebige, aber nicht erfreuliche Beschäftigung mit allen möglichen entgleisten und brüchigen Existenzen, die in der Heimat den Boden verloren hatten und nun den Orient mit ihrer zweifelhaften Anwesenheit beglückten, eine Quelle dauernden Verdrusses der

Konsulate, und, was vor allem schmerzlich empfunden wurde, beständiger Schädigung des europäischen Ansehens in den Augen der Orientalen. Daß die Entwicklung der europäischen Politik gerade in den nächsten Jahren den syrischen Boden infolge des Zusammenstoßens englischer und französischer Interessen zu einem hervorragend interessanten Schauplatz für einen auch nur beobachtenden Diplomaten machen würde, war damals zwar noch nicht vorauszusehen. Trotzdem entschied sich der neue Generalkonsul, der einstweilen auf fünf Jahre unter Offenhaltung seiner militärischen Stellung sich verpflichtet hatte, und dem für den Amtssitz die Wahl zwischen Jerusalem und Beirut gelassen war, mit richtiger Witterung für den syrischen Küstenplatz, der nicht nur die bequeme Schiffsverbindung nach verschiedenen Seiten hatte, sondern auch schon die Residenz der Generalkonsuln der anderen Großmächte war, also eine Art diplomatischer Dependenz von Konstantinopel darstellte.

Am 12. Juli 1842 ward der Reisepaß für „unseren Rittmeister und Generalkonsul in Syrien Ludwig von Wildenbruch in Begleitung seiner Gemahlin und seiner beiden Töchter, der Kinderfrau Elisabeth Lund und des Bedienten Georg Stahnfeld über Wien und Triest nach Syrien" ausgestellt.

Ende August war man nach sehr beschwerlicher Reise am Ziel, und der Anblick der Stadt vom Schiff aus, die Häuser mit flachen Dächern zwischen lauter Gärten, tat den durch die Baumlosigkeit von Griechenland und Kleinasien „förmlich gekränkten" Augen sehr wohl. Am Lande freilich sah die Sache wesentlich anders aus. „Seit ich die Stadt betrat, sah ich noch nichts Hübsches," klagt Frau Ernestine, „könntest Du die Stube sehen, in welcher ich mit den Kindern wohne, Du würdest erschrecken ... Auch kann ich nicht leugnen, daß ich etwas melancholisch bin, dabei sind die Mieten so unvernünftig, daß man uns für wahre Hundelöcher 800—1000 Taler abfordert und gleich mit der Bedingung anfängt, auf drei Jahre zu mieten und die Miete auf drei Jahre voraus zu zahlen." In dem erwähnten Memoire hatte Louis von Wildenbruch darauf hingewiesen: „Im Orient gilt der Mann nur durch ein gewisses äußeres Auftreten, ohne dem ist er auch bei der ausgezeichnetsten Persönlichkeit übersehen und mißachtet," aber zugleich dunkler Ahnungen voll bescheiden erklärt, er denke nicht daran, „mit englischen Beamten



Prinz Louis Ferdinand
von Preußen

zu wetteifern“, nur „hinter allen anderen zurückstehen darf der Repräsentant Preußens nicht“. Man hat ihn wegen dieser Verwegenheit, mit der er an ehrwürdigsten Überlieferungen preußischer Staatsökonomie zu rütteln sich unterstanden, zwar nicht bestraft, wohl aber ihm in Gnaden gestattet, den Orientalen den Beweis zu liefern, daß der Repräsentant Preußens auch ohne genügendes Einkommen seinen Mann stehe.

Daß ihm dies in den folgenden Jahren in einer ihn selbst überraschenden Weise glückte, daß es ihm gelang, politisch und gesellig sich bei Europäern und Türken eine angesehene Stellung zu erobern und zu behaupten, das hatte er nicht zum wenigsten seiner Frau zu danken, die das am grünen Tisch in die Einschränkungsfähigkeit einer preußischen Diplomatenfrau gesetzte Vertrauen glänzend rechtfertigte. Mit welchen Opfern, auch rein körperlichen, das aber erkauft wurde, das ward keinem, auch nicht dem eigenen Manne, in seinem ganzen Umfang klar. Man muß es zwischen den Zeilen der Briefe lesen, die an die Freunde und Verwandten nach Europa gingen, in denen kaum je eine Klage laut wird und die doch erraten lassen, welch eine Last an Arbeit und Verantwortung von dieser Frau mit lächelnden Lippen und hellen Augen in jenen Jahren getragen worden ist. Eine äußerst gewissenhafte und zärtliche Mutter, die jedem einzelnen ihrer sehr verschieden gearteten Kinder mit nie versagender Geduld und stets wachem Verständnis gerecht zu werden weiß, gehört sie doch entschieden zu jenen Frauennaturen, für die der Mann unbedingt vor den Kindern kommt. Für ihn ist sie jede Stunde bereit, immer elastisch, immer aufnahmefähig, immer hilfsbereit mit ermunterndem Zuspruch und klugem Rat, Scheucherin von lästigen Sorgen und lästigen Menschen, toujours en vedette. Mit einem Wort, das Ideal einer Diplomatenfrau, und was mehr ist, einer Frau überhaupt. Nicht nur als eine auch bei den seltsamsten und überraschendsten Zwischenfällen an Besuchen durchreisender Prinzen oder inspizierender Paschas nie aus der Fassung zu bringende Hausfrau, die ein nach Rasse, Alter, Geschlecht, Bildungsstufe höchst buntgemischtes Dienstpersonal fest in leichter Hand hält und lenkt, sondern ebensosehr als Gefährtin der Stunden tiefgeheimen Glücks in der dionysischen Daseinsfreudigkeit und gesunden Lebensbejahung eines starken Temperaments. Einen sehr reizvollen Einblick in das Leben jener Jahre und in das Innere der ausgezeich-

neten Frau gewähren ihre an eine Freundin in der Heimat gerichteten Briefe, die vor zehn Jahren veröffentlicht worden sind; aber sie zeigen nur eine Seite. Ganz erschließt sie sich eigentlich doch erst in der Korrespondenz mit dem Gatten in Zeiten der Trennung, die ihnen teils durch die amtlichen Reisen des Mannes auferlegt wurden, teils durch die klimatischen Verhältnisse von Beirut, die in den Sommermonaten für die Familie den Aufenthalt in der Bergluft des nahen Libanon erheischten.

Immer wieder gewinnt man den Eindruck, daß diese beiden Menschen in jeder Umgebung und unter allen Verhältnissen in ihrer Gemeinschaft ein unzerstörbares Glück besitzen, und daß die sie jeweilig umgebende Umwelt auf diesen Besitz nur einen verschwindend geringen Einfluß gewinnt. Übrigens hatte gerade in Beirut das anfängliche Gefühl des Fremdseins in der Umgebung sehr bald einem fast heimatlichen Behagen Platz gemacht. Auch Frau Ernestine begann Land und Leute liebzugewinnen und vor allem die gehaltene würdevolle Noblesse des Orientalen im Verkehr zu schätzen und war, ohne gegen die Untugenden und besonders die Mißstände der türkischen Paschawirtschaft blind zu sein, mit ihrem Manne geneigt, dem echten Türken vor dem Durchschnittseuropäer einen entschiedenen Vorzug einzuräumen. Aber auch die europäischen Elemente, die sich hier aus aller Herren Länder im diplomatischen Korps zusammenfanden, erwiesen sich, so fragwürdige Existenzen namentlich als Anhängsel der französischen Kolonie immer wieder bald Befremden erregten, bald die Spottlust herausforderten, bei näherer Bekanntschaft menschlich sympathischer, als sie nach den ersten Eindrücken erschienen waren. Gemeinsame Erlebnisse freudiger und trauriger Art schlossen unwillkürlich die Mitglieder der europäischen Kolonie näher zusammen. Es waren Männer und Frauen in der Blüte des Lebens, und Taufen der Kinder gaben immer wieder Anlaß, gesellige Beziehungen durch Gevatterschaft in freundschaftliche zu verwandeln. Gleich bei dem ersten Kinde, das — am 21. Oktober 1842 — Louis und Ernestine von Wildenbruch auf arabischem Boden beschert war, zugleich dem ersten Sohn ihrer Ehe, waren der englische Generalkonsul Rose und die Frau des französischen Konsuls Bourrée Paten, und daß es sich hier nicht nur um Akte der Courtoisie handelte, sondern daß mit diesen und anderen Mitgliedern des Beiruter diplomatischen Korps auch in

späteren Jahren freundschaftliche Beziehungen bestanden und die gemeinsam verlebten Jahre in freundlichster Erinnerung bewahrt wurden, ist durch vielfache briefliche Äußerungen verbürgt. Die Freude über den Stammhalter, der zu Ehren seines Großoheims, des Prinzen Heinrich, den Namen Heinrich und zu Ehren seines Geburtslandes den Namen Emin erhalten hatte, ward den Eltern indessen bald getrübt. Im Sommer des folgenden Jahres (1843) starb die dreijährige Tochter Bertha nach langem Siechtum in Schumlan am Libanon, dem diesjährigen Zufluchtsorte vor der unerträglichen Hitze Beiruts. Noch nach Jahren lebt immer wieder in Ernestinens Briefen die Erinnerung an die Stunde auf, „in welcher unser geliebtes Kind, während die glühende Abendsonne in das Zimmer schien, ihre langen Leiden endete“.

Im April des folgenden Jahres unternahm sie gemeinsam mit ihrem Mann eine längere Reise durch Palästina über Nazareth nach Jerusalem, genoß dort in den ersten Maiwochen den Zauber der heiligen Stadt und kehrte über Sichem, „das himmlisch liegt“, und Tabor, wo sie in „himmlischer Ruhe im Genuß des herrlichen Ortes“ Petri Worte: „Hier ist gut sein, laßt uns Hütten bauen!“ aus ganzer Seele nachempfand, nordwärts zu den Quellen des Jordan bis Banias, „eine der schönsten Gegenden, die ich je sah“ und von dort den Libanon übersteigend, über Saida nach Beirut Ende Mai oder Anfang Juni zurück. Bald nach ihrer Heimkehr fühlte sie sich wieder Mutter.

In der zweiten Hälfte des Juni flüchtete sie sich mit den beiden Kindern wieder ins Gebirge, diesmal nach Kurnail am Libanon, von Beirut zu Pferde in acht bis zehn Stunden zu erreichen. Eine behagliche Sommerfrische, wie es schien. Die Nähe von Beirut ermöglichte einen ziemlich regen Verkehr, die Dienerschaft — Eingeborne und Europäer — gingen oft mit Botschaften hin und her. Auch ihr Mann kam hin und wieder zu einem flüchtigen Besuch heraus. Zu ihrer persönlichen Bedienung hatte sie eine junge hübsche Triestinerin, Maria, aus einfachen Verhältnissen stammend, aber durch ihren feinen Takt ihr höchst sympatisch und daher viel mehr wie eine Tochter, denn als Dienerin angesehen. Anfängliche Sorgen um die Gesundheit des Jüngsten zerstreuen sich, kein Wölkchen am Himmel. Am 17. Juli gab es Besuch, der junge preußische Konsul in Jerusalem, Schultz, der gleichzeitig mit Wildenbruchs nach

Syrien gekommen war, erschien in Kurnail, sich vor seiner Abreise nach Deutschland zu verabschieden. Es war aber wohl nicht nur die schuldige Höflichkeit gegen die Gemahlin seines Vorgesetzten, sondern ebensosehr der Wunsch, der hübschen Maria, die er schwärmerisch liebte und die bereits dreimal seine Hand ausgeschlagen, weil sie sich ihm an Bildung nicht ebenbürtig fühlte, Lebewohl zu sagen. Zu einem nochmaligen Antrag, der ihm auf der Zunge brannte, konnte er sich aber nicht entschließen und reiste ohne Aussprache wieder nach Beirut zurück, wo er seinem höchst überraschten Chef in später Abendstunde das Geständnis seiner Liebe ablegte, zu dem er der Angebeteten gegenüber nicht den Mut gefunden hatte. „Sage mir, lieber Engel," schreibt Louis von Wildenbruch halb ärgerlich, halb belustigt, „ob Du je einen dämlicheren Kerl gesehen hast, als den guten Schultz! Nicht etwa, weil er Maria heiraten will, denn das finde ich sehr natürlich, aber weil er mir mit seiner Confidence angestochen kommt, nachdem er glücklich hier angelangt ist, und zwar abends 10 Uhr nachdem er sich durch mehrere Nargilehs Courage gemacht . . . Vermutlich hat bei Dir die Bombe zur selbigen Zeit eingeschlagen, wie bei mir in Beirut . . . Ich weiß nicht, wenn ich S. wäre, so wäre ich pro primo von Kurnail gar nicht fortgegangen, hätte ich dieses indes dennoch getan, so wäre ich secundo schon unterwegs dahin und ‚träumte seligen Traum . . .' Ich erhalte soeben Deine Zeilen vom 21., aus denen ich sehe, daß Du noch in Unwissenheit schwebst über die Evenements Deines Hauses. Vermutlich hat die kleine Maria kein Nargileh gehabt, um sich Mut zu rauchen. Schultz ist schwärmerisch und fürchterlich langweilig. Er will übermorgen — Dienstag — wieder nach Kurnail hinauf und unter den Nußbäumen etwas kosen. Er hätte es kürzer haben können, wenn er gleich obengeblieben wäre." Eine Verlobung mit Hindernissen, ein Lustspielmotiv, das auf dem Polterabend der beiden sicher eine Verwertung verdient hätte.

Aber während der Generalkonsul in Beirut mit Behagen an der komischen Figur des schüchternen Liebhabers sich ergötzt und ihn mit ermunternden Glückwünschen wieder zum Libanon hinaufschickt, jagt wenige Stunden später von Kurnail ein Eilbote nach Beirut mit einem Brief Ernestinens an ihren Gemahl, dessen Inhalt mit einem Schlage die anscheinend so komische Situation ins Tragische verzerrt. Am

Morgen desselben Tages ist ein an Maria gerichteter Brief in ihre Hände gefallen, der sie aufs tödlichste erschreckt, geschrieben von dem Jäger ihres Mannes, in dem dieser, in wütender, rasender Eifersucht über die erfolgte Verlobung, das Mädchen „mit den gemeinsten Beleidigungen beschimpft, ihr droht, sie bei ihren Angehörigen zu verleumden und sich bei ihrer Hochzeit am Altar zu erschießen. Es ergibt sich auf Befragen, daß dies nicht der erste Brief derart ist. Daraufhin schickt Ernestine die Eilbotschaft nach Beirut. Man fürchtet Selbstmord. Um unliebsames Aufsehen zu vermeiden, trifft der Generalkonsul die Anordnung, den unzurechnungsfähigen Menschen in aller Stille mit einem türkischen Dampfschiff, das in wenigen Stunden abgehen soll, einzuschiffen. Dieser aber bekommt von der Sache Wind, stiehlt sich aus dem Hause, nimmt sich ein Pferd und eilt im Sturmritt nach Kurnail. Als man in Beirut sein Verschwinden bemerkt, wird sofort ein Kawaß mit einem Briefe an Ernestine nachgeschickt. Doch jener ist ihm um wenige Augenblicke zuvorgekommen und nun begibt sich, was Ernestine selbst beschreibt: „Ich sah aus dem Fenster (es war heller Mondschein) den Kawassen kommen, und weil ich den Brief von Louis — er konnte ja die Nachricht vom Selbstmord enthalten — nicht in Marias Gegenwart öffnen wollte, laufe ich ihm entgegen und trete in ein auf dem Hof vor meiner Thür aufgeschlagenes Zelt, in welchem Licht war um zu lesen, der Kawaß mit mir. Das Haus von Kurnail ist ein sehr weitläuftiges Gebäude mit dunkeln Gängen, welches nie ausgebaut worden und im letzten Kriege wieder halb zerstört wurde. Es hat Eingänge an allen Seiten, der Mörder kannte Schritt und Tritt. Neben meinem Zimmer war ein dunkles zerstörtes Gemach, dort war er seit vielleicht fünf Minuten versteckt. Die Ankunft des Kawassen, die er von dort aus sah, zeigte ihm, daß er entdeckt sei. So stürzt er in mein Zimmer, wo Maria mit ihrem Verlobten saß. Er war fünf Schritt vor ihr, schießt sie gerade durchs Herz und stürzt hinaus. Ich hinein, der Kawaß, alle Leute des Hauses hinter ihm her. Das Untier verletzte noch einen der ihn verfolgenden Drusen und hatte noch Kaltblütigkeit genug zu sagen: Das war dem Kawassen bestimmt, und verschwand in einer kleinen Schonung, wo ein dritter Schuß seinem unglücklichen Leben ein Ende machte ... Es war der entsetzlichste Augenblick meines Lebens. Es sind heute

(1. August) neun Tage, und ich sehe nichts als das sterbende Mädchen, höre nichts als ihr tiefes Stöhnen. — Sie sprach kein Wort mehr. Die Augen waren gebrochen. Es war zu fürchterlich. Du kannst Dir's nicht denken, ein Mord in meinem Hause, verübt an einem mir anvertrauten Mädchen. Das Bild der Eltern verfolgt mich wie ein Gespenst ..." — —

Am 3. Februar 1845 gebar Ernestine von Wildenbruch einen Knaben, den sie wie eine Gnade Gottes begrüßte. „Deine herrliche Mutter," schrieb viele Jahre später der Vater am Einsegnungstage dieses Sohnes in eine ihm bestimmte Bibel, „nannte Dich ihr Gnadenkind, weil Du gesund und kräftig geboren wurdest, während sie Dich unter ihrem Herzen trug, als Maria Wilhelmi neben ihr ermordet wurde. Gott gebe, daß Du den Namen des Gnadenkindes rechtfertigest."

Am Tage der Geburt aber schreibt er an Wilhelm Radziwill: „Meine Frau ist heute (am 3. Februar) vor einer Stunde und wenige Stunden vor dem Abgange des Dampfschiffes sehr glücklich von einem starken und gesunden Jungen entbunden worden, den Gott gnädig beschützen wolle, so wie er der Mutter in ihrem kurzen aber schweren Leiden treulich beigestanden hat . . . Wie er heißen wird, wissen wir noch nicht, jedenfalls indes erhält er den Namen irgendeiner in Syrien tätig gewesenen historischen Personage, also steht den Damen die Entscheidung frei unter: Abraham, Jakob, Isaak, Nebukadnezar, Alexander, Pompejus, Titus, Ali, Kaled, Salaheddin, Ketbogna, Hulaghu, Holofernes und Napoleon."

In Wirklichkeit wurde der mit diesen Namen Bedrohte am 25. Februar auf den Namen Ernst getauft.

Und während in den Tälern und Schluchten des nahen Libanon sich in diesem Sommer Drusen und Christen in wilder Wut bekämpften, während die Flammen der geplünderten Dörfer den nächtlichen Himmel färbten und das Kleingewehrfeuer der Streitenden bis in die Straßen von Beirut hineintönte, während die Erde selbst unruhig wurde und in nächtlichem Beben die Mauern der Villa d'Assad El Kajar in ihren Grundfesten erbeben machte, während England und Frankreich drohend gegeneinander die Fäuste zu ballen begannen, wuchs und gedieh, von einer arabischen Amme genährt, das Gnadenkind zur Freude seiner Eltern, vor allem seiner Mutter.

II

Wanderjahre

1. Beirut — Berlin

Seh' ich wieder jene Räume,
Wo als Knabe ich gespielt,
Kehren wieder alte Träume,
Glück und Leid, das ich gefühlt ...

Längst erloschene Gesichter
Werden lächelnd wieder wach,
Längst vergessene Geschichten
Tauchen rings aus dem Gemach.

Und es naht in alter Weise
Ein geliebter Schatten sich,
Und die Hand, die manchmal leise
Über Kindes Locken strich,

Rührt das müde Haupt mir wieder
Sanft und segnend, fromm und mild,
Schweigend betend sink' ich nieder
Vor der Mutter heil'gem Bild.

Ernst von Wildenbruch.

Die seltsamen und tragischen Begebenheiten, die den Werdenden noch vor seinem Eintritt in das Leben bedrohten, die Frühlingsgewitter der großen europäischen Krise, die um die Wiege des Neugeborenen mit Donner und Blitz sich entluden, sollten sich als Vorboten der Wetterlage erweisen, unter deren Einfluß die Kinderjahre Ernst von Wildenbruchs standen. Wie in den ersten Wochen seines Daseins, war es ihm auch in der Folge beschieden, bei den schweren und unheildräuenden Erschütterungen, die die Grundlagen Preußens und Deutschlands und das Gleichgewicht Europas in dem Jahrzehnt von 1845 bis 1855 bedrohten, in entscheidenden Augenblicken sich im Mittelpunkt oder doch hart an der Peripherie des Unwetters zu befinden, Weltgeschichte als nächster Zuschauer zu erleben. Das Erleben teilte er zwar mit allen Zeitgenossen, aber daß er, einstweilen freilich nur indirekt, so stark bis in den Frieden seiner Kinderstube hinein die elektrischen Schläge weltgeschichtlicher Katastrophen spürte, das war doch etwas Besonderes, das sich zum Teil erklärt aus dem Beruf seines Vaters, den immer wieder das Schicksal auf exponierte Posten stellte, zum Teil aber auch aus dem leidenschaftlichen, aus dem Gefühl der persönlichen Mitverantwortung erwachsenden Anteil, den Vater und Mutter an den Weltbegebenheiten

nahmen. Auch in der Folge wurde, wie in Syrien und in noch höherem Grade als dort, innerhalb der vier Wände seines elterlichen Hauses Politik nicht nur beredet, sondern gemacht, nicht weltbewegende, wohl aber aus dem Bereich einer begrenzten Aufgabe zum großen Ganzen wirkende politische Arbeit, die jede Wendung der Weltlage nicht nur wie ein empfindliches Instrument sofort registrierte, sondern auch in ihren besonderen Bahnen und Zielen beeinflußte. Und das ganz Besondere war noch, daß diese Ausstrahlungen nicht an der Schwelle des Kinderzimmers haltmachten, daß nicht nur der Vater, sondern auch die Mutter in dieser politischen Welt lebte und tätig war; daß die Hand, die dem Kinde vorm Einschlafen über die Locken strich, oft müde war vom Mundieren diplomatischer Noten und Aktenstücke, und die Augen, in deren zärtlichem Glanz sich die kleine Kinderseele vorm Eintritt ins Traumland so gern noch einmal sonnte, heiß waren von Sorgen schlummerloser Nächte um das Schicksal von König und Vaterland.

Allerdings entsprach es auch der schwerflüssig träumerischen Art des bei aller scheinbaren heiteren Anteilnahme an der Außenwelt in sich gekehrten Kindes, daß von Reaktionen seiner Seele auf diese Einflüsse lange, lange Jahre ebensowenig etwas zu spüren war, als während der Erdbeben, die im Säuglingsalter seine Wiege erschütterten. Aber daß die Ereignisse jener Jahre und ihre Widerspiegelung in den Mienen der Eltern sich doch schon damals tief in die Seele des Kindes gegraben und dort Wurzel gefaßt haben, das wird keiner bezweifeln, der das Lebenswerk und die Lebensrichtung Ernst von Wildenbruchs sich in ihren Grundbedingungen vergegenwärtigt. Alles, was damals scheinbar spurlos an den träumerischen Augen des Knaben vorüberging, ja was er seinem Alter nach noch gar nicht in seiner Bedeutung und Tragweite auch nur ahnend zu erfassen vermochte, ist doch Bestandteil seines Wesens geworden, Saat und Keim künftiger Gedanken und Werke, Grundlage der menschlichen und dichterischen Persönlichkeit, die vor uns aufsteht, wenn wir seinen Namen nennen.

Seiner arabischen Amme pflegte er sich in späteren Jahren mit einem gewissen Stolze zu rühmen. Sonst aber lag sein Geburtsort und was sich dort begeben außerhalb des Bereiches seiner persönlichen

Erinnerung. Und das ist kein Wunder, da seine Eltern bereits im Sommer des Jahres 1847 nach Deutschland zurückkehrten. Die fünf bei dem Antritt des Postens ausgemachten Jahre waren abgelaufen. Eine harte aber auch erfolgreiche Arbeit lag hinter Louis von Wildenbruch. Er konnte sich rühmen, in einer sehr schwierigen Lage geschickt und würdig die Interessen Preußens vertreten, sich bei seinen diplomatischen Kollegen und auch bei den maßgebenden türkischen Staatsmännern den Ruf eines klugen, sehr sachkundigen, konzilianten, aber, wo es sein mußte, auch sehr energischen Diplomaten erworben zu haben. Ganz besonders hatte er sich als der berufene Vertreter Preußens im Orient noch in den letzten Monaten des Jahres 1846 bewiesen als Verweser des erledigten Generalkonsulats in Alexandrien in ziemlich verfahrenen und unerquicklichen Verhältnissen und hatte die Genugtuung gehabt, an dem klügsten und bedeutendsten Mann des damaligen Orients, dem alten Mehemed Ali, dessen Studium ihm immer wieder eine Fülle psychologischer Ergötzung bot, einen eifrigen Gönner und Würdiger seiner diplomatischen Fähigkeiten zu finden, der wieder und wieder ihm nahelegte, das syrische mit dem ägyptischen Generalkonsulat zu vertauschen. Dazu hatte Wildenbruch keine Lust verspürt, der trotz Mehemed Ali und trotz seines Entzückens über das Klima von Kairo doch den Posten in Beirut für den politisch wichtigeren und sozial dem in Alexandrien weit vorzuziehenden ansah. Wenn überhaupt eine Veränderung stattfinden sollte, so zielten seine Wünsche zunächst nach Athen, aber auch dies nur — einstweilen im tiefsten Verborgenen — gedacht als Sprungbrett für Konstantinopel. Zunächst winkte indes der Heimatsurlaub, und mit dem Gedanken, nach seinem Ablauf vorerst doch wieder nach Beirut zurückzukehren, trennte man sich von Syrien, wie sich bald herausstellen sollte, für immer. In Berlin, wo die Familie wieder im Radziwillschen Palais ihr Quartier aufschlug, schien sich nun aber die Hoffnung auf Athen unerwartet schnell verwirklichen zu sollen. Und in Erwartung einer in kürzester Frist dort eintretenden Vakanz ward er einstweilen über seinen eigentlichen Urlaub in Berlin zurückgehalten, um für Athen bereit zu sein. Da sich aber schließlich die griechische Angelegenheit anders erledigte, begann man im März 1848 endlich doch wieder die Koffer für Beirut zu packen, als plötzlich das lange drohende Gewitter losbrach: der Aufstand in Berlin.

Jahre-, jahrzehntelang hatte man eigentlich darauf gewartet, auch in den Kreisen, die nicht darauf hofften. Nicht, daß man sich die Katastrophe gerade in dieser Form, unter diesen Begleitumständen vorgestellt hätte; aber daß über kurz oder lang auch in Preußen der revolutionäre Zündstoff in Flammen aufgehen würde, den ein Menschenalter von Verstimmung und Verärgerung darüber, daß nichts geschah, und acht Jahre voll Verdruß und Ärger, daß lauter Falsches und Halbes geschah, aufgehäuft hatten, darüber waren sich die Königstreuen ebenso klar wie wirkliche oder vermeintliche Republikaner. Und zu denen, die mit banger Sorge und mit zornigem Ingrimm die Entwicklung der Dinge in Preußen seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. verfolgten, gehörte auch das Wildenbruchsche Ehepaar. Sie hegten beide eine tiefe, fast leidenschaftliche Liebe für die Person des königlichen Vetters, aber sie kannten ebenso nur zu gut die angeborene Unfähigkeit des glänzenden und liebenswürdigen Planers und Redners, Plan in Wirklichkeit, Wort in Tat umzusetzen, um nicht dem Augenblick, wo von diesem Manne eine Tat verlangt würde, mit dumpfem Bangen entgegenzusehen. Aber das, was nun in jenen Märztagen über Preußen und über das Königtum in Preußen hereinbrach, hatten sie nicht erwartet. Das war schlimmer fast als Auerstädt und Jena. Denn ohne Schwertstreich kapitulierte das Königtum vor der Revolution und kein Prinz Louis Ferdinand deckte mit seinem blutigen Leichnam den Thron Friedrichs des Großen, an dem ein weinender, entschlußloser König mit halbgezücktem Schwert in mitleiderregender Verwirrung sich selbst und die Vergangenheit seines Hauses verleugnete.

So sahen sie ihn, und so mußten sie ihn sehen, die preußischen Patrioten, denen der König das Höchste war und Vaterland nur Preußen; das Preußen, das der alte Fritz einer Welt von Feinden aus den tödlich umklammernden Fäusten gerungen, das Preußen, das mit dem schwarz-weißen Kreuz auf der Brust Anno 1813 den Weltbezwinger zu Boden geworfen. Und ihnen mußte dabei das Wort vom „Aufgehen“ eben dieses Preußens in Deutschland unter dem Banner der schwarz-rot-goldenen Farben wie ein Frevel, wie ein Verrat am Vaterland selbst klingen. Es waren keineswegs bloß „Reaktionäre“, die so dachten und empfanden. Auch Ernst von Wildenbruchs Eltern,

so wild und schmerzlich empört sie waren über die Wendung, die die Dinge nach dem 18. März nahmen, über den Sieg des „Pöbels“, darf man nicht schlechthin als solche ansehen. Die leidenschaftliche Erbitterung, die namentlich in den Briefen der Mutter aus diesen Tagen aufschreit, muß aus der Erregung des Augenblicks gewürdigt werden. Wenn sie am 20. März schreibt: „Ich lege es mir als eine Strafe Gottes für tausendfache Vergehungen aus, in einer Zeit leben zu müssen, in der alles so zugeht wie jetzt. Das Wort Konzession möchte ich gestrichen haben, es ekelt mich an. Fühlst Du denn nicht mit mir die Schande, die Schmach, die darin liegt, so die Schwäche des Augenblicks zu benutzen, daß jeder Lump es wagt, seinem König das Messer an die Kehle zu setzen; diese Nachäfferei der Franzosen demütigt mich so tief. Nach allen unseren Prahlereien von Treue usw. Ich habe mich immer so gefürchtet vor Revolutionen und doch nie geahnt, welch ein Gefühl ich beim Erleben haben würde. Und welcher Zukunft gehen wir und unsere Kinder entgegen? Gottlob, daß doch alles zuletzt ein Ende hat, auch das schwerste Leben,“ so ist sie in ruhigeren Augenblicken sich vollkommen klar darüber, daß diese Katastrophe bei nur einigermaßen staatsmännischem Instinkt des Königs und seiner Ratgeber zur rechten Zeit hätte vermieden werden können, vermieden werden müssen. Als sie die eben angeführten Worte schrieb, war sie auf der Flucht vor der Revolution, und in ihrer Seele zitterten noch nach das Grauen und Entsetzen der „furchtbaren“ Nacht vom 18. zum 19. März, die ihr Mann „als eine Art Adjutant in Zivil“ auf den Straßen mit Schutzmaßregeln für die von Plünderung bedrohten prinzlichen Palais verbracht hatte. Die unmittelbare Nachbarschaft des Palais des Prinzen Karl und der Ministerhotels ließ die Lage der Familie so gefährdet erscheinen, daß in der Frühe des Tages der Entschluß gefaßt wurde, sie nach Wittenberg in Sicherheit zu bringen. Schon stand um die Mittagsstunde der Wagen vor der Tür, um sie nach dem Bahnhof zu fahren, als eine Botschaft des Fürsten Wilhelm Radziwill sie wieder bleiben hieß, da es jetzt friedlich aussehe. „Wir stiegen aus dem Wagen, glückselig, zu bleiben. Auf dem Hofe stehend, kamen Bekannte vorüber, man besprach die Schrecken der Nacht, darüber verging die Stunde der Abfahrt. — Während wir am Gitter standen, kam ein Herr, der erzählte, daß man

soeben unter den Linden den Laden eines Handschuhmachers plündere. — Gleich darauf stürzte ein anständiger Bürger leichenblaß auf Boguslav Radziwill zu und riß ihn ins Haus. Hier bat er ihn, seine Frau und Kinder zu entfernen, der Pöbel sei nicht mehr zu halten und drohe Tod und Verderben den Aristokraten. Er möge uns in den Garten bringen, es könne jeden Augenblick losbrechen. Ich stürzte hinauf nach den Kindern, bereuend, aus dem Wagen ausgestiegen zu sein. Während ich sie holte, wälzte sich eine schwarze Masse Gesindel von der Mohrenstraße nach der Ecke zum Prinzen Karl, wo im selben Augenblick die Fenster klirrend zerbrachen. Die Helden hatten ihre paar Leichen auf einen Möbelwagen gelegt und zogen diesen im Triumph durch die Stadt. Die Schildwachen beim Prinzen Karl wußten nicht, daß sie hierfür präsentieren müßten, und die fliegenden Steine zeigten handgreiflich, daß nun der Pöbel herrsche." Dann war sie mit den Kindern durch den hinter dem Palais gelegenen Garten zu einer Freundin, von dort nach dem Anhaltischen Bahnhof und mit dem nächsten abgehenden Zuge nach Wittenberg geflüchtet. Nur für wenige Tage; in Berlin trat verhältnismäßig schnell Beruhigung ein, und sie sehnte und bangte sich nach ihrem Mann, den die Ereignisse in eine ihr an ihm völlig fremde, dumpfe Apathie versetzt hatten. Als eine Erlösung begrüßte sie es daher, als er in den ersten Apriltagen durch eine Entsendung in einer besonderen Mission nicht nur der qualvollen Existenz in dem seit den Revolutionstagen ihm zum Ekel gewordenen Berlin entrückt, sondern auch vor eine bestimmte praktische Aufgabe gestellt wurde. Eine Aufgabe freilich, wie sich nur zu bald zeigen sollte, von einer so heiklen Art, daß auch ein vielleicht mit den Wirrsalen und Widersprüchen der damaligen auswärtigen Politik Preußens Vertrauterer daran hätte scheitern müssen. Es handelte sich um eine der unseligen halben Maßregeln jener Hü- und Hott-Politik, durch die sich Preußen mit unheimlicher Geschicklichkeit nach allen Seiten ins Unrecht zu setzen und das ohnehin schon durch die Märztage sehr geschwächte Vertrauen auf seine Führerrolle in Deutschland vollends zu untergraben verstand, um den Brief des Königs, mit dem am 2. April Wildenbruch in das dänische Hauptquartier zum König von Dänemark entsendet wurde, in dem, während Preußen schon gegen Dänemark marschierte, der Souverän dem

Souverän klarzumachen versuchte, daß das Interesse der Dynastien in diesem Augenblick, da die Revolution überall auch in Schleswig-Holstein das Haupt erhoben, ein friedliches Zusammengehen der Monarchen erheische. Eine Mission, ihrer Instruktion nach gedacht und bestimmt, auch eine für die Herzogtümer befriedigende Lösung auf friedlichem Wege in zwölfter Stunde herbeizuführen, aber gerade im gegenwärtigen Augenblick geeignet, die preußische Politik in zweideutigstem Lichte erscheinen zu lassen. Verhängnisvoll aber wurde, das kann nicht verschwiegen werden, diese Maßregel dadurch, daß mit ihrer Ausführung ein Mann beauftragt wurde, der, wie Louis von Wildenbruch, in der schleswig-holsteinschen Frage mit seinen Sympathien im Lager Dänemarks stand. Ihm war von Anfang an die Erhebung der Herzogtümer eine revolutionäre Bewegung wie andere, angezettelt von ehrgeizigen und gewissenlosen „Advokaten“. Er betrachtete die Proklamierung der provisorischen Regierung in Kiel am 24. März nicht als einen Akt der Notwehr gegen eine Vergewaltigung der Rechte der Herzogtümer, sondern als eine durch die bisherigen Vorgänge nicht gerechtfertigte Revolution gegen den rechtmäßigen Herrn des Landes. Diese Auffassung, die sich wie ein roter Faden durch seine ganze Korrespondenz jener Tage hindurchzieht, mußte unwillkürlich ihn auf den Teil seiner Instruktion, in dem das gemeinsame Interesse der Monarchen gegen rebellierende Völker ausgespielt wurde, ein größeres Gewicht legen und auch im Tonfall diese Seite seines Auftrags als das Wesentlichere hervorkehren lassen und dadurch die Herzogtümer offiziell in einer Weise ins Unrecht setzen, die nicht dem Sinne seines Auftraggebers entsprach und den Rahmen seiner Instruktion überschritt. So kam es am 8. April bei der Begegnung mit Friedrich VII. in Sonderburg zur Formulierung jener vielberufenen Note, die Dänemark den Nacken steifte und die Sache der Herzogtümer wenn nicht formell preisgab, so doch als eine verhältnismäßige quantité négligeable in den Augen Preußens erscheinen ließ. Dies Preußen aber war nicht der verantwortliche Leiter der preußischen Politik, sondern der König, und auch dieser, dank der inneren Stellung seines Abgesandten, nicht einmal unbedingt. Die politischen Ereignisse und die dadurch veranlaßten Maßregeln der offiziellen preußischen Politik gingen schnell über diesen Zwischenfall hinweg.

Zwei Tage nach der Überreichung jener Note überschritten die preußischen Truppen die Eider. Aber die Erinnerung daran war nicht so bald ausgelöscht, bis in den Sommer des Jahres tobte in den Zeitungen der Streit, ob und inwieweit die Mission des Majors von Wildenbruch als eine wenn nicht vernünftige, so doch loyale Maßregel Preußens angesehen werden könne oder nicht, und die öffentliche Meinung war und blieb dabei, daß diese Frage nicht zu bejahen sei. Auch Wildenbruch selbst rissen die Ereignisse der kommenden Monate in eine Bahn, die weder seinen Wünschen noch seinen Fähigkeiten entsprach. Er ward dem preußischen Hauptquartier als eine Art mobil gemachte Abteilung des Auswärtigen Amtes attachiert, wobei zunächst wohl der Gedanke vorherrschte, daß, wenn über kurz oder lang Dänemark sich zu Unterhandlungen bereit finden sollte, sofort jemand an Ort und Stelle sein müsse, der in enger Fühlung mit der militärischen Oberleitung nach den Weisungen von Berlin aus persönlich die Verhandlungen führen könne. Schließlich aber bestand die ganze Tätigkeit eigentlich nur darin, daß er von Zeit zu Zeit dem Auswärtigen Amt Stimmungsberichte über die Lage in den Herzogtümern schickte, Berichte, die ausnahmslos weder den Regierenden noch der Bevölkerung des Landes, für das Preußen in Waffen stand, günstig waren, bis er sich schließlich mit dem alten Wrangel, mit dem er anfangs ganz gut gestanden hatte, so gründlich überwarf, daß die Existenz im Hauptquartier auch in dieser Hinsicht sehr unbehaglich wurde. Er kam sich kaltgestellt vor, und nicht mit Unrecht. Als in Malmö im Juni die Vermittlungsaktion Schwedens einsetzte, ward nicht er, sondern Graf Pourtalès dorthin gesandt, um die Verhandlungen zu führen. Und es war eine kümmerliche Genugtuung, daß, als nach dem kläglichen Scheitern dieses ersten Vermittlungsversuchs die Verhandlungen im August wieder aufgenommen wurden, er dem jetzt mit der Führung beauftragten General von Below als zweiter Bevollmächtigter beigegeben wurde. Malmö und was dem folgte hat einen üblen Klang in der deutschen Geschichte. Und es war ein tragisches Verhängnis, daß Louis von Wildenbruch, der am 23. April zum ersten und einzigen Male bei Schleswig im Feuer gestanden hatte, nun dazu bestimmt war, bei einer Friedensaktion mitzuwirken, die im günstigsten Falle Preußen aus einer verfahrenen Situation befreien konnte, die aber denen, die



Louis von Wildenbruch
Nach dem Gemälde von Franz Krüger
(1832)

die Hand dazu boten, nichts einbrachte, als den armseligen Trost, in dieser „Friedens- und Schandemission“ mit dem Strick um den Hals und im Büßerhemd ihre Pflicht erfüllt zu haben. Ehre war dabei nicht zu suchen, und an dieser Erkenntnis, die ihm vom ersten Augenblick der Verhandlungen an klar war, an dem Bewußtsein, sich und seinen guten, tapferen Namen opfern zu müssen für eine verpfuschte und verlorene Sache, hat der Sohn Louis Ferdinands in jenen Monaten des Jahres 48 vielleicht ebenso schwer getragen, als der Held von Saalfeld am Vorabend seines Todes. Das Maß der Prüfungen war aber damit für ihn noch nicht erschöpft. Es spricht vielleicht nichts so sehr für die Ratlosigkeit der preußischen Politik nach Malmö, wie die Tatsache, daß man den Mann, der von Anfang an nie aus seiner tiefen Abneigung gegen die Manöver der provisorischen Regierung ein Hehl gemacht, der in ganz Schleswig-Holstein dafür bekannt war, daß er die Herzogtümer als „Rebellen“ betrachtete, bei eben dieser provisorischen Regierung in halboffizieller Stellung akkreditierte, um die Übergangsmaßregeln für die Ausführung des Malmöer Waffenstillstandes einzuleiten und zu überwachen. Auch hier sah er klar voraus, was kommen mußte, fügte sich aber in Gehorsam. Unerquickliche, unerträgliche Wochen folgten; nicht der Mann, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen, ließ er die Mitglieder der provisorischen Regierung deutlich fühlen, wie gering er diese „Advokaten“ einschätzte und konnte sich natürlich nicht wundern, daß die in schweren Sorgen um das Schicksal ihres Vaterlandes kämpfenden aufrechten Holsten ihm „mit wackrer heimatlicher Grobheit“ heimzahlten. Es kam zu offenen Konflikten, man warf dem „halboffiziellen“ Vertreter Preußens die Fenster ein, die „Provisorische“ verweigerte in ziemlich undiplomatischer Form die geforderte Genugtuung, von Berlin aus zeigte man keine Neigung, dem Vertreter Preußens den Rücken zu stärken. So verließ er, da er ohnehin um diese Zeit die ihm gestellte Aufgabe als erledigt ansehen konnte, das ihm so verleidete Holstein und kehrte in der zweiten Oktoberwoche in das ihm womöglich noch widerwärtigere Berlin zurück, mißmutig, verstimmt und verbittert. „Wenn ich wiederkomme,“ hatte er mit grimmigem Humor im Mai geschrieben, „wollen wir uns in Charlottenburg etablieren, und ich gehe Tag für Tag bis unter das Brandenburger Tor, spucke hinein und wandre befriedigt von dannen.“

Für die in Berlin zurückgelassenen Seinen hatte in der Zwischenzeit mehr als einmal auch das Barometer auf Sturm gestanden, mehr als einmal hatte man sich vor den drohenden, immer wieder ausbrechenden Revolten schon zur erneuten Flucht gerüstet, ohne daß es doch zu einer wirklichen persönlichen Gefährdung gekommen wäre. Und im großen und ganzen hatte sich doch der ganze Zustand, wenigstens äußerlich, beruhigender und befriedigender gestaltet, als man unter den unmittelbaren Eindrücken des 18. März zu hoffen gewagt hatte. Der Geburtstag des Jüngsten — des 1846 in Beirut geborenen kleinen Ludwig — am 7. April hatte zwar noch ganz unter dem Druck gestanden: „Morgen ist Ludchens Geburtstag," hatte Ernestine am 6. geschrieben, „den die Kinder feiern wollen, trotzdem es nichts von Geschenken geben wird als einen Säbel für $7^1/_2$ Sgr. und einen kleinen Kuchen." Aber schon Ende des Monats hatte die zehnjährige Tochter dem Papa berichten können: „Die Wache in der Mauerstraße ist wieder mit Soldaten besetzt, vor unserem Hause steht wieder eine Schildwache; als wir gestern über den Hof kamen, ging Erne zu der Schildwache, faßte sie bei der Hand und sagte: ‚Guten Abend, Kamerad!'" Von dem Ältesten, Emin, berichtet dagegen Ernestine Anfang Juni ein nicht unbedenkliches Zeichen der Beeinflussung durch den Zeitgeist: „Emin fragt jeden Augenblick: ‚Ist denn noch nicht Republik? Ist die Kammer noch nicht auseinander?'" Und selbst der „Kamerad" beschäftigt sich mit der Veränderung der Staatsform: „Spricht doch schon Erne von Republik." Vom „dicken Erne", dem ganzen Entzücken der Mutter und der Geschwister, ist überhaupt viel die Rede: „Dickerchen macht nach wie vor das Glück des Hauses und Eroberungen, sobald er sich außer dem Hause blicken läßt, wie sein geliebter Papa." Auch er selbst läßt gelegentlich schon seine Stimme vernehmen. „Sage Papa, die Ameisen waren gestern sehr unartig, sie haben mir gebeißt. Erne!" lautet ein lakonisches, in die Feder diktiertes Bulletin, das seinen Ursprungsort Berlin nicht verleugnen kann. Aber während die kleine, rundlich-rosige, drollige Gestalt, die in den Laubgängen des Radziwillschen Parkes zuerst schmerzlich am eigenen Leibe die Angriffe einer kompakten Majorität erfuhr, immer wieder wie ein Sonnenstrahl durch die Seiten der Briefe der einsamen Frau huscht, die nach Schleswig und Schweden wandern, sind

diese selbst doch angefüllt mit anderen Bildern und Gedanken. Alles, was der Mann in der Ferne erlebt und erleidet, erlebt und erleidet sie mit Leib und Seele mit. Aus dem Reichtum ihrer frommen und tapferen Seele richtet sie immer wieder den an sich und dem Vaterland Verzweifelnden auf, so dunkel es in ihrem eigenen Innern aussehen mag: „Freilich, Gefahren drohen uns noch genug, aber wenn Ihr so den Mut verliert, was sollen wir denn machen? Das ist überhaupt der Fluch der heutigen Zeit, daß nur die Schlechten tätig sind, Ihr andern legt alle die Hände in den Schoß.“ „Glaube nur,“ schreibt sie auf einen verzweifelten Brief aus Malmö, „glaube nur, die Leute fürchten das alte Preußen noch ... Behält der König hier Mut, und noch sieht es so aus — dann ist jetzt der Wendepunkt — und wir können noch gut herauskommen. Aber Mut, Mut — Gott! steckte ich in seiner Haut, j'aurais de l'audace. Freilich bin ich nicht wert, ihm die Schuhriemen zu lösen, aber ich wollte, er hätte ein steinernes Herz und eine eherne Faust ... Die Trennung von Dir ist mir wahrhaftig schwerer, als ich's aussprechen kann, aber mutlos darfst Du doch nicht werden. Solange es zu tun gibt, mußt Du mutig bleiben und frisch; was wäre es denn für eine Kunst, wenn alles nach Wunsch ginge.“ Und wenige Tage später: „Hat Dir das Ministerium etwas zugemutet, was Deiner Ehre, dem strengsten Gefühl des Rechts zuwiderläuft (und das, glaube ich, ist diese ganze Holsteiner Geschichte in jeder Beziehung), so tritt aus und ich werde nie ein Wort dagegen sagen, sondern mich freuen, daß Dir Ehre und Recht lieber sind als die größten pekuniären Vorteile. Ich bin arm, in beschränkten Verhältnissen erzogen, und wenn ich auch für Dich und die Kinder alle Schätze besitzen möchte, um Euer Leben zu schmücken, so möchte ich doch lieber Tag und Nacht für Euch arbeiten, als das höchste Wohlleben mit einem Opfer Deines inneren Friedens erkaufen zu sehen ...“ „Verliere den Mut noch nicht, zum Verzweifeln ist noch immer Zeit. Ich beschwöre Dich bei meiner Liebe, ich beschwöre Dich bei Deiner treuen, innigen Anhänglichkeit an den König, halt aus, halt fest; wenn die Treuen mutlos werden, was soll aus ihm werden? Ich verlange viel von Dir, wenn ich Mut von Dir verlange, den ich fast selbst nicht mehr habe, aber Gottes Gnade wird ihn uns geben ...“

Bei den Worten dieser „Stauffacherin“ denkt man unwillkürlich jener Stelle in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“, wo er erzählt, wie er in ernster Stunde seinem alten Herrn das Herz gestärkt habe dadurch, daß er ihn „am Portepée“ faßte. Sie hat ihn nicht mehr erlebt, den großen Erfüller, aber sie würde ihm zugejauchzt haben, gerade weil sie in dem Herrn von Bismarck-Schönhausen der zweiten Kammer, wie sie im Jahre 1850 einmal schreibt, „noch nicht ihren Helden“ sah, „weil in ihm wirklich etwas von dem verrufenen Junker stecke“.

Man begreift, daß die Schreiberin solcher Briefe in diesen Tagen nicht nur ihrem Manne Trost und Halt war, daß ihre politischen Mitteilungen im Hauptquartier nicht nur mit größter Aufmerksamkeit gelesen, sondern mit wahrer Begeisterung begrüßt wurden als eine Bürgschaft für die unverwüstliche Lebenskraft Preußens. Man begreift, daß im Auswärtigen Ministerium zu Berlin das Wort und das Urteil dieser Frau einen Klang und ein Gewicht hatten, wie es wohl selten einer Frau im Rat der Männer eingeräumt worden ist. Alle offiziellen Noten und Berichte ihres Mannes wurden ihr zur Kenntnis gegeben. Abeken, seit einem längeren Aufenthalt in Beirut dem Hause befreundet und schon damals die rechte Hand jedes der so rasch wechselnden Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, konferierte mit ihr über den Gang der preußischen Politik wie mit einem Kollegen und empfing mehr als einmal Ratschläge, die, wenn auch wohl ohne Ursprungsattest, an der leitenden Stelle ernste Beachtung fanden. Eine wahre „Donna di gabinetto“, wie sie oft scherzend in den Briefen des Mannes genannt wird, in deren Händen die Fäden der Politik zusammenlaufen.

Auch für die nächsten Jahre blieb ihr diese Aufgabe, von der Zentralstelle aus für und mit dem auf eine diplomatische Mission ausgeschickten Manne zusammenzuarbeiten. Im August 1849 erhielt Louis von Wildenbruch, der eigentlich im Begriff war, sich nun endlich auf den schon so lange in Aussicht gestellten Gesandtschaftsposten nach Athen zu begeben, den Auftrag, „auf vier Wochen“ in Bern den dortigen Gesandten während eines Urlaubs zu vertreten. In Wirklichkeit handelte es sich um etwas mehr. Der preußische Gesandte bei der eidgenössischen Regierung, von Sydow, hatte sich durch seine ultrareaktionäre Haltung gegenüber der Neuordnung der Dinge in der Schweiz

dort für den Augenblick unmöglich gemacht. Ihn abberufen wollte man in Berlin nicht, und so wählte man den Ausweg, ihm einen Urlaub zu erteilen und an seine Stelle den „müßig am Markte stehenden" Major von Wildenbruch zu setzen, in der Hoffnung, daß es diesem gelingen werde, die ziemlich verfahrene Karre mit Anstand wieder in Gang zu bringen. Wieder eine undankbare Aufgabe, nicht nur wegen der einer glücklichen Lösung entgegenwirkenden Hindernisse, sondern vor allem auch, weil es ein travailler pour le Roi de Prusse im fatalen Sinne war, weil es galt, für einen anderen die Kastanien aus dem Feuer zu holen, dem nach getaner Arbeit wieder der Platz zu räumen war. Insofern aber lagen diesmal die Verhältnisse günstiger, als in Schleswig-Holstein, als ihm die Tätigkeit an sich nicht unsympathisch war und er von Anfang an das Gefühl hatte, daß er imstande sei, der Schwierigkeiten Herr zu werden. In der Tat glückte es ihm, obwohl er innerlich mit den neuen Herren in der eidgenössischen Regierung ebensowenig sympathisierte wie mit den „kommunistischen Advokaten", die in Kiel am Ruder waren, in verhältnismäßig kurzer Zeit mehr als korrekte Beziehungen zwischen Preußen und der Schweiz wieder herzustellen.

Und doch war auch diese Mission für ihn und die Seinigen ein Kreuz. Aus den vier Wochen, wie es anfangs hieß, wurden fast sieben Monate, und was das Schlimmste, diese Verlängerung ward nicht schon nach Ablauf der ersten Frist nötig gefunden und bekannt gegeben, sondern er durch die ganze Zeit immer von Woche zu Woche vertröstet. Dazu kam, daß er sich wirklich in Bern wohlzufühlen begann, nicht nur wegen der Stellung, die er sich hier zu erringen gewußt, sondern auch im Hinblick auf Land und Leute, die ihm ausnehmend gefielen. Er wäre daher gern dauernd dort geblieben und schmeichelte sich auch einige Zeit, je länger sich seine Abberufung verzögerte, ernstlich mit der Hoffnung, das Provisorium in ein Definitivum verwandelt zu sehen, so daß schließlich die Rückberufung, obgleich sie ihn aus einem je länger desto weniger ihm zusagenden Junggesellenleben befreite, ihm eigentlich eine Enttäuschung bereitete. Ein Gefühl, das sich bei der Rückkehr nach Berlin noch vertiefte, als er dort nicht die Anerkennung fand oder zu finden glaubte, auf die er einen wohlbegründeten Anspruch zu haben wähnte.

Vom August 1849 bis in den Februar 1850 war so Frau Ernestine wieder auf die Tätigkeit einer Donna di gabinetto angewiesen, die sie, unermüdlich vermittelnd, anspornend, sondierend, in bewunderungswürdiger Weise ausübte. Die Mittwochabende in ihrem Salon, an denen sich zwanglos die Freunde des Hauses zusammenfanden, bei denen man oft bis in die Morgenstunden hinein — man versammelte sich allerdings manchmal erst gegen Mitternacht — bei Spiel und zwanglosem Gedankenaustausch aushielt, gehörten unstreitig zu den Hauptanziehungspunkten für alle Persönlichkeiten, die mit dem Auswärtigen Ministerium in irgendwelcher Beziehung standen. Hier erschien auch gern der von Ernestine besonders geschätzte Graf Brandenburg, um nach schwerer, erdrückender Tagesarbeit einen Augenblick auszuruhen im Geplauder mit der Herrin des Hauses. Auch die geselligen Pflichten außerhalb des Hauses nahm sie sehr ernst; nicht im Sinne einer „strebend sich bemühenden" Beamtenfrau, sondern um jederzeit über alle wichtigen Fragen orientiert, immer in der Lage zu sein, den fernen Gatten über alle bedeutenden Vorgänge aus erster Quelle auf dem laufenden zu erhalten. So bilden denn auch ihre Briefe aus dieser Zeit wieder eine Reihe von reichhaltigen und anschaulichen Berichten über alles, was in dem damaligen Berlin sich politisch Bemerkenswertes ereignet. Und die befriedigende Lösung dieser Aufgabe steht so sehr für sie im Vordergrund, daß unter den Staatsmännern und Politikern, die in buntem Wechsel in dieser Korrespondenz erscheinen und verschwinden, verhältnismäßig selten die Stimmen aus der Kinderstube laut werden, verhältnismäßig selten die Mutter zu Worte kommt. Aber wenn dieser Ton angeschlagen wird, dann ist die Stimme des „dicken Erne" sicher eine der hellsten und fröhlichsten. Er ist von allen das harmonischste und liebenswürdigste, wenn auch vielleicht das — am wenigsten begabte Kind. Von den am einsamen Weihnachtsabend 1849 ihre Verschen aufsagenden Kindern „hat Ernechen es im Verhältnis am besten gemacht. Das ist und bleibt doch ein wahres Kind der Gnade, denn er wird mit Eifer und Treue ersetzen, was ihm vielleicht an Scharfsinn abgeht." Sie scherzt, ob es sich nicht lohne, für die Kinder bei der Fürstin Liegnitz — der Witwe Friedrich Wilhelms III. — etwas erbzuschleichen. „Der dicke Erne müßte ihr das Herz stehlen, wie allen Leuten."

Auch von allerlei Erfolgen in Kinderkomödien berichten die Briefe. Ja sogar als Shakespearedarsteller ist er schon in diesem jugendlichen Alter aufgetreten. Für den Geburtstag des Fürsten Boguslav Radziwill hatte Ernestine das Rüpelspiel aus dem „Sommernachtstraum“ für die Freunde und Kinder des Hauses bearbeitet. Auf dem Theaterzettel steht an vorletzter Stelle: „Mondschein — Ernst von Wildenbruch.“ Das ist aber auch die einzige Begabung, die um diese Zeit sich bemerklich macht. Und die Vorstellung liebenswürdiger Talentlosigkeit, die schon dem auffallend spät mit Sprechversuchen Einsetzenden einst den Namen des „dummen Erne“ eingetragen hatte, scheint, wie ja aus der eben angeführten Äußerung der Mutter hervorgeht, sich mehr und mehr bei den Hausgenossen festzusetzen. Der Liebling aller Menschen ist geistig Durchschnittskind, der es sich wird sauer werden lassen müssen, wenn er etwas erreichen will. „Erne lautiert,“ heißt es bezeichnend einmal, „es ist zwar viel Plage, aber auch Freude dabei.“ Und dasselbe Bild spiegelt wider der Bericht Ernestinens über seinen fünften Geburtstag. Sein Vater hatte ihm geschrieben: „Mein guter Erne, ich gratuliere Dir zu Deinem Geburtstag und mir und Deiner Mama, daß wir einen so guten, artigen Sohn haben, wie Du es bist.“ Und darauf bezugnehmend schreibt Ernestine: „Ich las ihm die auf ihn bezügliche Stelle Deines Briefes vor, wozu das gute Kind immer mit dem Kopf nickte . . . Ich schenkte ihm sehr wenig, nur eine Schachtel bleierner Ritter, ein Domino und ein für künftige Zeit brauchbares Flakon. Dafür wurde er aber von allen Hausgenossen mit Geschenken überhäuft. Alle sagten: ‚Unserm lieben Dicken muß man doch etwas schenken . . .‘ Du wirst Dich recht freuen über den lieben Jungen, der so gewissenhaft seine französischen Vokabeln lernt und nichts fordert, ohne zu sagen: ‚Je vo prie,‘ und wenn er etwas erhalten ‚Merci!‘ Er ist ein wahres Normalkind.“

Vielleicht war es für eine so passive, rezeptive Natur, als die der Knabe in diesen Jahren im Gegensatz zu der Art seiner Eltern und auch zu seinen Geschwistern erscheint, eine besondere Gunst des Schicksals, daß es ihn aus den normalen Verhältnissen einer guten Berliner Kinderstube und dem konventionellen Verkehrskreis mit den Radziwillschen Basen und Vettern entrückte und ihn auf einen Schauplatz stellte,

auf dem die junge Seele zunächst einmal völlig umlernen mußte und zugleich tiefe, die Phantasie nachhaltig befruchtende Eindrücke einer großen, fremdartigen Kultur empfing.

2. Athen

Januar 1850 — März 1852

Das gilt allerdings nur bedingt von dem ersten Schauplatz Athen, wohin Ausgang des Jahres 1850 endlich die langersehnte Berufung erfolgte, die übrigens auch insofern von vornherein wieder eine Enttäuschung für Louis von Wildenbruch war, als er nur als Ministerresident, nicht als Gesandter, dorthin ging. Die Wilhelmstraße in Berlin mit dem Blick auf den alten Ziethen zu vertauschen mit Athen zu den Füßen der Akropolis und mit dem Blick auf die blauen Berge des Hymettos, konnte zwar schon an sich als ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, erscheinen, das man auch mit Opfern gern zu erkaufen geneigt war. Aber das Athen, das die nach stürmischer Seefahrt von Triest über Korfu, „das göttliche Eiland“, am 2. Januar 1850 dem Schiff im Piräus entsteigenden Reisenden empfing, entsprach auch nicht in den bescheidensten Maßen dem Bilde der Phantasie von der Stadt des Perikles. Selbst der tapferen Ernestine wurde bei dem Anblick das Herz klein: „Ob es in der Welt wohl etwas Traurigeres, Düstereres, Ärmlicheres gibt als diesen Piräus? Vielleicht im teuren Vaterlande Treuenbrietzen oder Werneuchen ... Dieses holde Athen, bestehend aus einer Anzahl miserabler Hütten, einigen niedlichen, aber sehr kleinen Häusern, einem schönen Marmorschloß und einer Universität, alles in einer Einfassung von Schmutz und Unordnung, wie Du sie Dir gar nicht schlimm genug vorstellen kannst ... Noch verliere ich zwar den Mut nicht, denn ich weiß, daß aller Anfang schwer ist,“ schreibt sie zwölf Tage nach der Ankunft, am 14. Januar. Daß sie indes nicht zu schwarz gesehen, bestätigt ein elf Monate später geschriebener Brief: „Meine Befürchtungen über Athen haben mich nicht getäuscht, und jetzt nach einem Jahre kann ich ungefähr versichern, daß es fast der unangenehmste Aufenthalt der Welt ist. Abgesehen von den Privatunannehmlichkeiten, welche uns betroffen haben, ist es ein Ort, der alle Nachteile einer

großen Stadt in sich schließt, ohne einen ihrer Vorteile zu haben." Und Louis von Wildenbruch schreibt in demselben Sinne an Wilhelm Radziwill: „Es ist eine unglückliche Idee gewesen, den traurigsten, ungesundesten, kältesten und ärmlichsten Fleck Griechenlands, Attika, zur Gründung der Hauptstadt auszuersehen." Ein trübes Bild, und doch sicher nicht mit zu dunklen Farben gemalt. Das Schlimmste waren die gesundheitlichen Verhältnisse. Was half es, daß im Sommer in dem gegenüberliegenden großen Park des königlichen Schlosses — in dem die kleine, ruhelose Griechenkönigin, eine oldenburgische Prinzessin, stundenlang auf elenden Pferden mit ihren bis zum Tode erschöpften Hofdamen und Hofkavalieren den „letzten Hauch von Roß und Mann" ansetzte — Millionen der schönsten Rosen in märchenhafter Pracht blühten und alle Zimmer mit Wohlgerüchen erfüllten, wenn in diesen Zimmern die frischen Farben der Kinder unter immer wiederkehrenden Fieberanfällen erbleichten? Wohl gab es auch einzelne Lichtblicke, wenn man an den Geburtstagen der Eltern und der Kinder hinauszog in die weitere Umgebung; so an jenem 28. März, dem Geburtstag des Vaters, den man bei idealem Wetter am Meeresufer bei Eleusis verbrachte; „wo es zwar kalt und felsig ist", wo indes der Horizont nach allen Seiten hin „einen der prachtvollsten Anblicke" gewährte, den die Weitgereisten je genossen: „Vor uns das Meer, dunkelblau und klar, in kurzer Entfernung Salamis, links die Gebirge, welche den westlichen Rand der attischen Ebene bilden, auf ihm das malerische Kloster Daphne, rechts die lachende Ebene bei Eleusis, dahinter die hohen, schneebedeckten Gebirge des Isthmus und noch weiter zurück Morea mit lang hinziehenden, prächtig geformten Gletschern." Bilder und Eindrücke, die wohl auch sich in die Seele des Knaben gruben, der mit den Geschwistern Muscheln und Blumen sucht und dessen Augen träumerisch hinüberschweifen nach jenem Salamis, von dem ihm der Lehrer erzählt hat. Aber das sind eben Ausnahmen, der Gesamteindruck bleibt, wie es der Vater einmal zusammenfaßt: „So ist das hiesige Leben eine Reihe von Prüfungen, Entbehrungen und bitteren Erfahrungen, denen auch nicht eine Freude beigemischt ist, welche diesem ungastlichen Boden entsprösse. Der Boden Griechenlands stößt den Fremden von sich." Vielleicht, ja wahrscheinlich haben allerdings wohl die Eltern die Schattenseiten stärker

empfunden, als die Kinder, und vor allem, als der kleine Mensch von sechs Jahren, der, während die Geschwister den täglichen Spaziergang auf die Akropolis höchst langweilig und unerfreulich finden, mit ernsten Augen nachdenklich unter den Trümmern umherwandelt und in dem Niketempel die ersten Schauer noch unbegriffener Schönheit über seine Kindesseele fluten fühlt. Ein Boden, auf dem einst Götter gewandelt sind, Häuser, in denen die Götter gewohnt haben!

Was sehen und hören Kinder in solchen Momenten, da sie ein Märchen wirklich erleben, von den Fratzen und dem Geräusch des Alltags, der um sie sein Wesen treibt! Der Vater aber sah und hörte diese Fratzen mit geschärften Sinnen, und er war daher „nicht gesonnen, zu erproben", wie lange Zeit hindurch er „diesem Abstoßungsprozeß mit den Seinigen ohne zu unterliegen Widerstand leisten könne". Ihn drängte es fort aus einem Wirkenskreis, der ihm tatsächlich keine Möglichkeit zu wirken bot, aus Verhältnissen, „die nicht Fisch noch Fleisch, nebenbei hoffnungslos" und für Preußen ohne alles direkte Interesse waren. Er sah von vornherein die griechischen Zustände als dem Untergang geweiht an; weder die fremde Dynastie noch die einheimischen Kräfte flößten ihm das geringste Vertrauen ein. Er hatte sich schnell überzeugt, daß man sich in der Heimat und vor allem an den leitenden Stellen einen vollkommen falschen Begriff von der Lage des Königs Otto und seines Landes mache und mußte erfahren, daß es aussichtslos sei, aus der Ferne diese irrigen Vorstellungen zu berichtigen. Friedrich Wilhelm IV. ließ ihn durch den Vetter Radziwill ermuntern, sich bei dem König eine persönliche Vertrauensstellung zu schaffen. Er glaubte nach den bisherigen Erfahrungen anderer zu wissen, daß dies bei dem Charakter und bei der Abstammung des Königs gerade im Augenblick für einen preußischen Gesandten ganz aussichtslos sei, und vor allem fragte er sich, was, selbst im Fall er Erfolg hätte, für Preußen und seine Interessen gewonnen sei. Was lohnte es, in ein vor dem Bankerott stehendes Unternehmen neue Kapitalien einzuschießen! Die allgemeine Korruption forderte seinen schärfsten Spott und seine tiefste Verachtung heraus. Das war also der Lohn seiner jahrelangen Arbeit, hier festgeschmiedet zu sein auf einem verlorenen Posten, in einer äußeren Stellung, die weder der Bedeutung Preußens noch seinen Dienst-

jahren und seiner diplomatischen Vergangenheit entsprach, mit einem kärglichen, in jeder Weise unzulänglichen Gehalt, von Krankheit bedroht, und nach keiner Seite hin für all das irgendwie entschädigt durch Annehmlichkeiten des geselligen Verkehrs oder sonstiger Anregung. Nicht einmal anständige Pferde zum Reiten gab es, und die Jagdverhältnisse ließen ebensoviel zu wünschen übrig, wie alles übrige.

„Es ist Dir bekannt," schreibt er Ende des Jahres an Wilhelm Radziwill, „unter welchen Verhältnissen ich eine untergeordnete Stellung annahm, in demselben Lande, in welchem ich einige Jahre vorher in einer höheren Stellung fungieren sollte, eine Stellung, welche weder im Range noch im Einkommen besser war, als diejenige, welche ich in Syrien bekleidet hatte. Ich tat es, weil ich das Bedürfnis einer bestimmten Tätigkeit fühlte, weil ich es müde war, das Berliner Pflaster zu treten und mich als Aushilfe zu allen Diensten gebrauchen zu lassen, die anderen als zu undankbar oder zu gefährlich erschienen, ich tat es, um die Gastfreundschaft Deines Hauses nicht länger zu mißbrauchen, ich tat es endlich, weil ich guten Grund hatte, diese Stellung als einen notwendigen Durchgang zu einer befriedigenden Bestimmung anzusehen, einer Bestimmung, zu der ich durch meine Kenntnis des Orients in mancher Hinsicht besser ausgerüstet bin als irgendein anderer der im auswärtigen Dienste des Königs verwandten Beamten. Mit Kummer sehe ich, daß sich diese Voraussetzung nicht realisiert, daß man zweiunddreißigjährige gute Dienste mit einer Anstellung abgefunden zu haben glaubt, die einem Familienvater kaum die Existenz fristet, einzig für einen jüngeren, unverheirateten oder vermögenden Diplomaten gemacht ist und mir, was mir besonders schmerzlich ist, gar keine Gelegenheit bietet, weder meinem Vaterlande, noch auch dem meinem Könige nahe verwandten und befreundeten Monarchen dieses Landes irgend nützlich zu sein."

Dieser Brief war für einen anderen bestimmt, als an den er gerichtet war: für den König selbst. Es war ein letzter Versuch, angesichts der umgehenden Gerüchte über die Wiederbesetzung des durch Pourtalès' Abberufung erledigten Gesandtschaftspostens in Konstantinopel — nach denen man im Auswärtigen Amt zu Berlin die Absicht hegte, Herrn von Savigny dorthin zu senden — durch einen direkten Appell dem

Monarchen diejenigen Punkte, die ihm an erster Stelle eine Anwartschaft auf die Gesandtschaft bei der Hohen Pforte verliehen, in Erinnerung zu bringen.

Diesmal leuchtete ein günstiger Stern. Am Weihnachtsabend, „mitten in dem Jubel und dem Lärmen der Kinder," erhielt er von seinem österreichischen Kollegen, Graf Karolyi, eine Nummer des „Osservatore Trientino" zugeschickt, in der unter dem 13. Dezember ein Telegramm aus Berlin die Ernennung des Majors von Wildenbruch zum Gesandten bei der Hohen Pforte meldete. Am Morgen des ersten Feiertages brachte ein Brief Wilhelm Radziwills die Bestätigung: „Du hast," hieß es da, „Deine Ernennung vor allem Deiner guten Vorbereitung für Deinen neuen Posten durch Deine früheren Sendungen im Orient und den Diensten zu danken, die Du nach des Königs eigener Überzeugung durch die Mission geleistet, welche Du 1848 und 49 übernommen." Das war wohl der glücklichste Tag im Leben des Wildenbruchschen Paares. Endlich schien das Ziel erreicht, die Frucht entsagungsreicher Arbeit langer Jahre gereift. Durch das persönliche Vertrauen des Königs — „für Dich wird die Gewißheit Wert haben," schrieb Wilhelm Radziwill, „daß Du Deine Ernennung hauptsächlich dem persönlichen Vertrauen und der guten Meinung des Königs zu danken hast" — auf einen Posten gestellt, der ihm von jeher als das Ziel seiner Wünsche vorgeschwebt, in der Vollkraft des Lebens, glücklich im Besitz einer geliebten Frau und einer Schar froher Zukunft entgegenwachsender Kinder, konnte er in diesem Augenblick wohl versucht sein, wie jener Herrscher von Samos sein Glück zu berufen. Ja, selbst auf die jüngste Vergangenheit fiel beim nahen Scheiden noch ein verklärender Strahl, und wenn er auch betonte, nur „das allerliebste Haus", das er gern seinem Nachfolger gesichert hätte, „und die Gesellschaft einer Zahl ordentlicher und rechtlicher Männer, auch einiger braver und liebenswürdiger Frauen, welche sich in demselben fast allabendlich versammeln", sei „neben dem Scheiden von guten und brauchbaren Dienstboten" „das einzige", was er in Athen „regrettieren" werde, so faßt er doch das Ergebnis der Erfahrungen auf diesem seinem „Pathmos" schließlich überraschend zusammen: „In Summa ist es mir indes in den Jahren, welche ich hier verlebte, über Erwarten gut gegangen und also: et haec meminisse juvabit."

3. Arnautköi
1852—1857

An alte Zeiten will ich heut dich mahnen,
Laß uns noch einmal Hand in Hand
Rückwärts durchmessen unsre Lebensbahnen,
Folg' mir in unsrer Jugend schönes Land.

Siehst du das Haus am Meeresufer stehen?
Siehst du das gastlich weit erschloßne Tor?
Spürst du den Hauch des Friedens drüber wehen?
Hörst du dort drin der frohen Stimmen Chor?

Und sie, die ordnend dieses Haus durchschreitet,
Kennst du die unvergeßliche Gestalt?
Die Liebe rings und Segen rings verbreitet,
Zur Ehrfurcht zwingt mit freundlicher Gewalt?

Siehst du die Stube mit den Arbeitstischen,
Den hellen Raum, den Meereshauch durchrauscht?
Kennst du den Knaben noch, den jugendfrischen,
Der willig deinem Lehrerworte lauscht?

An Otto Frick, 1874.

Schon Ende Februar 1852 ging der neue Gesandte auf seinen Posten. Die Frau blieb mit den Kindern einstweilen zurück, den Hausstand aufzulösen, und an den Abenden versammelte man sich am Kaminfeuer und träumte sich, während der Hauslehrer aus einer Beschreibung Konstantinopels vorlas, in die Märchenwelt des Orients hinein, der sie in den nächsten Tagen das Schiff entgegentragen sollte.

In der Frühe eines unfreundlichen Märztages ging nach einer dreitägigen stürmischen Reise das Schiff im Bosporus vor Anker. Aber vergebens spähten die Blicke nach den Minaretts und Türmen der heiligen Stadt. Schwere Regen- und Schneeböen verhüllten jede Aussicht. Und auch der erste Eindruck, den die Reisenden, die das große, zehnruderige Gesandtschaftskaik unter preußischer Flagge gar stattlich eingeholt hatte, auf der sich daran anschließenden Landexpedition, — die Mutter in der Portechaise, die Kinder in einer abenteuerlichen Mietskutsche, der Vater und der Lehrer auf nicht minder abenteuerlichen Mietspferden — von der neuen Heimat, dem steilansteigenden Pera und

dem darin gelegenen „Hotel de Prusse“, dem Gesandtschaftshotel, empfingen, war nicht geeignet, ihre Erwartungen höher zu stimmen: „Ein dunkler Klumpen mit fünf bis sechs Zimmern und zwanzig Löchern. Das Haus in einem Zustande, daß man sich schämt, hineinzutreten; so schmutzig und abscheulich. Die Tapeten hängen von den Wänden, kein Fenster schließt.“ Das war der erste Eindruck und das erste Quartier für die nächsten vierzehn Tage. Ein übler Empfang. Dazu bis in den April hinein immer Schnee, Regen und Sturm. Aber — „Winterstürme wichen dem Wonnemond“ und da auch die Wohnungsfrage sich schneller und glücklicher erledigte, als man nach den trüben Aspekten des ersten Quartiers im „Palais de Prusse“ erwarten konnte, begann man sich bald heimisch zu fühlen. Das „Gesandtschaftshotel“ selbst dauernd zu bewohnen, erwies sich aus verschiedenen Gründen, selbst wenn man die Herstellungskosten daran gewandt hätte, als unmöglich. In ihm blieben nur die Bureaus und Geschäftsräume. Der Gesandte mit seiner Familie bezog dagegen schon im Frühling 1852 in der Nähe von Pera ein Landhaus, das ursprünglich nur als Sommerwohnung gedacht war, sich aber dann, durch ein zweites als corps de logis dienendes Haus erweitert, als eine höchst behagliche, komfortable Sommer- und Winterresidenz bewährte. In Arnautköi hart am Ufer des Bosporus, nur durch eine schmale Straße von ihm getrennt, mit dem herrlichsten Rundblick auf das Meer gelegen. Hinter dem Haus der „wunderschöne“ Garten — der herrlichste Tummelplatz der Kinder und ihrer Freunde, der Söhne einer Kaufmannsfamilie, Schneider, im nahen Bebek und der Söhne des Kanzlers bei der preußischen Gesandtschaft, Testa —, an den Uferhöhen in durch steinerne Treppen verbundenen Terrassen aufsteigend — „da konnte man laufen und springen“ — wasserreich, überaus lieblich mit Blumen, Obst- und Waldbäumen bestanden. Dazwischen Weinplantagen. Die großen Bäume, vor allem ein riesiger Feigenbaum, für Kletterübungen wie geschaffen. Droben aber, wo er den Kamm der Höhe erreichte, in eine Wildnis von Oleander- und Ginstergebüsch sich verlierend, durchsetzt mit alten Kastanien und Pinien. Mit den Kastanien lieferte man sich Schlachten, und die Pinienäpfel röstete man am Feuer, das man sich selbst mit knisterndem Ginster anzündete, holte die wohlschmeckenden Kerne daraus hervor und ließ sie sich schmecken. Ein

Kinderparadies! „O ja, das war ein Leben.“ Weiter dann auf dem Plateau stundenlang zwischen Eichen und Hecken sich ausdehnende Erdbeerfelder in üppigster Kultur und überall bei jeder Wendung des Weges Durchblicke auf den bläulich schimmernden Bosporus. Nachbarlich angrenzend ein riesenhafter, zu meilenweiten Ausflügen zu Fuß und zu Pferde einladender Park einer reichen Armenierfamilie, Söhne des weiland Tresoriers des Sultans Mahumed, den dieser in allerhöchster Ungnade einst an den Pfosten seines eigenen schönen Landhauses hatte aufhängen lassen. Vor dem Hause stets bereitliegend die sechsrudrige Barke, die in no time den Herrn und die Frau des Hauses, sei es nach Pera in Geschäften oder hinüber nach der asiatischen Seite zu Ausflügen in die paradiesische Gegend trägt. Man wohnt in nächster Nachbarschaft mit den türkischen Gros bonnets, den Sommerresidenzen des Großwesirs, des Ministers des Auswärtigen. Während die europäische Diplomatie ihre Landsitze meist in Buyukdere und Thearapie hat, die sich aber an Schönheit der Lage und des Blicks mit Arnautköi nicht messen können. Mittwochs empfängt man in Arnautköi und ist stets zahlreicher Besuche sicher, das Gesandtenpaar steht in dem Rufe, ausgezeichnete Wirte zu sein, und der Koch von Arnautköi ist anerkannt der beste in Stambul. Eine zahlreiche Dienerschaft — ein Panorama von Nationalitäten, türkische Kawassen und Kaiktochi'r (Ruderer), griechische Diener, armenische Hausknechte, bulgarische Reit- und Stallknechte, deutsche Hausmädchen — sorgt für das Behagen und die Bedürfnisse der Bewohner des gastfreien Hauses. In den Pferdeställen stehen stets eine Anzahl vom Hausherrn mit auserlesener Sachkenntnis durch seine Verbindungen in Syrien erworbener edler Araber, gesellt den Eseln, die für die ersten Reitversuche der Kinder ihren geduldigen Rücken hergeben. Außerhalb des Hauses aber, auf jedem Ausgang, erscheint als ständige Begleitung von groß und klein einer der martialisch aussehenden Gesandtschaftskawassen, mit Säbel, Pistole und Nilpferdpeitsche grimmig bewehrt.

„Meine Frau,“ schreibt am Ende des ersten Jahres Louis von Wildenbruch an Wilhelm Radziwill, „ist heiter, tüchtig wie immer und liebt den hiesigen Aufenthalt, der bei allen ihm eigentümlichen und der Stellung eines preußischen Gesandten vorzugsweise inhärierenden Mängeln den Vorzug großer Freiheit und Zwanglosigkeit hat. Soeben fuhr sie

in meiner schönen und pfeilschnellen Barke zu drei Ruderpaaren zur Stadt, um Vorbereitungen zu treffen 1. für den Geburtstag des dicken Ernst, 2. zu einem Kinderball bei Herrn von Blondel (dem belgischen Gesandten), auf dem Munne und Emin figurieren sollen, 3. zu dem großen offiziellen Kaiserball des Marquis de Lavalette, der in einigen Tagen stattfinden wird und leider das Abschiedsfest dieses liebens- und achtungswerten Kollegen bildet."

Ein Dreiklang, der drei Vorstellungen weckt: die Kindes des Hauses, die Freunde des Hauses, die politische Lage.

Mit dem vollen Bewußtsein, daß Europa am Vorabend einer Krise stehe, deren Umfang und Ausgang von der Entwicklung der Dinge in Frankreich abhänge, hatte Wildenbruch seinen Posten in Konstantinopel angetreten. Mit einem bitteren Gefühl des Neides hatte der preußische Diplomat, der bei jedem Versuch, der Großmachtstellung seines Landes entsprechend aufzutreten, die Erinnerung an die Schmach von Olmütz als einen Stachel im Fleisch empfand, schon im Dezember gleich nach dem Staatsstreich besorgt und warnend geschrieben: „Man möchte den Herren, welche ein besseres Recht zu verfechten haben, den kalten Mut und festen Sinn des Präsidenten der französischen Republik wünschen! Wird man endlich den Eventualitäten gegenüber, welche, wenn schon nicht in der allernächsten Zukunft . . . doch in der Folge aus dieser Umwälzung hervorgehen können, an die Neuorganisation unserer Armee denken? Und wird diese Neuorganisation sich aus pekuniären Gründen nicht etwa auf einiges Flickwerk beschränken?" Er hatte sich in Konstantinopel selbst sehr schnell überzeugt, daß auch hier der politische Einfluß Preußens auf ein so beschämend niedriges Niveau herabgesunken war, daß man sich ernstlich die Frage vorlegen mochte, ob es bei der in Berlin herrschenden Abneigung gegen eine Auffrischung des verlorenen Ansehens durch Bewilligung anständiger äußerer Mittel für den Betrieb der Gesandtschaft, nicht besser sei, die Gesandtschaft einfach in ein Generalkonsulat zu verwandeln, und zu seiner Beruhigung dabei konstatiert, daß er infolge des Brachliegens der hohen Politik nicht gezwungen sei, das fünfte Rad am Wagen zu spielen. Innerhalb eines Jahres aber war das Wetter umgeschlagen, das Barometer lautete auf Sturm und über Stambul hing die dunkelste Wolke. Und in demselben Briefe,



Ernestine von Langen
Nach einer Zeichnung von Prinzessin
Elisa von Radziwill
(1830)

der die bevorstehende Kaiserfeier des französischen Botschafters erwähnt, findet sich die Befürchtung ausgesprochen, sie werde sich nicht allein über Stambul entladen, sondern die erste am Bosporus abgefeuerte Kanonenkugel werde am Rhein niederfallen. Mit dieser Prophezeiung sollte er freilich nicht recht behalten, wohl aber mit einer anderen. Wenn er nämlich angesichts des Gebarens der Kontinentalkabinette gegen den neuen Kaiser, das seinem „beschränkten Untertanenverstande nicht einleuchten will“, bemerkt: „Man hatte recht, Prinzipien zu wahren, eine unwürdige Eile zu vermeiden, konnte aber meiner Ansicht nach die Erreichung dieses löblichen Zweckes füglich mit größerer Schonung eines sehr zu schonenden Individuums verbinden und den Anschein vermeiden, daß man bestrebt sei, ihn in den Augen seiner eitlen und empfindlichen Nation herabzusetzen. Der Erfolg, den man dadurch erreichen dürfte, wird der sein, L. Napoleon gewaltsam in die Arme Englands zu treiben.“ Das Jahr war noch nicht abgelaufen, da lagen schon die vereinigten englisch-französischen Flotten vor den Fenstern von Arnautköi, und wenige Monate später marschierten die vereinigten Armeen beider Länder gegen Rußland. Für den Vertreter Preußens war in diesem Augenblick der Aufenthalt am Goldenen Horn alles eher als ein Ehrenposten. Das fünfte Rad am Wagen mochte knarren, niemand achtete darauf. „Die schmachvolle Stellung, die wir einnehmen,“ schreibt Ernestine im Sommer 1854, „macht jedes gesellige Zurückziehen begreiflich ... Die große Diplomatie behandelt uns schon nach Verdienst. Die Engländer treten auf uns, die Franzosen, mit mehr Manier, verspotten uns, der Österreicher protegiert uns, aber er behandelt uns wie Waldeck oder Dessau.“

Aber für Kinderaugen war das, was sich nun tagaus, tagein über und vor ihnen begab, ein Schauspiel ohnegleichen: ein Kriegstheater, wie eigens für sie aufgebaut, und sie waren die Zuschauer; kleine, neugierige, wißbegierige Zuschauer mit hungrigen Augen und stets neuen Fragen auf den Lippen. Eines Tages, bald nach dem Geburtstag des dicken Ernst, hatten sie bei der Heimkehr vom Spaziergang einen Besuch vorgefunden, einen russischen General Menschikoff, dem mußten sie die Hände geben. Und als er das Haus wieder verlassen, hatte die Mutter sie beiseite genommen, und das Gesicht ihrer Mutter, „das sonst immer heiter war, wie das einer mutigen Frau“, war voller Sorge und

sie hatte ihnen gesagt: „Es wird einen Krieg geben, einen furchtbaren, zwischen den Russen und den Türken, die Engländer werden kommen und die Franzosen und mit den Türken gegen die Russen kämpfen.“ Und dann kam alles so, wie die Mutter es gesagt hatte. „Wochen und Wochen kamen die Kriegsschiffe der Engländer und der Franzosen und zogen unmittelbar vor ihren Fenstern vorüber. Da standen sie dann und rissen die Augen auf, wenn sie die Schiffe flimmern und leuchten sahen von den unzähligen Soldaten, mit denen sie gefüllt waren.“ Aber nicht nur vor ihnen auf dem Wasser, auch auf dem Lande, ja über ihnen gab es zu sehen und zu staunen. Oben auf der Höhe über der elterlichen Wohnung lag das Barackenlager der französischen Truppen, zu dem sich beinahe täglich die Spaziergänge richteten. Und in nächster Nachbarschaft, in Kuru-Tschesme, gab es ein nicht minder anziehendes Schauspiel, die große Artilleriewerkstätte der französischen Expeditionsarmee. Die leitenden Offiziere, Oberst Lion und Kapitän Soemer, häufige Gäste des Wildenbruchschen Hauses, Kinderfreunde, „bezaubernd liebenswürdige Menschen“, luden die Knaben ein, gingen mit ihnen spazieren und ließen sich von den kleinen Germanen das für sie unaussprechbare Wort „Köln“ vorsprechen. Drüben vom asiatischen Ufer herüber grüßte die große ziegelrote Kaserne, in der die englische Fremdenlegion untergebracht war. Auch zu der spannen sich Fäden, aber anderer Art, fast romantisch. Auf einem Jagdausflug auf der asiatischen Seite hatte der Vater eines Tages einen Deserteur, einen Deutschen, aufgegriffen und ihn bewogen, sich wieder zu stellen, so daß er straflos ausging. Und dieser dankbare, durch seine Flucht so interessante Landsmann gehörte seitdem auch oft zu den Besuchern des Hauses. Drunten aber auf dem Bosporus lagen die englischen Schiffe, deren Offiziere auch im Hause von Arnautköi aus- und eingingen. Da durfte man denn auch sie besuchen auf ihren riesigen Dreideckern und sich all das Seltsame und Merkwürdige eines solchen schwimmenden Kolosses erklären lassen. Unscheinbar, zu wenig schmeichelhaften Vergleichen herausfordernd und doch die kleinen Preußenherzen mit Freude und fast ein wenig Stolz erfüllend, lag zwischen den unter dem Union-Jack und der blau-weiß-roten Trikolore paradierenden Linienschiffen auch ein Kriegsfahrzeug, von dessen Gaffel eine weiße Flagge mit einem schwarzen Adler wehte.

Das war die „schöne Dampffregatte“, die der König von Preußen zum Schutze der Preußen hergeschickt hatte „für den Notfall“. Und mit ihren Spielgefährten, deutschen Kindern und griechischen Straßenjungen, führten sie nachdenkliche Gespräche über Kriege und Kriegsgeschrei, mit den Landsleuten auf Deutsch, mit den anderen in der lingua franca. Krieg und Brand war die Losung des Tages. Letzterer auch im eigentlichen Sinne des Wortes. Drüben hinter der ziegelroten Kaserne stand ein ragender Mastbaum, auf den oft die Blicke fragend sich richten: „Wird es heute etwas geben?“ Da dröhnt ein Kanonenschuß, an dem Mastbaum fliegen Ballons empor; das bedeutet: es brennt. Die Zahl der aufgezogenen Ballons deutet den Ort der Feuersbrunst an. Nun kommt es herangestürmt, die Feuerwehr zu Fuß, Schläuche tragend, mit lautem Geschrei: „Yangin was!“ „Es brennt!“

Aber nicht immer ist Feiertag mit „Krieg und Brand“, und nicht allein das Leben nimmt den Knaben, dessen Seele hier zum erstenmal die Augen aufschlägt und von der Erde und all ihrer Herrlichkeit Besitz ergreift, durch seinen Anschauungsunterricht in die Schule; der Lehrer, der die beiden älteren Geschwister schon eine ganze Weile in allerlei Weisheit und Wissenschaft unterwiesen, gewinnt allgemach auch für den Knaben, der die Schwelle des achten Lebensjahres überschritten hat, die Bedeutung einer regelmäßig im Laufe des Tages die Spielstunden unterbrechenden ernsten Erscheinung. Die ersten Anfangsgründe waren schon in Athen gelegt worden. Schon in Athen hatte er von den Weltteilen gehört und sich, als es hieß: nun kommt ihr nach Konstantinopel und da liegt gegenüber Asien, darauf gefreut, wie Asien wohl aussehen würde, um dann zu seiner Enttäuschung die Erfahrung zu machen, daß „dieses Asien eigentlich nicht ein bißchen anders aussah, als das Europa, darin sie wohnten“. In Konstantinopel aber, da wurde es ernst mit den Wissenschaften. Da beginnt die Ära der geschriebenen Weihnachts- und Geburtstagsarbeiten, in denen Erne den „lieben Eltern“ von seinen Fortschritten in der Kunst des Schreibens und Rechnens ansehnliche Proben ablegt und mit zunehmenden Jahren und wachsender Weisheit auch gelegentlich dem Wunsch der Mutter entsprechend, ihr auch einmal französisch zu kommen — „parce que tu désires tant que j'écrive le français“ — ihr versichert: „Je te promets d'être bien diligent et de faire ce qui

te fait plaisir.“ Und er hat sich redlich Mühe gegeben, sowohl bei den wechselnden Hauslehrern, wie bei der Mutter, die ihm „täglich eine Musikstunde mit großem Eifer und möglichster Geduld gibt“. „Das Kind hat Lust,“ schreibt Ernestine, „und ich beschränke mich auf die ersten Anfangsgründe. Es würde uns eine solche Freude sein, wenn wenigstens eins der Kinder musikalisch würde.“

Aber alle diese Studien und ihre Früchte waren und blieben doch nur Übungen auf der Schiefertafel, die für jede folgende Lektion wieder ausgelöscht wurden, Fertigkeiten, die mit dem, was in der kleinen Seele innerlich sich regte, wenig oder gar nichts zu tun hatten. Und auch der neue Hauslehrer, der im Herbst 1853 Pichon ablöste, der zunächst seine Zöglinge als reine Mirakel an Weisheit begrüßte, sie dann für wahre Dummköpfe erklärte, die nicht einmal die ersten Begriffe hätten, um schließlich zum Ergebnis zu kommen, „daß es Kinder wie alle ihresgleichen sind“, war nicht der Mann, zwischen den gelernten Fertigkeiten und Bruchstücken des Wissens von Einzelheiten ihm die Verbindungslinien zu ziehen und die Brücken zu schlagen zu einer Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, zu einer Erfassung des Lernens und Lebens als eines wundervollen, alle Seelenkräfte beschwingenden und anspannenden organischen Zusammenhangs.

Diese Aufgabe war dem dreiundzwanzigjährigen Otto Frick, dem nachmaligen Direktor der Franckeschen Stiftungen, vorbehalten, der im Herbst 1855 als Hauslehrer in das Wildenbruchsche Haus eintrat. Was er diesem ausgezeichneten Manne zu danken hatte, hat Ernst von Wildenbruch zu wiederholten Malen ausgesprochen und gerühmt. Er war es, der — darüber kann kein Zweifel sein — zuerst den schöpferischen Funken in der Seele des Knaben weckte, der durch seine Persönlichkeit, durch die aufrüttelnde Kraft des geborenen großen Pädagogen die geschlossene Knospe sprengte und die entfaltete mit einer Welt von bedeutenden Vorstellungen und Bildern erfüllte, die seitdem die Welt des Knaben, des Mannes wurden.

„Man muß Konstantinopel gesehen haben,“ schreibt er mehr als ein Menschenalter später, nach dem Tode Fricks, „um zu wissen, welch ein Panorama von Naturschönheit und historischer Landschaft sich dort öffnet. Knabengemüter in eine solche Umgebung einzuführen, diese in

ihrer ganzen Bedeutung zum Bewußtsein der jungen Herzen zu bringen, das war freilich eine Aufgabe, wie sie dankbarer einem Lehrer kaum gestellt werden kann — dankbarer kaum, aber auch kaum verantwortungsvoller und schwerer, da der Lehrer selbst sich erst in die fremde Umgebung einleben mußte.

„Indem er uns im modernen Konstantinopel umherführte, hat er uns das alte Byzanz in seiner ganzen Größe wieder auferstehen lassen. Und das alles ohne Lehrhaftigkeit, beinahe spielend in Unterhaltungen und auf Spaziergängen. So hat er uns zum alten Kastell von Byzanz, dem Schloß der sieben Türme, und von dort auf einem, mir noch heute erinnerlichen Spaziergange um die Mauern von Konstantinopel herumgeführt. So zeigte er uns auf dem Almeidan, dem alten Hippodrom von Byzanz, die von ihm selbst ausgegrabene Schlangensäule von Platäa und erklärte sie uns.“ Und auf einem dieser Spaziergänge war es auch, wo er den Knaben „von dem großen Perserkönige Darius erzählte, der vor mehr als zweitausend Jahren gelebt und mit einem Heer von vielen hunderttausend Mann über den Bosporus gezogen war, um sich die Völker von Europa zu unterwerfen“.

„Unweit Arnautköi, etwas mehr dem Schwarzen Meere zu“ — heißt es in der mit Jugenderinnerungen aus diesen Tagen durchtränkten Kindererzählung „Archambauld“ — „ist eine Stelle, wo der Bosporus sich verengt. Alte Wachttürme, von irgendeinem alten Sultan erbaut, stehen dort. Rumili Hissar heißt der Ort. Da führte er sie auf Spaziergängen hin und erklärte ihnen, daß, wenn jemand eine Brücke über ein Wasser schlägt, er danach ausschaut, wo das Wasser am schmalsten ist, und daß also zweifelsohne hier die Stelle sei, wo einstmals König Darius von Asien nach Europa herübergekommen war. Da war es den Knaben, indem sie seinen Worten lauschten und auf das Meer hinuntersahen, auf dem jetzt keine Brücke mehr lag, als würden die uralten Dinge noch einmal lebendig, als hörten sie das Stampfen der unzähligen Schritte, unter denen die Brücke sich bog, das Schnauben der Rosse, das Rasseln von Wagen und die Weltgeschichte stieg vor ihnen auf wie eine ungeheure, gespenstische Gestalt.“

Ob der Lehrer von dem, was in der Seele des Knaben sich unter solchen Eindrücken regte, etwas gewußt oder geahnt hat, wird nicht er-

zählt. Daß dieser in seiner lässig-träumerischen Art kein besonders guter Schüler gewesen, ist dagegen sicher. Es wird über Zerstreutheit beim Unterricht, Neigung zur Bequemlichkeit bei den häuslichen Arbeiten geklagt und einmal bemerkt: „Im ganzen hat er mehr gezeigt, daß er recht Gutes leisten könne, als wirklich immer recht Gutes geleistet."

Eine für die Eltern zum Weihnachten 1856 geschriebene Arbeit, „Naturerscheinungen aus der Geschichte des Phaeton bei Ovid", in der Sonnenaufgang, Gewitter und Sturm, Sonnenuntergang und Nacht, Erdbeben behandelt werden, weist unverkennbare Ansätze einer darstellerischen Begabung auf. Von selbständigen poetischen Regungen scheint noch alles ruhig. Und doch dankt er — worauf übrigens auch die Stellung des Themas für die Weihnachtsarbeit schließen läßt — gerade in dieser Hinsicht Frick unmittelbare Anregungen. „Er hat uns in die Dichtung eingeführt, und wenn es überhaupt möglich ist, die Betätigung dichterisch schaffender Natur, die man in sich empfindet, auf einen bestimmten Moment zurückzuführen, so würde ich als solchen den Tag bezeichnen, an dem er mir und meinem Bruder Shakespeares ‚Julius Cäsar' vorlas. Es geschah dies in einer so eigenartigen, so lebendigen und doch für Knaben so verständlichen Weise, daß mir zumute ist, als ob das Licht, das in jener Stunde meiner Seele aufging, bis zum heutigen Tag fortlodert und fortleuchtet."

„Nimmer kommen die Götter allein." Auch Eros klopft leise ans Tor. Auf einem maskierten Kinderball im Hause des englischen Botschafters Lord Stratford verlor der Elfjährige, der mit seinem jüngeren Bruder in Altenburger Bauerntracht erschien, in der beide nach dem Zeugnis der Mutter mit ihren kurzgeschorenen Köpfchen allerliebst aussahen, zum erstenmal sein Herz an „ein kleines englisches Mädchen in blauem Kleide", mit dem er tanzte.

Aber auch etwas anderes pochte schon leise ans Tor. Niemand hatte es kommen sehen, es war auf einmal da, setzte sich an den Herd und wartete, und sein Schatten fiel tief und schwer auf das Haus und seine Bewohner.

In den letzten Monaten des Jahres 1856 begann sich bei der bis dahin anscheinend völlig gesunden, lebensfrischen Ernestine von Wildenbruch ein Leiden auszubilden, über dessen Charakter und über dessen

Hoffnungslosigkeit sich die Ärzte von Anfang an klar und einig waren. Schon im November teilte ihr Mann Wilhelm Radziwill mit, daß ein Bonner Professor, den eine Ferienreise nach Konstantinopel führte, leider die trüben Voraussagungen der dortigen Ärzte bestätigt habe. „So stehet uns denn, menschlichem Ermessen zufolge, eine schwere Zeit, Vorläuferin einer irdischen Trennung, bevor, auf deren Eintreten ich nicht vorbereitet und gefaßt war und die in ihren Folgen zu betrachten mir eine schwere Pflicht ist.“ Sie selbst, tapfer und heroisch wie immer, schwieg in ihren Briefen in die Heimat über das Unabwendbare zunächst völlig. Nur ein bei ihr auffallend müder, melancholischer Ton, der sich zuerst in einem Briefe von Ende Januar 1857 findet, verrät dem Wissenden, wie furchtbar die Krankheit schon um diese Zeit, in der ihr Aussehen noch kaum etwas davon ahnen ließ, an ihr zehrt: „Ich fühle mein Alter,“ schreibt die Zweiundfünfzigjährige, „weil mir das Schreiben schwer wird. Auch mein Gedächtnis nimmt schmählich ab. Es ist schon gut, solche Mahnungen zu erhalten, die einem zeigen, daß das Ende nicht mehr weit sein mag — —. Ich weiß gar nicht, ob unsere freisinnige Kirche eine Lehre darüber festgestellt hat, inwiefern Gott uns gutgetragenes oder unverschuldetes irdisches Leiden dereinst anrechnen wird. Die katholische Kirche hat darin ihre nach menschlichem Gefühl sehr trostreiche Lehre, wie sie denn überhaupt mehr Rücksicht auf die Schwächen der Menschen nimmt als unsere, die den Menschen vollkommen haben will und ihm doch jeden Anspruch zugleich abspricht ... Der menschlichen Eitelkeit mag es recht heilsam sein, wenn man ihr täglich vorhält: ‚Und wenn ihr alles getan habt, so seid ihr unnütze Knechte gewesen.‘ Da man aber niemals alles getan hat, so frage ich mich oft, auf welche Stufe man dann hingehört, wenn man nicht einmal ein unnützer Knecht geworden. Nun, Gottes Gnade wird's wohl machen.“ Das ist mit müden Händen und mit müder Seele geschrieben. Und einen Monat später ringt sich auch das Geständnis los: „Mit meiner Gesundheit geht es täglich schlechter. Ich leide entsetzlich. Der Arzt gesteht, das Übel ... sei unheilbar, aber er behauptet, die Schmerzen, die ich jetzt hatte, wären ganz vorübergehend. Ich weiß nur, daß sie seit zwei Monaten in steter Zunahme sind und daß ich nicht weiß, ob zwanzig Jahre, die er mir prognostiziert, in einem

solchen Zustand ein Glück wären ... Hätte man nicht Kinder zu erziehen, so möchte man zuweilen sagen: ‚Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und alles wär' vorüber.'"

Trotzdem ward der 28. März, ihres Mannes Geburtstag, gefeiert wie sonst. „Meine Frau," schreibt dieser an Wilhelm Radziwill, „die in unsäglichen Leiden mit wahrem Heldenmute die gewohnte Existenz fortführt, hatte gar eine Zahl näherer Bekannte eingeladen, vor denen meine drei Kinder (der älteste Emin war schon seit einem Jahr in Deutschland auf der Schule) auf einer geschmackvoll improvisierten Bühne eine nicht leicht zu spielende Travestierungsposse (pièce à tiroir) ganz vortrefflich darstellten."

Nach schweren Leidenstagen schien Ende April eine leise Besserung einzutreten, die Schmerzen linderten sich, und man durfte und mußte nun, solange dieser Zustand anhielt, an die Heimkehr nach Deutschland denken, die sie sich ersehnte: „Ich leugne nicht, daß ich mir wünsche, nach Hause zu kommen. Einmal möchte ich Emin wiedersehen, und dann, glaube ich, ist es besser für die andern, namentlich für den Fall eines schlimmen Ausgangs, wenn Gott ihn beschlossen haben sollte. Wir haben bereits die Vorbereitungen zur Reise begonnen, so daß schon viel Getriebe um mich herum ist und ich mitunter wünsche, erst eingeschifft zu sein. Bis dahin gibt es noch manche Stunde des Schmerzes zu ertragen und dann wird auch mir der Abschied von manchen Dingen und Menschen schwer werden. Auch den schönen Himmel und die herrliche Aussicht werde ich vermissen, aber es übersteht sich und vergißt sich ja alles. Also Mut und Geduld, diese beiden Dinge tun mir oft not, aber das Beste ist, daß Gott sie nie versagt, wenn man ihn darum bittet."

Am 6. Mai ward die schwere Heimreise, über das Schwarze Meer und die Donau bis Preßburg, von da mit der Bahn über Prag nach Berlin angetreten. Und hinter ihr und ihren Kindern versank Arnautköi, das Haus am Bosporus mit seinen hellen, weiten Räumen, mit seinen blühenden und duftenden Gartenterrassen, zwischen dessen Hecken es noch wie ein Echo der fröhlichen Stimmen hin und her irrte und dessen Pinien- und Zypressenwipfel fortan nur noch in Träumen ihnen rauschen sollten von einer glücklichen Kinderzeit, die für immer dahin war.

III

Lernjahre

„Ich war in meiner Jugend ein weichlicher, träger, beinahe lethargischer Mensch. Dann kam das Schicksal und weckte mich."

An Karl Frenzel, 4. Februar 1908.

1. Kindertränen

Wir gingen schweigend, dann fragte ich leis':
„Wo ist's?" „Dort zur Rechten und dann drei Schritte,
Bei dem weißen Kreuze — Sie sehen's?" Ich sah's —
Und da lag ihr Grab in der Gräber Mitte.

Ende Mai 1857 langten die Reisenden wieder in Berlin an. Schnelle und schwere Entschlüsse mußten gefaßt werden. Die Mutter mußte sich von ihren beiden jüngsten Kindern trennen. Emin, der älteste, war schon seit länger als einem Jahr Zögling des Pädagogiums in Halle. Dieser Anstalt wurden daher auch Ernst und sein Bruder Ludwig anvertraut. Für Ernestine ward als letzter Versuch eine Kur in Bad Rehme bei Oeynhausen beschlossen, dessen Arzt einen großen Ruf genoß. Mann und Tochter begleiteten sie. Immer noch wagte man zu hoffen, wie es scheint auch die Ärzte, trotzdem die Diagnose auf Brustkrebs von allen bestätigt wurde und nur einige Begleiterscheinungen nicht ganz zu dem typischen Bilde dieser Krankheit stimmen wollten. Wirklich schien die optimistische Auffassung recht zu behalten. Das Befinden besserte sich entschieden, Symptome eines Stillstandes schienen unverkennbar, der behandelnde Arzt sprach selbst von einem Wunder. Auch die vollkommen unverminderte geistige Frische und stets wache Liebenswürdigkeit der Kranken, die genau so wie in ihren guten Tagen schnell zum Mittelpunkt eines Kreises alter und neuer Bekannter ward, bestärkte die nächsten Angehörigen in ihrer Zuversicht. Dann aber trat — nach einem Wagenunfall — ein Rückschlag ein. Ende September ward mit einer Ätzkur noch ein letzter Versuch gemacht, der aber nur die Qualen bis zur Unerträglichkeit steigerte. Als sie im Oktober nach Berlin zurückkehrte, erschraken die Freunde über ihren Anblick. Und auch die Ihrigen wußten, daß sie von Stund' an eine Sterbende war.

Im Sommer hatte sie noch ihre Söhne, zum letztenmal, bei sich gehabt und dieses Zusammensein als eine reiche Quelle der Freude und des Trostes genossen. Und genossen hatte es auch, wenn auch in zitterndem Bangen, der eine von ihnen, dessen ganze Seele mit glühender Zärtlichkeit an seiner Mutter hing, seinem „Moosчen", wie er sie in den Stunden des Alleinseins mit ihr nannte, wenn sie zusammen Schlösser in die Luft bauten und von seltsamen und herrlichen Dingen sich leise erzählten. Auch er ahnte wohl, als er im Herbst wieder nach Halle zurückkehrte, daß der nächste Abschied der letzte sein würde.

Was ein Kind — und ein Kind war der Zwölfjährige noch durchaus — in solchen dunklen Zeiten in sich durchlebt und verarbeitet, ahnt kein Mensch. Das Seltsame aber ist, daß, obgleich jeder das an sich selbst in Kindertagen erfahren hat, wie bitter Kindertränen sein können, die wenigsten sich noch in diese Welt wortloser Angst und Qual zurückversetzen können.

Zu diesen wenigen hat Ernst von Wildenbruch gehört, und daß er es vermochte, das dankte er nicht bloß dem Auge des Dichters, das wie das Gottes, ins Verborgene sieht, sondern ebensosehr dem Schicksal, das so früh so schwer sich auf seine Knabenschultern legte und das seine junge Seele in einsamen Nächten bis zum Überfließen mit ungeweinten Tränen erfüllte. Und so hat ihn auch nie die Erinnerung verlassen an das, was er damals still in sich hineingewürgt hat an Kummer und Jammer um die sterbende Mutter, und in schlaflosen Nächten hat er es immer wieder gesehen, das Gesicht und die Gestalt eines dicken, kugelrunden, kleinen Jungen, in seinem Jäckchen von grünem Tuch, in seiner Weste, die immer in die Höhe gerutscht war, seinen grauen Hosen, die immer etwas zu kurz waren, mit seinem großen runden Kopf, der immer etwas vornüber hing. Jenes kleinen Dicken, der in der Klasse gar kein Licht war, nicht gerade faul, aber immer träumerisch und verschwommen. Jenes „Muttersöhnchen", der „zum erstenmal aus dem Elternhause war" und der auf dem Pädagogium so qualvolles Heimweh hat; der sich einen Kalender gemacht hat, auf dem er jeden Abend den senkrechten Strich, der einen Tag bedeutet, mit einem wagerechten durchstreicht, und für den es vom Morgen bis zum Abend nur einen Gedanken gibt:

daß er heute abend wieder einen Tag ausstreichen würde. Jene kleine, lächerlich-wehmütige Gestalt, die einsam in Winterkälte auf dem Schwebebaum das Orakel versucht: wenn er bis ans Ende kommt, ohne zu fallen, dann wird die Mutter wieder gesund werden. Und der nicht ans Ende kommt und den dann eines Tages der alte Daniel, der „ein so gutes und so kluges Herz hatte“, aus der Bank ruft und ihn mit sich nimmt, der nach Haus geholt wird, weil die Mutter plötzlich sehr krank geworden ist, kränker, als man ihm sagt, und dem bei den Worten des alten Daniel: „Komm jetzt, mein Junge, jetzt fährst du nach Hause zu deiner Mutter,“ ein Freudenschein über das runde Gesicht geht.

„Ich weiß nicht, ob er die Mutter noch vorgefunden hat,“ heißt es im „Orakel“.

Die Wirklichkeit antwortet darauf mit Ja. Zum Weihnachtsfest waren alle Kinder noch einmal mit den Eltern vereinigt. Noch einmal hatte die tapfere Frau, immer noch regen Geistes, immer noch mit fürsorglichen Gedanken für andere, sich aufgerafft, um jeden einzelnen ihre Liebe fühlen zu lassen. Aber die unvermeidlichen Erregungen, die das Fest und nicht zum wenigsten die Gegenwart der aus Halle gekommenen Knaben brachte, verzehrten schnell die von Tag zu Tag sinkenden Kräfte. In der Frühe des Neujahrstages hörten die Schmerzen auf, die Schwäche und die Beklemmungen aber nahmen zu. Sie fühlte das Nahen der Erlösung. Bis in die letzte Stunde getreu, sorgte sie noch am Abend für das Abendbrot der Kinder, sprach mit jedem einzelnen und segnete sie. In den Morgenstunden des 2. Januar kam eine tiefe Ruhe als Vorbote des Endes. Sie sprach noch ein paar Worte, ließ sich ein Lied vorlesen und lag dann still schlummernd. Wenige Minuten nach acht Uhr hatte sie ausgelitten.

„Wer sie hat leiden sehen,“ schrieb nach ihrem Tode der langjährige Freund Abeken, „wird dies Bild nie wieder vergessen; es ist nicht bloß ein Bild der Schmerzen, sondern der schönsten und reinsten Erhebung.“

Am 4. Januar fand die Trauerfeier im Sterbehause, Ziethenplatz 3, statt, Prediger Knaack von der böhmischen Gemeinde, der sie im vergangenen Sommer in Oeynhausen kennen gelernt hatte, sprach am Sarge; dann wurde Ernestine von Wildenbruch auf dem Garnisonfriedhof zur letzten Ruhe gebettet.

Das Leben aber forderte unerbittlich sein Recht. Den Vater rief die Pflicht zurück auf seinen Posten nach Konstantinopel. Das Elternhaus schloß seine Tore zu und die verwaisten Kinder kamen in fremde Obhut und Pflege. Während die Tochter zu Freunden des Hauses ging, der älteste Emin wieder auf das Pädagogium nach Halle zurückkehrte, war schon vor dem Tode der Mutter bestimmt, daß Ernst und sein Bruder fortan in Berlin die Schule besuchen sollten. Man entschied sich für das Französische Gymnasium in der Niederlagstraße, und gab sie in Pension in die Familie des Generals von Froreich in der Viktoriastraße 5.

Ein bedeutsamer Wechsel und ein schwerer Anfang, so schien es, für den bisher durch die mütterliche Fürsorge verwöhnten kleinen Burschen, der jetzt mit seinem Bruder jeden Morgen von der Viktoriastraße nach der Niederlagstraße als braver Obertertianer seines Weges zog und langsam, zögernd sich in den Straßen und in den Verhältnissen des Berlins um den Ausgang des sechsten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts wieder aus dem Orient zurückfand. Aber gerade dieser alte Heimatboden hatte eine merkwürdig heilende Kraft. Es war, als ob er mütterlich helfend dem verwaisten Knaben seine Arme entgegenstreckte, als müßte er dem Mutterlosen einen Ersatz gewähren für das, was er verloren.

Heimat und Vaterland, bisher wesentlich abstrakte Begriffe, zu deren Ehrfurcht man ihn erzogen, werden plötzlich zu lebendigen Kräften, deren Wirken er fühlt, die ihm ans Herz greifen, die mit seinem Wesen verwachsen. Der Große Kurfürst auf der Langen Brücke und der alte Fritz Unter den Linden blicken ihn so eigen aus großen, ernsten Augen an, als hätten sie ihm etwas zu sagen, ihm allein, und als wäre das etwas, was noch herrlicher in seinen Ohren klingt, als das Lied von Marathon und Salamis. Und an einem Märztage, da ist es auf einmal da, was er sagen muß. Er hat die Masern gehabt und ist noch in das Krankenzimmer in der Viktoriastraße gebannt. Die Tochter des Hauses hat ihm aus von ihr selbst verfaßten Kinderschriften vorgelesen. Da faßt er sich Mut und legt ihr mit blitzenden Augen und mit gepreßtem Atem eine dramatisierte Anekdote aus dem Leben Friedrichs des Großen vor. Und als das Urteil lautet: „Nicht übel, du hast

Talent. Aus dir kann etwas werden," da leuchtet auf dem runden Kindergesicht in verschämtem Stolz die erste Autorenfreude auf.

Läßt schon dieser erste Versuch des Dreizehnjährigen einen Rückschluß auf die Tiefe und die Nachhaltigkeit jener Eindrücke zu, die er zuerst in Arnautköi durch Fricks Cäsarvorlesung empfangen, so fehlt es auch nicht an unmittelbaren Zeugnissen aus diesen Tagen von einem wachsenden und über seine Jahre hinausgehenden Interesse für das Drama und vor allem für Shakespeare. Die unfreiwillige Muße der Masernrekonvaleszenz gab ihm Gelegenheit zu fleißiger Lektüre: „Ich studiere jetzt sehr viel Goethe und Schiller," schreibt er im März zum Geburtstag des Vaters nach Konstantinopel, „und habe schon eine Menge Stücke gelesen, z. B. ‚Egmont', ‚Macbeth' und andere ... Ich kriege auch ein Billett für das Theater und möchte gar zu gern den ‚Macbeth' sehen." In einem der nächsten Briefe berichtet er denn auch von einer „Tell"-Aufführung, die er im Königlichen Schauspielhaus gesehen. Doch war das nicht der erste Besuch jener Stätte, die in der Folge ihm fast wie eine zweite Heimat werden sollte. „Ich gedenke der Zeit," schreibt er im Jahre 1892, „da ich als Schuljunge vom Ziethenplatz nach der Niederlagstraße ins Gymnasium pendelnd, nie an der Ecke vorüberzugehen vermochte, ohne am Theaterzettel zu studieren, was heute gespielt würde, so daß ich bei meinen Mitschülern in den Ruf eines Theaternarren geriet. Ich gedenke des Abends, da ich zum erstenmal das Innere des geheimnisvollen Hauses betrat und das ‚Käthchen von Heilbronn' sehen durfte, und ich fühle noch heute den Wonneschauer, der mich überflutete, als sich der Vorhang erhob und ich die Richter des heimlichen Gerichts in ihrer schwarzen Vermummung sitzen sah. Ein Wonneschauer, eine Ekstase der Phantasie, wie ich sie seitdem nie wieder empfunden habe! Lina Fuhr spielte das Käthchen, Hermann Hendrichs den Grafen Wetter vom Strahl und aus den flüsternden Bemerkungen der Umsitzenden vernahm ich, daß das zwei große Künstler wären. Nun, ich habe ihnen gewiß nicht widersprochen; der letzte Statist erschien mir ja wie ein geheimnisvolles Wesen, und das einzige Gefühl, dessen ich mir klar wurde, war, daß so etwas eigentlich noch schöner sei, als wenn man in das Zimmer geführt wird, wo der angezündete Weihnachtsbaum steht."

So meinte es das Schicksal doch gut mit ihm, daß es ihm gerade in dem tiefen Dunkel der Vereinsamung das neue große Licht aufgehen ließ, das fortan seinem Leben Ziel und Inhalt zugleich werden sollte. Es trocknete die heißen Kindertränen und eröffnete den verweinten Augen den Blick in eine höhere Welt, in der alle Mißklänge des Tages sich auflösten in eine große Harmonie, in der auch der Tod als Erlöser und Befreier die Schrecken verlor.

An die Schule, die er nachmals zum zweihundertjährigen Jubiläum schwungvoll gefeiert hat, „die Hugenottenschule“, das Französische Gymnasium in der Niederlagstraße, „hinter der alten, altmodischen, simplen Haustür“, knüpften sich dagegen, so gern er seiner Schulgenossen aus jenen Tagen gedachte, nicht unbedingt freundliche Erinnerungen: „Meistens muß ich an den alten Geßner denken, unseren Lehrer im Griechischen und Deutschen, der nun schon so lange da drunten auf der Asphodillwiese wandelt, und an seine Ratlosigkeit, wenn er meine deutschen Aufsätze korrigierte. An Marggraf denk' ich, den gefürchteten Ordinarius von Obertertia, den alten Chambau, mit dessen Sohn ich befreundet war und der an der Ecke der Dorotheen- und Neustädtischen Kirchstraße in der „Maison d'Orange“ wohnte. Fournier kommt mir wieder, unser Religionslehrer, dessen später durch eine Ohrfeige so bekannt gewordene Hand wir schon damals kennen zu lernen Gelegenheit hatten: Mein Nebenmann sollte ein geistliches Lied hersagen, der Hintermann sagte vor und dem Hintermann wieder dessen Hintermann. Plötzlich stand Fourniers mächtige Gestalt neben dem Hintermann: ‚Souffleur soufflé, qui mérite des soufflets‘ — und quatsch — kam die Ohrfeige herunter.“

Nein, dieser Schüler war kein geeignetes Objekt für einen Unterrichtsbetrieb, wie ihn, wenn auch damals noch in verhältnismäßig bescheidenen Grenzen, die moderne Schule nun einmal wohl nicht entbehren kann. Er war kein Klassenschüler, mit dem viel Staat zu machen gewesen wäre, einer, der mit- und unterging unter der Masse, weil das, was Eigenes in ihm lebte und gärte, in dem Rahmen eines normalen Schulpensums keinen Raum hatte und eben deshalb auch den pflichtmäßigen Leistungen den Stempel einer gewissen Halbheit, eines Mangels an Energie aufprägte.

Er selbst trug allerdings daran nicht sonderlich schwer, und wenn



Ernestine von Wildenbruch
geb. von Langen

Nach dem Gemälde von Eduard Magnus

(1848)

auch der Eindruck, den er jetzt und auch noch verhältnismäßig lange auf seine nähere und weitere Umgebung machte, der Eindruck eines mit sich und der Welt zufriedenen, behaglich-liebenswürdig gedeihenden Jungen nicht durchaus seinem eigentlichen Wesen entsprach, so ist doch für seine Knaben- und Jünglingsjahre charakteristisch eine gewisse Lässigkeit und Schlaffheit, die von dem, was er später wurde, schroff absticht.

Das Leben aber drängte vorwärts auf neue Bahnen, ohne daß er gefragt worden wäre, wie weit Lust und Neigung dabei mitsprächen. In einem Alter, wo sonst Knaben mit der Frage einer künftigen Berufswahl sich höchstens spielerisch beschäftigen, sah er sich genötigt, eine bindende Entscheidung zu treffen oder richtiger, sich einer Entscheidung zu fügen, die sein Vater für ihn und seinen Bruder traf.

Louis von Wildenbruch war zwar nach dem Tode seiner Frau wieder nach Konstantinopel zurückgegangen, aber er hatte sich dort nicht mehr innerlich zurechtgefunden. Der Posten selbst war ihm schon lange, vor allem durch die klägliche Rolle, die Preußen gerade während der Orientkrise zu spielen gezwungen gewesen, gründlich verleidet, und bereits im Jahre 1857 hatte er in einer Immediateingabe an den König um seine Abberufung gebeten, nicht in dem Sinne, dauernd ganz aus dem Dienst zu scheiden, sondern in der Hoffnung auf einen anderen Wirkungskreis. Rom und Paris kamen in Frage und beide hätten ihn gelockt, natürlich letzteres in höherem Grade. Sein Gesuch war aber damals abschläglich beschieden worden und ihm nur ein längerer Urlaub, im Hinblick auf die schwere Krankheit seiner Frau, gewährt worden. Nach seiner Rückkehr empfand er, trotzdem er sich sowohl bei den Türken, den Sultan an der Spitze, wie beim diplomatischen Korps, wie in der deutschen Kolonie des größten persönlichen Ansehens, allgemeinen Vertrauens und allgemeiner Beliebtheit erfreute, das Unbefriedigende seiner Stellung peinlicher und schmerzlicher denn je. Die Erlebnisse des vergangenen Jahres hatten den starken und trotzigen Mann mürbe gemacht; eine Aussicht auf Verwendung auf einem anderen Posten schien, so wie sich die Dinge unter der Regentschaft zu entwickeln begannen, mehr denn je fraglich. Dazu kam die Sorge um die in Berlin in fremder Obhut zurückgelassenen Kinder, die Sorge für ihre Erziehung, ihre Zukunft, die jetzt allein auf seinen Schultern lastete.

Alles zusammen drängte ihn zu einem Entschluß, einem übereilten, wie er sich später sagen mußte. Er bat um seinen Abschied und kehrte schon im Herbst des Jahres 1858 wieder nach Berlin zurück, um dort seinen dauernden Wohnsitz zu nehmen und auf diese Weise auch den Kindern wieder eine Heimstätte zu bieten.

Für die beiden jüngsten Söhne ward das Vaterhaus freilich nur vorübergehend eine Wohnstätte. Denn während ihr älterer Bruder Emin, den der Vater für einen gelehrten Beruf bestimmt hatte, nunmehr von Halle nach Berlin zurückkehrte, um dort auf dem Joachimsthalschen Gymnasium seine Schulzeit abzuschließen, hatte der Vater sie für die militärische Laufbahn bestimmt, und schon am Schlusse des Jahres stand es fest, daß sie im Frühling 1859 in das Königliche Kadettenkorps eintreten sollten. Maßgebend hierfür waren wohl nicht zum wenigsten pekuniäre Rücksichten, dann aber wohl auch die Erwägung, daß der jüngste Sohn entschiedene Neigung und Begabung für den künftigen Beruf verriet. Der zweite aber hatte bisher, von seinen poetischen Neigungen abgesehen, so wenig in irgendeiner Richtung besondere Wünsche oder Begabung an den Tag gelegt, daß für ihn die durch den Stand des Vaters und die Familienüberlieferung vorgezeichnete Laufbahn eines preußischen Offiziers als die natürliche und gegebene erschien. Am Morgen des 4. Mai 1859 standen die beiden Brüder auf dem Hof des Kadettenhauses zu Potsdam, und tags darauf meldete ein Brief Ernsts dem schon ungeduldig wartenden Vater, daß sie beide die Aufnahmeprüfung bestanden hätten und nach Tertia gekommen seien. „Was mir hier besonders gefällt, das ist, daß man immer marschieren muß, d. h. wenn es zum Essen oder in die Schlafsäle geht, wird vor dem Zimmer angetreten und dann marschiert man in den Saal.“ Das ist der erste Eindruck. Der Schwester meldet er ein paar Tage später: „Zuerst ist die Uniform sehr unbequem, aber später gewöhnt man sich daran.“ Das war allerdings, wie sich nachmals erweisen sollte, in seinem Fall eine Täuschung. Der Vater aber schrieb den Söhnen: „So ist denn der erste Schritt auf einer neuen Lebensbahn geschehen! Daß er für mich noch viel schwerer war als für Euch, meine lieben Jungen, habt Ihr wohl gefühlt. Möge Gott das Opfer, welches ich in diesem verhängnisvollen Zeitpunkt Eurer Zukunft brachte,

segnen. Ich habe nach langem Kampfe diese Maßregel ergriffen, weil mein Gewissen mir sagte, daß bei der Mangelhaftigkeit selbst derjenigen Erziehungsanstalten, die sich (wie das Pädagogium) eines hohen Rufes erfreuen, und bei der Überzeugung, daß Euch der Eintritt in eine öffentliche Bildungsanstalt nötig und nützlich sei, eine militärische Vorbildungsanstalt, die ja in ihrer jetzigen Form keineswegs eine einseitige Fachbildung zum Ziele hat, jedenfalls aber den Sinn für Zucht und Ordnung und Männlichkeit fördert, ich im Sinne Eurer herrlichen, pflichttreuen Mutter handle, deren Segen ja hoffentlich nicht vergeblich auf Euch und Euren Geschwistern ruhen und Euch zu Männern heranreifen lassen wird, wie ein solcher Euer heldenmütiger Großvater war, dessen Tod der einzige Lichtpunkt in einem trüben und schmachvollen Abschnitte der preußischen Geschichte bildet, und wie (ich darf es gottlob! ohne Erröten aussprechen) Euer Vater trotz vieler Fehler ist. Bedenkt, meine lieben Jungen, welches Blut in Euren Adern fließt, bedenkt, daß Ihr die direkten Urgroßneffen Friedrichs des Großen seid, diesem eisernen und pflichttreuen Manne also gerade so nahe steht als der König selbst, bedenkt endlich, daß Ihr eine Mutter besessen habt, ausgezeichnet und herrlich wie wenige, ich darf sagen wie keine ihres Geschlechts und bleibt dem Vorsatze getreu solches Vorzuges, solcher Euch so nahestehender Vorbilder würdig zu sein. Gott wird so edlen Vorsätzen seinen Segen nicht versagen und Ihr werdet dereinst der Stolz Eures Vaters, die würdigen Söhne einer Mutter sein, die mit der höchsten Liebenswürdigkeit des Weibes die großartigsten Eigenschaften des mutigen, Gott vertrauenden Mannes vereinte."

Treue, väterliche Worte, aus Liebe geboren und doch zugleich aus der Seele eines Menschen, den seine Natur bestimmte, seinen Kindern die Erfüllung dieser Pflichten und dieser Hoffnungen so schwer, als möglich zu machen. Derselbe Brief meldet von einem Besuche Fricks, der sehr bedauert habe, seine ehemaligen Zöglinge nicht mehr vorzufinden. Daß dieser Berater bei diesen Entscheidungen ausgeschaltet war, und daß Blick und Wort der Mutter nicht mehr helfen und weisen konnten, das war ein Verhängnis, an dem Vater und Sohn schwer tragen sollten.

Beide waren sich über die Tragweite des Schrittes nicht klar. Es

war eine Täuschung, wenn jener die wissenschaftliche Ausbildung im Kadettenkorps der der anderen höheren Bildungsanstalten glaubte gleichsetzen zu dürfen, und eine Folge dieses bedenklichen Irrtums wieder war es, daß er keine Vorstellung davon hatte, wie tief der Eingriff in die innere Entwicklung seiner Kinder war, wieviele schüchtern erst sich regende Keime und Ansätze von Lebenskraft und Lebensfreudigkeit die Versetzung in ein fremdes Erdreich wenn nicht zerstörte, so doch auf Jahre hinaus gewaltsam unterdrückte und hemmte. Daß er nicht ahnte, was es für einen Knaben wie diesen, dessen Seele mit Bildern der griechischen Welt durch Anschauung und durch den Unterricht des vortrefflichen Lehrers erfüllt war wie ein Gefäß mit edlem Wein, bedeutete, in dem Augenblick, wo er in die Sprache und in die Dichtung dieses Volkes mit ahnungsvoll freudigem Schauer einzudringen sich anschickte, zur Umkehr gezwungen zu werden. Im Französischen Gymnasium hatte er angefangen, Griechisch zu treiben. Im Kadettenkorps gab es kein Griechisch. Die „Göttersprache“, kaum an sein Ohr geklungen, verhallte fern und immer ferner, und in Augenblicken, wo er sich darüber klar wurde, kam es wie eine Verzweiflung über den Knaben, ein Gefühl des Enterbtseins, von dem keiner auch der Nächsten etwas ahnte. Wenn der gute, freundliche Junge mit dem rosigen, runden Gesicht, der, schüchterner Natur, nie eigentlich aus sich herausging, hin und wieder durch versonnenes, träumerisches Wesen auffiel und dadurch die Rüge der Lehrer, Hänseleien von seiten der Geschwister und Kameraden weckte, so ward das mehr als ein Mangel an Disziplin und Energie, was es ja zum Teil auch war, angesehen, denn als ein Beweis davon, daß in dieser Seele der Kampf mit den Dissonanzen des Lebens mit anderen Waffen geführt wurde, mit einstweilen noch ganz untauglichen, die er sich aber nicht gesucht, die ihm angeboren waren, und die mit jedem Kampf, mit jeder Niederlage wuchsen und stärker wurden. Daß er nicht nur ein „Theaternarr“ war, daß er auch selbst Verse machte, wußte man, war aber, wie immer in solchen Fällen, geneigt, die Ursache mit der Wirkung zu verwechseln, d. h. die Träumerei aus der Versemacherei, statt die Versemacherei aus der Träumerei zu erklären. Dementsprechend war denn auch die Bewertung seiner poetischen Neigungen im Kreise der Familie. Der Vater war keineswegs

ein amusos; er kannte seine Klassiker, seinen Shakespeare sehr gut, wußte vom ersten Teil des „Faust“ das meiste auswendig und hatte auch sonst, wie seine Briefe zeigen, eine ziemlich ausgebreitete Kenntnis, vor allem in der englischen und deutschen Literatur. Aber dabei waren und blieben ihm doch Dichter und Dichtergenossen, ebenso wie Professoren, immer Erzeugnisse einer exotischen Flora, die man vom Leben aus durch die Fenster eines Treibhauses bewundert, als etwas Merkwürdiges, Schönes, hin und wieder auch Garstiges und Komisches. Seine eigenen künstlerischen Interessen lagen ganz auf dem Gebiete der Musik.

Auch die Mutter hatte ein tieferes persönliches Verhältnis zur lebendigen Dichtung nicht gehabt — wohl eher zur bildenden Kunst — aber in ihrer Seele hatte eine tiefe, heilige Ehrfurcht vor dem künstlerischen Schaffen an sich gewohnt. Es ist bezeichnend, wenn die Todkranke vier Wochen vor ihrem Ende bei der Erwähnung von Rauchs Tod schreibt: „Ich weiß nicht, ob Du ihn persönlich gekannt hast, doch der Genius ist jeder edlen Natur befreundet.“ Und diese Ehrfurcht vor dem schöpferischen Genius wäre sicher auch die Brücke gewesen, auf der sich die schüchtern ihre Flügel regende, gestaltende Phantasie des Sohnes und das stille, helfende, lauschende Vertrauen der Mutter gefunden hätten.

Seinen Geschwistern stand er, bei aller zärtlichen Liebe, die sie zeitlebens mit ihm verband, innerlich ziemlich fern. Sie gingen ihrem Temperament und ihrer Begabung nach von Anfang an andere Bahnen. Emin, der älteste, glänzend begabt, eine starke, leidenschaftliche, sehr früh selbständige Natur, im Wesen wohl dem Vater am nächsten verwandt, hatte gerade in jenen Jahren mit sich und der Durchsetzung seiner Persönlichkeit dem Vater gegenüber, der ihn für einen gelehrten Beruf bestimmt hatte, während er leidenschaftlich verlangte, Soldat zu werden, zu hart zu kämpfen, als daß er sich viel um die in so ganz anderer Richtung verlaufenden Entwicklungsphasen des jüngeren Bruders hätte kümmern können. Die Schwester verlobte und vermählte sich 1860 mit dem Grafen Paul Yorck von Wartenburg und ward dadurch naturgemäß in andere Gedanken- und Interessenkreise abgelenkt. Und der jüngere Bruder Ludwig, mit Leib und Seele vom ersten Augenblick an

Soldat, war, obwohl literarischen Interessen keineswegs fremd, schon seiner Jugend wegen der Rolle eines Vertrauten, geschweige denn Beraters um so weniger gewachsen, als Ernst auch ihm gegenüber mit seinem Innersten zurückhielt.

Und wenn es schon immer das Los des werdenden Dichters gewesen ist und sein wird, daß man ihn nicht ernst nimmt, so war das um so begreiflicher in dieser Umgebung mit ihren festen Begriffen und Vorstellungen von Stand und Beruf; um so begreiflicher, als die Leistungen, die ans Licht kamen, noch auf lange Zeit hinaus sich, von außen gesehen, in recht bescheidenen Grenzen des Könnens hielten. Erhalten ist aus dieser Zeit nichts, außer einer aus dem April 1859, also kurz vor dem Eintritt in das Kadettenkorps, stammenden Ballade „Der letzte Wendenkönig“, die Uhlands Einfluß im Rhythmus, stellenweise auch in der Wortwahl verrät. Es ist aber sicher nicht das einzige, was in diesem und in den folgenden Jahren entstanden ist und an dem das Herz des kleinen verträumten Kadetten mit Schöpferqualen und -wonnen gehangen hat.

Wenn aber seine nächsten Angehörigen, die Kameraden, die Freunde in all dieser Zeit von ihm durchaus nur den Eindruck eines guten, etwas träumerischen, jungen Menschen hatten, der indes mit seinem Dasein und seiner Zukunft durchaus zufrieden schien, so lag das zum Teil daran, daß, wie schon angedeutet wurde, ihm selbst der Widerspruch seines inneren und äußeren Lebens und die daraus hervorwachsende Hoffnungslosigkeit seiner Lage erst allmählich zum Bewußtsein kam und daß dann, als er sich darüber nicht mehr täuschte, jene Schlaffheit und Energielosigkeit, von der er selbst spricht, ihn verhinderte, Entschlüsse zu fassen oder Widerspruch zu äußern. So schien er den Außenstehenden zu schwimmen, während er in Wirklichkeit sich treiben ließ. Wie es wirklich während dieser Jahre in seinem Innern aussah, was da allein getragen und allein durchkämpft worden ist, das tritt uns entgegen in dem Spiegel seiner späteren Dichtungen, die Reflexe aus jenen Tagen aufgefangen haben; aus den Gesichtern jener rührenden Knabengestalten in Kadettenuniform, die im „Edlen Blut“, in der „Vice-Mama“ uns die Leidensgeschichte eines Kindes erzählen. Keine von ihnen ist Selbstporträt, aber in jeder von ihnen steckt etwas von

ihm, über jeder von ihnen liegt etwas von den tiefen Schatten, die in den Jahren, da der Knabe zum Jüngling heranwuchs, auf seinen Weg gefallen sind, im Potsdamer Kadettenhaus zuerst und dann seit dem Frühling 1859 in der Hauptanstalt, die damals noch in Berlin war. „Wenn Sie vom Alexanderplatz nach der Jannowitzbrücke fahren, hinter der Neuen Friedrichstraße entlang, dann liegt da auf der rechten Seite in der Neuen Friedrichstraße ein großer, alter Kasten, das ist das alte Kadettenhaus," erzählt im „Edlen Blut" der alte Oberst, „wenn man vom Alexanderplatz kommt, dann kommt zuerst ein Hof mit Bäumen. Jetzt wächst Gras in dem Hofe, zu meiner Zeit noch nicht, denn da wurde exerziert und die Kadetten gingen darin spazieren, wenn Freistunde war. Dann kommt das große Hauptgebäude, das einen viereckigen Hof umschließt, der der ‚Karreehof' hieß, und da gingen die Kadetten auch spazieren ... Nicht sehr viele, nur vier Kompagnien, und die verteilten sich auf zwei Klassen: Sekundaner und Primaner, und dazu kamen dann noch die Selektaner, die nachher als Offiziere in die Armee kamen und die man die ‚Bollen' nannte, weil sie die Aufsicht über die anderen führten und man sie darum nicht leiden konnte."

In diesen Mauern hat Ernst von Wildenbruch nach des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr Tage, Wochen, Monate, Jahre dahinrollen sehen, von 1860 bis 63, hat sich vom Sekundaner und Primaner zum „Bollen" entwickelt und, abgesehen von der Mathematik, als recht hoffnungsvoller Schüler gegolten, freilich mehr in den Fächern, die mit dem künftigen Beruf nur in loser Beziehung standen; so als er z. B. in der Prima einmal durch die Übertragung der Szene zwischen Egmont und seinem Geheimschreiber in Jamben die Bewunderung des Lehrers erweckte, während er als Turner nur so eben mitging.

Daß es in den grauen Mauern aber auch an Sonnenschein nicht fehlte, dafür sorgten die Ferien, die teils im elterlichen Hause in Berlin, teils bei der Schwester, der Gräfin Yorck, auf dem Yorckschen Stammsitz Klein-Oels in Schlesien verlebt wurden.

Klein-Oels, „das Schlesische Paradies", das den Lesern des „Wandernden Lichts" als das Gut Eberhard von Fahrenwaldes bis in alle Einzelheiten genau beschrieben wird, war in mehr als einer Hinsicht für Wildenbruch und seine Geschwister ein Paradies. Das Schloß, in

der Ebene gelegen, ein alter Tempelherrenbau, wie ein düsteres Wahrzeichen stürmisch-dunkler Vergangenheit aus den uralten Bäumen des Riesenparkes über hellen, freundlichen Gartenterrassen herauswachsend. Ein Herrensitz, angefüllt mit großen Erinnerungen; im Park das Denkmal des alten Feldmarschalls, von Rauch, im tiefen Frieden unter den alten Bäumen viel stärker wirkend, als in Berlin hart an der Straße, auf der das Leben der Großstadt atemlos vorüberjagt; unweit davon die Ruhestätte der Yorcks, das Mausoleum des Siegers von Wartenburg und seiner Nachkommen. Und in dem „altertümlich gebauten und verbauten Haus“ selbst Fluchten von Räumen, lange Gänge, düstere, schwerwuchtende Gewölbe mit tiefen Fensternischen, in die durch das Laubgewirr der Bäume nur mühsam die Sonne sich ihren Weg fand, helle, hohe, mit Erinnerungen an den Ahnherrn, Gemälden und Kunstwerken auserlesener Art angefüllte Wohn- und Festräume, zu denen man auf breiter Herrentreppe stattlich, feierlich emporstieg. Vor allem aber der Schatz des Hauses, die Riesenbibliothek; ein Wahrzeichen der geistigen Vornehmheit des Geschlechts, in den verschiedenen Schichten der Erwerbungen die Sonderinteressen und die Eigenart des jeweiligen Majoratsinhabers widerspiegelnd, aber zugleich als Ganzes eine qualitativ und quantitativ gleich bedeutende Auslese der größten und seltensten Werke der Weltliteratur; ein großer Teil aus der Bibliothek Ludwig Tiecks erworben, an dessen Schreibtisch man sich zu stiller Lektüre niederlassen konnte. Und auf den Gängen und auf den Treppen, auf den verschlungenen Pfaden des Parkes unter den uralten Eichen und Eschen in diesen Sommertagen ein lautes, lustiges Treiben. Kluge Frauen, gelehrte, geistvolle Männer aus nah und fern, Koryphäen der Breslauer Hochschule, Berliner Freunde, Jagdgenossen des schlesischen Landadels und dazwischen die Jugend, die ihre Ferien genoß. Noch regierte der Sohn des alten Marschalls, Graf Ludwig, der in zweiter Ehe mit Nina von Olfers, einer Tochter des Generaldirektors der Königlichen Museen, vermählt war. Dessen Sohn aus erster Ehe mit Bertha von Brause — einer nahen Freundin Ernestine von Wildenbruchs — war Graf Paul, der Schwager Ernst von Wildenbruchs, damals noch im Staatsdienst und, gleich den übrigen, nur in Ferien- und Urlaubszeiten mit Frau und Kindern auf Klein-Oels weilend. Ein durch hervor-

ragende geistige Eigenschaften und vor allem eine ausgesprochene philosophisch-spekulative Begabung ausgezeichneter Kopf, den nachmals als Majoratsherrn seine streng wissenschaftlichen Studien auf dem Gebiet der Philosophie mit Wilhelm Dilthey zu naher Freundschaft verbinden sollten. Dagegen lag seiner ganzen Art die naive Empfänglichkeit für die Gefühls- und Gedankengänge eines naiv Empfindenden und naiv Schaffenden, wie sein junger Schwager war, fern, und so konnte denn auch nur unter Überwindung von Widerständen, die aus den beiderseitigen Naturen sich ergaben, langsam und stockend sich ein eigentlich innerliches Verhältnis zwischen beiden herausbilden, so ernst und so aufrichtig auch beide — namentlich in späteren Jahren — bestrebt waren, sich in den Grenzen ihrer Eigenart zu würdigen, so hoch einer den anderen als Charakter einschätzte. Wohl aber spannen sich hier in Klein-Oels nahe Beziehungen an zwischen Ernst von Wildenbruch und den beiden jüngeren Brüdern seines Schwagers, den Grafen Wolf und Hans Yorck, die bald zu innigster Freundschaft erstarken sollten. Zunächst vor allem mit Hans. Ihn kannte er schon aus frühen Kindertagen und, im Berliner Kadettenkorps sich wiederbegegnend, wurden beide, wie Hans nach seinem Tode schrieb, „früh und eng durch das Gefühl manch gleicher Empfindung, manch gleicher Entbehrung zusammengeführt". „Uns beiden fehlte Jugend, Licht und Wärme." Wer Hans Yorck je in die klugen, schönen, dunklen, traurigen, gütigen Augen gesehen hat, der begreift, wie der Wildenbruch der Berliner Kadettenjahre sich zu diesem Menschen, dem Seelenadel und schweres Leid zugleich den Stempel aufgedrückt hatte, unwiderstehlich hingezogen fühlen mußte. Auch ohne Worte hätte er gewußt, daß dieser ihn verstand, daß sie Leidensgefährten waren. Beide standen sie unter dem bewußten Druck, auf falschem Wege zu sein. Aber der dunkle Hans Yorck war schlimmer daran, als sein junger Freund. Seine Kränklichkeit, die schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit ihn aus der so verhaßten Atmosphäre des militärischen Drills befreite, sollte auch auf seine späteren Lebensgänge ihren Einfluß ausüben und ihn nie, wenigstens äußerlich, ein Ziel erreichen lassen, das seinem feinen, klugen Geist, seinem lebendigen künstlerischen Gefühl, seinen ernsten, eindringenden Studien entsprochen hätte.

Für Wildenbruch aber war dieser zartgestimmte, leicht angebende seelische Organismus vielleicht eine bessere Hilfe, als eine robustere Natur sie ihm hätte gewähren können. Schon als Kinder hatten sie sich gegenseitig angezogen, in den Entwicklungsjahren wurde daraus herzliche Freundschaft. Man war einig in der Geringschätzung eines Unterrichtssystems, bei dem ihre beiden wißbegierigen und schönheitsdurstigen Seelen darbten, dessen Mängel und Lücken sie so stark empfanden, daß sie auch bescheidene Erfolge und Lobsprüche nicht entschädigen konnten. Sie waren einig in gemeinsamen literarischen Interessen, in der Begeisterung für Schillers Gedankenfülle, seine Leidenschaft, sein Ringen, sein Pathos. Sie waren einig auch in einer gewissen Schwärmerei für die Schönheit ländlicher Natur, des deutschen Wald- und Landschaftsbildes, wie es ihnen auf den stundenlangen Wanderungen im Wald und auf den ins freie Feld hinauslaufenden Parkwegen entgegentrat und aufging. Noch heute heißt im Park ein stiller Platz unter einer großen sechsarmigen Eiche mit dem Blick ins weite Land hinaus „Ernes Ruh“. Auch mit dem Bruder Hansens, Wolf Yorck, führten ihn die Ferien regelmäßig zusammen, doch sollte sich die Freundschaft mit diesem erst einige Jahre später entwickeln.

Daß die „lieben Jungen“ in den großen Ferien im Schlesischen Paradies sich tummeln konnten, dafür sorgte die Schwester, daß sie aber auch in den Weihnachts- und Pfingstferien und an den Urlaubssonntagen ein behagliches Zuhause hatten, dafür sorgte „Flora“.

In seinen Briefen an Wilhelm Radziwill aus Oeynhausen im Sommer 1857, in denen er den Kreis schildert, der sich um die kranke Ernestine versammelt, nennt Louis von Wildenbruch unter anderen auch „Madame Kabrun geborne Nicolovius, eine wegen ihres Geistes und ihrer Liebenswürdigkeit mit Recht gepriesene Dame“. Sie war eine Großnichte Goethes, die Tochter des Staatsrats Nicolovius und lebte damals, von ihrem Manne geschieden, mit ihren Töchtern in Berlin. Nach der Rückkehr von Oeynhausen hatten sich die dort angesponnenen Beziehungen zwischen beiden Häusern fortgesetzt und die Frische, Tatkraft und Herzensgüte der neuen Bekannten hatte ihr bald die Freundschaft des Wildenbruchschen Paares erworben. Namentlich Ernestine hatte schnell zu ihr Vertrauen gefaßt, und in ihrer starken, tapferen Art,

wie es scheint, mit ihrem Manne darüber gesprochen, daß, wenn er, was sie im Interesse der kleinen Kinder wünschte, sich über kurz oder lang entschließen könne, eine neue Ehe einzugehen, dies die für ihn geeignete Frau sei. Wenn diese Familienüberlieferung den Tatsachen entspricht, so hatte sie auch diesmal ihr Scharfblick nicht getäuscht. Denn mit dem Frühlingstage des Jahres 1860, an dem Louis von Wildenbruch Flora Kabrun, geborne Nicolovius heimführte, zog in das Haus ein guter Geist ein. Flora von Wildenbruch hat nicht nur dem Manne, den der qualvolle Tod der heißgeliebten Frau, die sein Ausscheiden aus dem Amt begleitenden Umstände, die Sorgen um die Zukunft seiner Kinder gebrochen und verdüstert hatten, ein neues Leben aufgebaut, sondern sie hat vor allem den verwaisten Kindern mit einem ebensoviel Klugheit wie Herzensgüte verratenden Takt wieder ein Elternhaus geschaffen. Und das war keine leichte Aufgabe. Nicht nur wegen der Erinnerung an die herrliche Frau, an deren Stelle sie getreten war, sondern mindestens ebensosehr wegen der mit den Jahren sich mehrenden Konfliktskeime zwischen einem für seine Kinder durchs Feuer gehenden, aber keineswegs immer den richtigen Ton findenden, reizbaren, autokratisch veranlagten Vater und den heranwachsenden Söhnen, die bei aller kindlichen Pietät doch auch ihre Eigenart zu behaupten und durchzusetzen versuchten. Was sie da mit unermüdlicher Frische, guter Laune und vollstem Verständnis für beide Teile vermittelnd, ausgleichend, aufsteigende Gewitter zerteilend, geleistet hat, verdient Bewunderung. Und mit Recht hingen daher die Kinder an „Flora", wie sie sich stets in den Briefen an sie unterzeichnete, und brachten ihr ein Vertrauen in ihren kleinen und großen Nöten entgegen, wie einer rechten Mutter. Auch mit ihren Kindern aus der ersten Ehe, Cornelie und Sesa, stellte sich schnell ein geschwisterliches Verhältnis her. Besonders zu der letzteren fühlte sich Ernst hingezogen; sie war wohl im Hause diejenige, die seinen dichterischen Plänen und Träumen das meiste Verständnis entgegenbrachte, lange, ehe auch nur der leiseste Schimmer eines Erfolges tagte; sie stärkte ihn durch den Glauben an seinen Beruf, und das hat er zeitlebens in dankbarer Erinnerung bewahrt.

Brachte die Wiederverheiratung des Vaters und die Anwesenheit der beiden heranwachsenden Stiefschwestern an sich schon ein bewegteres

Leben in das Elternhaus, so wurden natürlich auch nach außen wieder Fäden gesponnen, alte Bekanntschaften und Freundschaften aus den vierziger Jahren wieder neu geknüpft und gesellig gepflegt; vor allem mit den nächsten Verwandten des Vaters, den Radziwills. Wenn das Hotel Radziwill auch im Beginn der sechziger Jahre in der Berliner Gesellschaft nicht entfernt mehr die Rolle spielte, wie zu Lebzeiten der Prinzessin Luise und des Fürsten Anton, so war es doch für die Kreise der Hofgesellschaft noch immer einer der Mittelpunkte, in dem man sich mit Vorliebe versammelte. An den Festabenden des Hotels Radziwill durften auch die Wildenbruchschen Söhne nicht fehlen, vor allem, wenn es, wie so oft, sich um eine Unterhaltung der Gäste durch mimische Darstellungen handelte. Und lange erhielt sich das Gedächtnis an eine solche Aufführung, die am 13. Januar 1863 in Gegenwart der Königin Augusta stattfand. Man gab unter anderem Louis Schneiders Genrebild: „Der Kurmärker und die Pikarde“ in einer ad usum reginae etwas gemilderten Form, und den „Friedrich Wilhelm Schulze, Landwehrmann im dritten kurmärkischen Landwehr-Infanterieregiment“ spielte mit überwältigender Komik Ernst von Wildenbruch. Wenige Monate später — im Mai 1863 — trat er als Sekondeleutnant in das 1. Garderegiment in Potsdam ein, während sein jüngerer Bruder dem 2. Garderegiment in Berlin zugeteilt wurde.

2. Potsdam.

Willst du, daß es dir wohlergeh',
So sei ein Kind du deiner Zeit
Und sing' mit ihr dasselbe Lied
Und trag' mit ihr dasselbe Leid.

Und denke nichts und fühle nichts
Als was nur immer ihr behagt,
Und sprich du Ja, wenn Ja sie spricht,
Und sage Nein, wenn Nein sie sagt.

Schon vor längerer Zeit hatte der für die Zukunft seiner Söhne leidenschaftlich besorgte Vater Schritte getan, um die Aufnahme in die

beiden auserlesenen Regimenter zu sichern, hatte sich bemüht in einer Immediateingabe an den König, in Briefen an die Regimentskommandeure für einen jeden von ihnen seiner Eigenart nach den Weg zu bahnen und zu ebnen. „Geruhen Euer Majestät,“ hatte er am 28. Oktober 1862 unter anderem dem König geschrieben, „in diesen Jünglingen die Söhne einer Frau huldvoll zu berücksichtigen, welche die Zierde ihres Geschlechts war und deren schöne Eigenschaften Eure Majestät anerkannten, und die Enkel eines Helden, des einzigen Prinzen des preußischen Königshauses, der auf dem Bette der Ehre fiel, eines Mannes, dessen Ende einen lichten Ruhmesglanz auf eine trübe Periode der preußischen Geschichte verbreitete, eines Neffen des großen Friedrich endlich, dessen Gedächtnis in keiner Weise geehrt worden ist.“

Nicht leicht war dem aufrechten Manne gerade dieser Schritt geworden, und es war nicht nur ein Zeichen von Bescheidenheit, wenn er in den eben angeführten Worten nur die Mutter und den Großvater gewissermaßen als Eideshelfer für den Adel des Blutes ins Feld führte, sich selbst aber mit Stillschweigen überging. Er hielt sich — ob mit Recht, mag dahingestellt bleiben — schon seit seiner Abberufung von Konstantinopel, mehr noch seit einer halboffiziellen Mission im Jahre 1860 an den Hof in Turin, für persona ingrata beim König und glaubte, wie er nachmals dem Kronprinzen schrieb, „eingedenk der Tatsache, daß jede Erwähnung seiner Person dem Interesse seiner Söhne nicht förderlich sein könne“, jede Erinnerung an seine eigenen dem Staat geleisteten Dienste ausschalten zu müssen. Ein Opfer, das bei seinem sehr ausgeprägten Selbstbewußtsein nicht gering anzuschlagen war. Bezeichnend aber ist schon bei dieser Eingabe die Wertung der beiden Söhne durch den Vater. Für den jüngeren, der im letzten Vierteljahr im Kadettenkorps noch „als Zeichen besonderer Zufriedenheit seiner Vorgesetzten“ trotz seiner großen Jugend Selektaner geworden, dessen „rasches, keckes Wesen und frischer, jugendlicher Sinn“ ihn eigentlich zum Kavallerieoffizier zu bestimmen scheinen, ist es „erwünscht“, „bei seiner Jugend und bei seinem regen Geiste“, daß seine künftige Garnison (Berlin!) ihm die Mittel zur Fortbildung biete. Dem ein Jahr älteren Bruder „werden seine Vorgesetzten bezeugen, daß sein Benehmen ihn der Auszeichnung vollkommen würdig erscheinen läßt, welche der Ein=

tritt in dieses Regiment (1. Garderegiment) mit sich führt". Weiter nichts!

Noch deutlicher tritt diese erheblich geringere Einschätzung der Intelligenz des zweiten Sohnes in einem Schreiben hervor, das der Vater im Mai 1863 an den neuen Kommandeur des 1. Garderegiments, Oberstleutnant von Kessel, richtet. „Er wird an Fähigkeit," heißt es da, „von seinen Brüdern, die beide allerdings in seltenem Maße begabt sind, übertroffen. Er ist aber von eisernem Fleiße, bescheiden, genügsam, in hohem Maße pflichttreu, peinlich ordentlich, ein ganz reiner, allem Gemeinen völlig abgewandter Jüngling. Selbständigkeit gewährt die Erziehung der Kadettenanstalten nicht; sie fehlt ihm, sie wird ihm indes unter Euer Hochwohlgeboren Leitung und im Kreise ehrenwerter, älterer Kameraden hoffentlich zuteil werden. Das Lernen wird ihm in manchen Fächern schwer, doch behält er das Erlernte. Mit großer Leichtigkeit eignet er sich lebende Sprachen an."

So war es nach der Meinung des Vaters um die geistigen und sittlichen Eigenschaften des achtzehnjährigen Gardeleutnants bestellt, der mit dreißig Talern Zulage im Frühling 1863 zu Potsdam einzog und von dem der Vater in dem erwähnten Schreiben noch versichert, daß er den Offiziersstand „nicht als eine kurze . . . Durchgangsphase jugendlicher Existenz ansähe", sondern „daß er Soldat geworden ist, um Soldat zu sein und zu bleiben".

Die Vateraugen sahen, was sie sehen wollten, vielleicht was sie sehen konnten, auf keinen Fall aber das, was wirklich war.

In der „Waidfrau" legt sich der junge Gardeoffizier, der die Uniform ausgezogen hat, weil er es nicht mehr hat aushalten können, „einherzuwaten im Sande des Bornstedter Feldes, umherzustehen im Lustgarten und im ‚Langen Stalle' und bei der Paroleausgabe anzuschnauzen und angeschnauzt zu werden", die Frage vor, warum er eigentlich Soldat geworden. Nicht aus eigenem Antrieb. „Ja, warum denn eigentlich?" und er antwortet darauf: „Weil er als Knabe ins Kadettenkorps gesteckt worden war und nun eben nichts anderes hatte werden können. Mit einer halben Bildung überfirnißt, war er von da herausgekommen; man hatte ihm den Leutnantsrock angezogen und gesagt: ‚So, nun bist du fertig. Zeige dich als strammer Kerl im

Dienst, so wird man von dir sagen: Er ist ein brauchbarer Offizier, und dann wird sich dein Leben von selbst weiterspinnen; du bist untergebracht.'

„Und das hatte er glauben sollen, daß er fertig sei! Während er vor jedem ernsten Buche, das er aufschlug, fühlte, wie unfertig er war, wie das Instrument in ihm versagte, der Geist, weil er plump und schlecht ausgearbeitet und dann mit einem ‚für seine Aufgaben genügt's ja!' halbfertig liegen gelassen worden war.

„Das sollte sein Leben sein, ihm als Lebensinhalt genügen, daß er, eingespannt in den furchtbaren Mechanismus, den man ‚Armee' nennt, als untergeordnetes Rad darin mitlief und sein tägliches Pensum abschnurrte. Ein Pensum, dessen Verrichtungen ihm zuwider, beinahe verhaßt waren, weil sie gegen seine Natur gingen. Weil sie fortwährend ein nach Außenkehren der Persönlichkeit verlangten, während er eine in sich gekehrte, fast träumerische Natur war.

„Und unterdessen lief da draußen das Leben durch die ungeheure Welt und türmte seine großen Fragen auf. Und wenn ihm zuweilen war, als richteten sich diese Fragen doch eigentlich auch an ihn, dann kam im nächsten Augenblick aus seinem Innern oder auch wohl aus dem Munde wohlmeinender Kameraden die Antwort: ‚Nein — all diese Fragen gehen dich gar nichts an, denn dein Standpunkt ist ein für allemal festgestellt. Du bist nun einmal, was du bist, nämlich gar nicht ein Individuum mit eigner freier Bewegung, sondern nur noch der Bestandteil einer Gemeinschaft. Darum, so wie die Gemeinschaft ist, so hast auch du zu denken, zu fühlen und zu sein.

„Indem er dessen inne wurde, breitete sich eine dumpfe Trostlosigkeit, eine graue Öde in seinem Gemüt aus und raubte ihm auch das bißchen Freudigkeit, mit dem er bis dahin seinen Dienstgeschäften nachgegangen war."

So standen Ernst von Wildenbruch ein Menschenalter später sein eigenes Ich, seine Offiziersjahre in Potsdam vor Augen. Grau in grau. Aber es ist zugleich in den letzten zitierten Worten angedeutet, daß diese öde Hoffnungslosigkeit nicht von Anfang an in gleicher Stärke dagewesen, daß sie im Laufe der Jahre sich gesteigert, zugenommen hat bis — bis es eben nicht mehr ging.

Aber zunächst ging es, wie es auch im Kadettenkorps gegangen war, teils weil ein strenges Pflichtgefühl ihm einfach sagte: „Du mußt!“, teils aber auch, weil jener lethargische Zustand ihn immer noch umfing, den er selbst für seine Jünglingsjahre als charakteristisch bezeichnet hat. Als er im Jahre 1874 zu einer militärischen Dienstleistung wieder einmal in Potsdam war, empfand er das sehr stark und gab dem Ausdruck in einem Brief an die Schwester, der zugleich das Bild jener Leutnantsjahre um einige Züge vermehrt: „Ich gehe hier umher mit einem Gefühle, als hätte ich zehn Jahre meines Lebens verträumt. Ich gehe über Straßen und Plätze, die ich damals ging, und die Namen, die ich damals an den Läden las, sehe ich noch heute ... Indem mir aber die Empfindungen wieder lebendig werden, die ich damals hatte, fühle ich, daß ich die zehn Jahre nicht verträumt habe, und mit tiefer Befriedigung fühle ich mich als einen anderen Menschen als damals und fühle, daß es besser geworden ist, denn die Dumpfheit, die mich damals beständig umfing, hat angefangen, sich zu lüften, statt eines ziellosen Dahinlebens wie damals sehe ich bestimmte Ziele vor mir ... Täglich auf dem Wege zum Regimentshause gehe ich an Eurer alten Wohnung vorbei und denke an den Tag, wo ich als frischgebackener Leutnant zum ersten Male bei Euch antrat, jetzt würdest Du, wenn Du noch aus dem Eckfenster sähest, mich nicht mehr in krampfhafter Eile zu spät zum Essen laufen sehen, sondern in ruhiger Grandezza zur Zeit dahingehend. Das ist scheinbar eine geringe, in Wahrheit eine große Veränderung.

„Ich kam nicht gern nach Potsdam, denn unwillkürlich trat mir die Traurigkeit meiner damaligen Stellung vor die Seele; auch bin ich recht froh, daß ich nach Ablauf von sechs Wochen wieder fort kann und nicht dauernd die Fesseln des Soldatentums zu tragen brauche, indessen fand ich es hier doch anders, als es damals war: die großen Kriege haben auf die Offizierkorps doch merklich eingewirkt: es herrscht ein freierer Verkehr zwischen jüngeren und älteren Offizieren als zu meiner Zeit, die Ansichten haben sich erweitert, man weiß, wenn man exerziert, daß alle diese Bewegungen zu ernsten Zwecken dienen und daß, wenn man zur Stadt zurückkehrt, die (hier jetzt zahlreichen) Fremden die Truppe mit den Augen ansehen, wie einst die Menschen die Soldaten



Ernst von Wildenbruch
(1865)

Friedrichs des Großen ... Und vor allen Dingen sind mir alle diese Offiziere freundlich entgegengekommen ... Dabei habe ich den Vorteil, daß ich vollständig ad libitum in bezug auf meinen Privatverkehr leben kann, was früher auch nicht der Fall war und mir durchaus nötig ist, kurzum, der alte Potsdamer Sauerteig ist, wenn das möglich ist, von den Tatsachen, die uns allen in den letzten Jahren über den Kopf gekommen sind, aufgerührt worden. Das Nest an sich ist aber noch ebenso langweilig wie sonst ... Nur die Gärten der Umgebung sind wunderbar schön und haben mich, ihren alten Bekannten, mit offenen, grünen Armen empfangen."

Bringen diese Betrachtungen und Vergleichungen des Sommerleutnants von 1874 auch zugleich eine indirekte Charakteristik des versonnenen jungen Offiziers, der zu Anfang der sechziger Jahre an der Potsdamer Luft so schwer zu tragen hatte, des Menschen, „der im Dienst durchaus kein ‚strammer Kerl' war, außerhalb des Dienstes sich in der Gesellschaft neben den eleganten Kameraden verkrümelte, des Menschen, der sich keine Stellung zu verschaffen wußte und das Gegenteil eines brauchbaren Offiziers war", wie sein Doppelgänger Hugo von ... in der „Waidfrau", so enthalten sie zugleich auch eine Art Kritik seines einstigen Ich, die das Verhalten der Außenstehenden, das Verkennen seiner Eigenart wenn auch vielleicht nicht in allem, so doch in manchem erklärt. Es war nicht leicht, ihm beizukommen, weil er selbst noch Scheu trug, sich klar und deutlich nach dem Woher und Wohin zu fragen. So war es auch kein Wunder, wenn seine nächsten Angehörigen nicht aus ihm klug wurden, wenn auch seine Schwester, deren Mann damals als Referendar bei der Regierung in Potsdam arbeitete, in deren Hause er täglich aus- und einging und der infolgedessen die Unstimmigkeiten seines Wesens nicht verborgen bleiben konnten, den jungen Bruder doch wesentlich unter dem Gesichtspunkte eines lieben guten, aber innerlich und äußerlich noch sehr unfertigen Menschen sah, dem zumal bei seiner Verschlossenheit nur die eigene Willenskraft und der Gott zu helfen vermochte, der in den Schwachen mächtig ist. Daß dieser Gott aber der Bogenspanner Apollon sein könne, das wollte ihnen zunächst nicht einleuchten. Und auch dies war begreiflich. Denn was dem jungen Leutnant in seinen Mußestunden die Muse eingab, das klang nicht wie

der Morgenweckruf eines sich zum Licht emporringenden dichterischen Genius. Die Ernte der Potsdamer Jahre, soweit sie vorliegt — erhalten ist allerdings nur die Lyrik — mutet mit wenigen Ausnahmen dilettantisch an. Es ist Frucht auf dünnen Halmen, mit kleinen, körnerarmen Ähren, der man es anmerkt, daß sie einem widerspenstigen, dürren Boden abgerungen ist und daß es ihr an der richtigen Sonne gefehlt hat. Zwischen Tändelei und Sentimentalität schwankend, unpersönlich, auch in der äußeren Form nicht über ein achtbares Mittelmaß sich erhebend. So hat er denn auch nachmals in die erste Sammlung seiner Gedichte „Lieder und Gesänge“ (1877) davon nur fünf aufgenommen („Liebe“, „Schlummerlied“, „Ständchen“, „Der Verlassenen Klage“, „Weinlied“) — übrigens nicht einmal die besten — und auch von diesen haben in den späteren Auflagen, „Lieder und Balladen“, nur zwei ihren Platz behauptet. Orientalische Motive, „Hafis“, „Aus tausendundeiner Nacht“, knüpfen wohl teils an den West-östlichen Diwan, an Rückert, den Lieblingsdichter der Eltern an, vielleicht auch an persönliche Eindrücke aus Arnautköi. Versuche in Ghaselen und Sonettform weisen ebenfalls auf Rückert. Heine klingt in Stimmung, Motiven und Rhythmus wiederholt stark an. Eine Ode „Waldeinsamkeit“ mit der Bezeichnung „Wildpark bei Potsdam“ gibt in der Stimmung, wenn auch nicht im Landschaftsbilde, etwas Persönlicheres:

Durch die Bäume wirft scheidend die Sonne ihr Licht.
Kein Blättchen regt sich im Winde, nur spielend ein Reh
Eilt dort über die Flur, sonst Schweigen umher.

O, hier ist stiller Friede, stille Ruh!
Hier schläft die Leidenschaft, hier dringt kein Laut
Entweihend dieses Tempels Frieden ein.

Hier will ich ruhn, wenn dann der Sonnenball
Glutrot sich neiget hinterm Hügelrand,
Dann will ich träumen, daß er zu mir spricht
Von fernen Ländern und von beſſ'rer Zeit.

Pubertätslyrik, wenig mehr. Auch in den persönlich eingestellten Gedichten an die Schwester, den Schwager, viel sentimentaler Überschwang

in abgegriffenen Worten. Nur ganz vereinzelt klingt ein männlicherer Ton an, der Zorn und Bitterkeit verrät:

Willst du, daß es dir wohlergeh',
So sei ein Kind du deiner Zeit
Und sing' mit ihr dasselbe Lied
Und trag' mit ihr dasselbe Kleid.

Und denke nichts und fühle nichts,
Als was nur immer ihr behagt,
Und sprich du Ja, wenn Ja sie spricht,
Und sage Nein, wenn Nein sie sagt.

Nur eine kleine Anzahl balladenartiger Dichtungen — „Die Sage von Lokis Tod", „Hussein", „Der Tod" (nach einem Bilde), „Die drei Reiter" — erweckt größere Erwartungen, insofern sich in ihnen eine künstlerisch gestaltende Hand und vor allem auch die Fähigkeit bekundet, fremde Leidenschaft und fremdes Leid, zum Bild gestaltet, in die Sphäre eines tragischen Heroismus zu erheben.

Aber wenn auch kein Lyriker, doch vielleicht ein Dramatiker, der leise sich tastend seinen Weg sucht? Sein stiller Vertrauter und Berater in diesen Fragen war Rudolf Grimm, der damals in Potsdam als Referendar arbeitete, an gründlicher historischer und literarischer Bildung ihm unendlich überlegen, in seinen eigenen poetischen Versuchen damals ihm auch — und nicht nur im Technischen — voraus, der mit feiner Witterung den ungefügen, tastenden Versuchen des Freundes anspornend, helfend entgegenkam und wohl auch bei dem ersten Drama, das im Jahre 1865 entstand, Hebammendienste geleistet hat. Es war ein „modernes Schauspiel" und trug den Titel „Die Schwestern". Mehr wissen wir nicht davon, da die Handschrift verloren ist, so daß wir hinsichtlich seiner Wertung nur auf das Urteil Fricks angewiesen sind, der bei aller Anerkennung einer gewissen „Gewandtheit der Darstellung" es in einem Briefe an den Vater als „verunglückt" bezeichnet und „Erkenntnis der Gesetze des Dramas, psychologische Wahrheit, innere Reife und Durchbildung" darin vermißt. „Schon die Wahl des Stoffes ist ein Mißgriff."

Gleichwohl sollte der junge Dichter diesem „Mißgriff" in letzter Linie seine Freiheit oder jedenfalls das zu danken haben, daß in der Krise, die in den letzten Monaten des Jahres 1865 hereinbrach, in der sehr schwierigen und peinlichen Auseinandersetzung mit seinem Vater, er diesen in einer günstigeren Stimmung fand, als man nach seiner Vergangenheit und seiner sonstigen Stellung hätte fürchten sollen. Schon seit geraumer Zeit war der unverkennbare Mangel an eigentlicher Berufsfreudigkeit bei seinem zweiten Sohn dem Vater ein Anlaß zu Sorge und mündlichen und schriftlichen Mahnungen und Warnungen gewesen, und daß auch die militärischen Vorgesetzten es daran nicht fehlen ließen, hatte ihm bereits im Frühling 1865 der Bescheid auf seine an das Regiment gerichtete Bitte, im Laufe des Sommers dem Sohne einen Urlaub für eine Reise zu gewähren, klargemacht. In sehr liebenswürdiger Form, aber doch sehr nachdrücklich hatte Oberst von Kessel betont, daß die Leistungen des jungen Offiziers nicht eigentlich derart wären, daß er auf eine besondere Vergünstigung Anspruch habe. Er hatte allerdings seinen „Eifer" im allgemeinen auch lobend anerkannt, aber zugleich angedeutet, daß es ihm noch immer nicht gelungen sei, „die nötige persönliche Haltung vor der Front zu gewinnen", und so konnte der vertrauliche Brief, den der Regimentskommandeur am 27. November 1865 an ihn richtete, dem Vater nicht eigentlich als eine große Überraschung kommen.

Der Oberst schrieb, er habe mit allen vorgesetzten Offizieren, die den „Dienstbetrieb" des Leutnants von Wildenbruch zu überwachen hätten, die feste Überzeugung gewonnen, „daß ihm eine glückliche Zukunft bei dem Dienst in der Armee nicht erwachsen kann". Wenngleich als Hauptgrund wie auch früher seine übergroße Kurzsichtigkeit angegeben war, die ihn für den Dienst vor der Front untauglich mache, so verhehlte der Regimentskommandeur doch nicht, daß auch noch andere Gründe für das ungünstige Prognostikon seiner militärischen Zukunft sprächen. „Die ganze geistige Entwicklung, der Ihr Herr Sohn sich hingegeben hat, entfremdet ihn seinem Beruf und fühlbar macht sich das sowohl in seiner dienstlichen Tätigkeit wie auch in den Beziehungen zu seinen Kameraden. Er hat für literarische Arbeiten eine gewiß nicht gewöhnliche Befähigung, in militärischen Aufgaben geht ihm diese gänzlich ab."

Was auch Louis von Wildenbruch in den vorangehenden Jahren durch einseitig vorgefaßte Meinung an seinem zweiten Sohn gefehlt haben mochte, in diesem Augenblick hat er durch die Art, wie er kräftig und schonend zugleich eingriff, vieles wieder gut gemacht.

Es war für ihn, den alten Offizier, den Sohn Louis Ferdinands, ein harter Schlag, sich schwarz auf weiß sagen lassen zu müssen: „Dein Sohn eignet sich nicht zum Offizier.“ Und der Trost, der die bittere Pille versüßen sollte, „die nicht gewöhnliche Befähigung für literarische Arbeiten“, war für ihn, seinen Anschauungen nach, fast ein Hohn. Freilich klang in seinen Ohren noch das Trauerspiel, das kurz zuvor der Sohn im Familienkreise vorgelesen, und über das sich auch „literarisch bewanderte Leute“ — wie der Freund Abeken — als Talentprobe günstig ausgesprochen hatten, das, wenn auch furchtbar unreif, ihm selbst doch als Zeugnis einer ernsten, sittlichen Persönlichkeit imponiert hatte; aber bot das eine Gewähr für die Zukunft, einen Ersatz für das Todesurteil über die militärischen Fähigkeiten seines Sohnes?

Auch wer innerlich anders zu diesen Dingen steht, wird das, was in der Seele des vielgeprüften Mannes in diesem Augenblick vor sich ging, nachfühlen können und dem stoischen Heroismus, den er auch in dieser Lage bewährte, Anerkennung, ja Bewunderung nicht versagen.

Gute, herzliche, tapfere, vertrauensvolle Worte sind in diesen Prüfungstagen zwischen Vater und Sohn ausgetauscht worden. Denn auch der Sohn, vor die Entscheidung gestellt, streift seine scheue Unentschlossenheit ab und sieht den Dingen, sieht der Zukunft klar und fest ins Auge.

„Was nun?“ hatte ihm der Vater nach dem Empfang jenes Briefes geschrieben. „Darauf bitte ich Dich Dein ernstes Nachdenken zu richten! Nur einen Gedanken weise ab. Es ist der, ein Leben als Literat und Lohnschreiber führen zu wollen. Selbst das Genie scheitert an solcher vagen und leeren Existenz.“ Aber er hatte hinzugefügt: „Mich, das sei Dir zum Troste gesagt, hätte der (längst erwartete) Schlag härter getroffen, wenn mir die neuliche Vorlesung nicht neben der Überzeugung von der Unreife Deiner Leistungen, die des Ernstes und des sittlichen Grundes Deines Strebens geliefert hätte. Du hast deshalb und in

Anbetracht des Umstandes, daß Du die Militärlaufbahn nicht gewählt hast, meinerseits keine Vorwürfe, wohl aber Rat und Beistand zu erwarten, soweit ich beides zu bieten vermag.“ Und der Sohn erwidert auf diesen „Mit treuer und ungetrübter Liebe Dein Vater“ unterzeichneten Brief, „einer seiner treuesten Freunde“, Rudolf Grimm, dem er ihn zu lesen gegeben, habe ihm Glück dazu gewünscht, „und er hatte wirklich recht dabei. Jedes Wort ... hat mich mit Freude erfüllt. Es ist allerdings wahr, ich bin nicht zum Soldaten geschaffen, aber darum bin ich wahrlich nicht aufgelegt, ein faules Bummelleben zu führen, im Gegenteil, ich will arbeiten. Es freut mich, daß mir der Gedanke geglückt ist, den ich hegte, als ich Euch das Stück vorlas, und das war der, zu zeigen, daß es eben nicht die bloße schlechte Begierde zum Nichtstun sei, die mir hier mein Leben so schwer macht, sondern daß ein Trieb in mir wohnt, der den umgebenden Verhältnissen allzu fremd ist, um auf die Dauer mit ihnen harmonieren zu können ... Ich will einen Beruf erwählen, sei es Mediziner, Rechtsgelehrter oder was Du willst ...“

Um aber auch nur einen dieser Wege beschreiten zu können, die ihm ein neues Leben erschließen sollten, war es zunächst einmal nötig, „das Instrument drinnen in Ordnung zu bringen, das halbfertige, verpfuschte, aus dem Greuel der Halbbildung heraus zu wirklicher Bildung, nachholen, lernen, studieren“.

Wer konnte da raten, helfen? Weder der Vater noch auch der Schwager, dessen sicherer Lebensblick in geistigen Fragen sonst in diesen Tagen für Vater und Sohn mit Recht viel bedeutete. Da stand plötzlich vor seiner Seele das Bild des Mannes, nach dem er so oft in diesen langen Jahren geistigen Darbens Heimweh gehabt hatte. Sein alter Lehrer von Arnautköi, „der Seelenerwecker“ Otto Frick.

Frick wirkte in Burg bei Magdeburg, wohin er vor kurzem als Direktor der aus einer Realschule in ein Gymnasium sich umbildenden Lehranstalt berufen war. „Lieber Frick,“ schreibt am 4. Dezember der Vater in einer seinem väterlichen Herzen wie seiner diplomatischen Vergangenheit gleiche Ehre machenden Art an diesen: „Dankbar habe ich seit Jahren die treue Gesinnung anerkannt, welche Sie, unähnlich manchen anderen, mir und meinem Haus bewahrt haben. Unsere Wege

gingen in einer mir verhängnisvollen, für Sie in einer Sie mächtig fördernden Lebensphase zusammen. Gottes Fügung will neuerdings ihr Begegnen. Mein Sohn Ernst, Ihr nicht unwürdiger Zögling, wird sich vertrauend an Sie wenden, und Sie, das weiß ich gewiß, werden dieses Vertrauen rechtfertigen. Der Potsdamer, von Friedrich Wilhelm I. datierende, in der Armee sonst gottlob! fast gänzlich abgestorbene Zopf hat meinen Sohn veranlaßt, nicht wie viele in schlechter, liederlicher Gemeinheit Ersatz zu suchen, sondern sich allerdings zu ausschließlich und in einer sein militärisches Verhältnis störenden Weise einem poetischen Schaffensdrange hinzugeben, der jetzt, ohne auf der Basis der Lebenserfahrung und vollkommener Durchbildung zu ruhen, vielleicht ungeordnete Erzeugnisse fördert, aber in der Zukunft reiche und schöne Früchte tragen dürfte. Das letzte sagt nicht der Vater, es sagen es kühl, unparteiisch und mit Sachkenntnis Urteilende, unter anderem Abeken und mein Schwiegersohn, der derartigen Bestrebungen von Hause aus fast in höherem Maße abgeneigt war, als ich selbst. Mein Sohn ist zwanzig Jahre alt, er hat sich den militärischen Beruf nicht selbst gewählt, und ich, erkennend, daß ich nicht berechtigt bin, ihm eine Hölle aus dieser schönen Gotteserde zu machen, ergreife, nach hartem Kampfe das ‚naturam expellas furca‘ beherzigend, den rasch vorbeieilenden Augenblick, da jeder spätere dem Beginn eines neuen Lebenslaufes ungünstiger sein muß. Mein Sohn wird in diesen Tagen bei Ihnen erscheinen und Ihrer Prüfung die von ihm (dieses hebe ich hervor) selbständig gefaßten Entschlüsse vorlegen.“

Und so erschien denn an einem der nächsten Tage — am 7. Dezember — „der junge Offizier in silbergesticktem Kragen“ in dem kleinen Fabrikstädtchen und kam gerade zurecht, einen Vortrag seines einstigen Lehrers mit anzuhören.

„Durch einen glücklichen Zufall,“ erzählt er nachmals selbst in der „Waidfrau“. „Denn er erkannte daraus, daß der Mann, trotz der Jahre, die inzwischen vergangen, noch derselbe war, der er gewesen, voller Phantasie, voll edler Wärme, mit der Fähigkeit begabt, große Gedanken in faßlicher Form auszusprechen, ein Lehrer, kein Schulmeister. Der Vortrag ging über die Grenzen der Schule hinaus; er behandelte den Zusammenhang zwischen menschlicher Kunst und religiösem Empfin-

den des Menschen. Unter allen Zuhörern war wohl keiner, der mit so tiefer Inbrunst, so persönlicher Anteilnahme den Worten des vortrefflichen Mannes lauschte, wie der junge Offizier, der lautlos an die Wand des Saales gelehnt stand und den Inhalt dessen, was er hörte, wie neues Leben in sich eindringen fühlte. Er jauchzte innerlich — die Erinnerung kam ihm wieder an die Stunde vor Jahren, als der Mann dort ihm und seinem jüngeren Bruder Geschichtsunterricht erteilte, wo er von Julius Cäsar gesprochen und plötzlich ein Buch vom Bücherbrett herabgeholt, das Buch aufgeschlagen und ihnen daraus vorzulesen begonnen hatte ... Und die ganze Wonne dieser wunderbaren Stunde, die jahre- und jahrelang von Sand und steinigem Geröll verdeckt gewesen war und unter Sand und Geröll fortgeglüht hatte, wie ein nie zu erstickender Funke, wie die Erinnerung in der Seele Adams an die einst geschaute Herrlichkeit des verlorenen Paradieses, in diesem Augenblick wachte sie in ihm wieder auf. Alles, was die unvergessene Stunde dem Knaben versprochen und verheißen hatte, sollte jetzt kommen und werden und in Erfüllung gehen. O neues Leben! Seligkeit!“

Über den Eindruck aber, den er selbst auf den einstigen Lehrer gemacht, berichtet dieser am 11. Dezember an den Vater in einem Briefe, der zugleich die Antwort auf das Schreiben jenes vom 4. war: „Ihre freundlichen Zeilen mußten mich außerordentlich überraschen, obwohl das Gefühl, daß gerade Ernst ... seiner ganzen Natur nach in seiner jetzigen Laufbahn nicht die rechte Befriedigung finden werde, mich oft beschlichen hatte, wenn ich Ihres Hauses gedachte. Ja, ich habe wohl früher vorübergehend daran gedacht, Ihnen davon zu sagen, habe es aber unterlassen, um nicht unbescheiden zu erscheinen, und würde auch jetzt nichts davon erwähnt haben, wenn nicht die Übereinstimmung des Urteils jemandes, von dessen inniger Teilnahme für Ihre Familie und für Ihren Sohn Sie selbst überzeugt sind, Ihnen vielleicht willkommen sein dürfte. Eine wahre Herzensfreude ist es mir aber gewesen, daß Ernst mir solches Vertrauen bewahrt hat und von neuem schenken will, und es bedarf nicht erst der Versicherung, wie gern und mit welcher Freude ich ihm mit Rat und Tat, sofern Sie es wünschen und soweit mein Amt es gestattet, behilflich sein werde. — Wir haben

nun sehr eingehend nach allen Seiten hin seine Verhältnisse und seine Zukunft besprochen. Ich habe ... mich überzeugt, daß sein Entschluß gerechtfertigt und fest ist, daß er auch die volle Klarheit über sich selbst hat, die zu solchem Schritte nötig ist. Vor allem hat mich gefreut, daß er von vornherein selbst die Poeterei hinter die Notwendigkeit stellt, sich zunächst eine neue Stellung im Leben zu erringen, mit aller Nüchternheit die Notwendigkeit eines Abiturientenexamens und Studiums ins Auge faßt und solange der Kunst möglichst entsagen will. Über seine poetischen Leistungen habe ich noch kein Urteil, weil ich nichts davon gelesen habe; auch ich sehe die Sache ziemlich kühl an, weil ich an einen Dichter die Anforderungen nicht hoch genug stellen kann und ihm gegenüber die Basis einer gesicherten und würdigen Lebensstellung doch stets festgehalten und betont werden muß. Er denkt darüber, d. h. über Literatenleben, seine Gefahren usw. selbst vollkommen verständig und richtig, ist sich auch bewußt, daß dieses Talent mehr als eine das Leben zu verschönernde Gottesgabe anzusehen ist, denn als Basis einer das Leben zu innerer Befriedigung ausfüllenden Tätigkeit, und daß, sollte er wirklich zu Bedeutendem befähigt sein, dies und die weiteren Wege danach seinerzeit sich schon herausstellen werden. Für jeden Fall wird auch seiner dichterischen Tätigkeit die etwas eingehendere Beschäftigung mit dem Altertum, die ihm zunächst auferlegt wurde, die Bekanntschaft mit Homer und Sophokles nur Gewinn bringen. Ich zweifle nun bei seiner Begabung und seinem ernsten Streben nicht daran, daß er dies Ziel in nicht zu ferner Zeit mit Ehren erreichen wird. Wieviel Zeit er nötig haben wird, kann natürlich erst nach einer genauen Sondierung des Standes seiner positiven Kenntnisse annähernd bestimmt werden. Indessen denke ich, daß er in spätestens 2 Jahren, vielleicht in $1^1/_2$ Jahren sich zum Abiturientenexamen wird melden können, früher schwerlich, da die lateinische Stilistik nicht so schnell erlernt und geübt werden kann." „So möge er denn kommen," schloß der Brief, „wir werden ihn mit Freude erwarten."

Noch ehe das Jahr zu Ende ging, kam er, einstweilen mit einem schnell eingereichten Urlaub. „In die winkligen Gassen der alten kleinen Stadt tauchte er ein wie in ein Asyl. Nun nichts mehr von täglich wiederholtem Frondienst, von Staffagestehen bei Gartenfesten des Hofes,

von der täglich sich erneuernden Nötigung aus der eigenen Persönlichkeit herauszukommen und sich als Bestandteil der Gemeinschaft zu empfinden — nun statt alles dessen unbeschränktes Sichselbstangehören, nun Freiheit, nun Einsamkeit."

3. Burg.

Du meiner ersten Jugend treuer Hüter
Du warst's, der meine zweite Jugend schuf,
Der, pflegend meiner Seele beste Güter,
Mich stark gemacht zum herrlichsten Beruf.
An Otto Frick.

„In Burg genoß ich Unterricht zunächst bei dem Herrn Direktor Frick im Horaz, bei welchem ich die sämtlichen Oden desselben, einige Epoden und Satiren gelesen habe. Außerdem habe ich bei genanntem Herrn Übungen im deutschen Aufsatz gemacht, sowie Dispositionsübungen und Definitionen vorgenommen. Endlich las ich bei ihm auch einen Teil der Ilias, welche ich privatim zu Ende gelesen habe. Bei Herrn Dr. Haacke trieb ich lateinische Exerzitien, Aufsätze und Lektüre. Bei dem Herrn Dr. Franke genoß ich in griechischer Grammatik Unterricht, endlich bei Herrn Professor Brohm, zuletzt beim Oberlehrer Herrn Winterstein Unterricht in der Mathematik. In letztgenannter Wissenschaft habe ich das gesamte Feld der Arithmetik, Planimetrie, Trigonometrie und Stereometrie durchgearbeitet. Die Religion habe ich privatim betrieben; meine Hauptaufmerksamkeit verwandte ich dabei auf das Neue Testament und in diesem wieder auf die Episteln Sankt Pauli. Außerdem arbeitete ich die wichtigsten Epochen der Kirchengeschichte und die Unterscheidungslehren durch. In gleicher Weise wie das Studium der Religion habe ich das der Geschichte betrieben. Die griechische sowie die römische Geschichte habe ich ganz durchgearbeitet, von der Geschichte des Mittelalters habe ich genau die deutsche Geschichte getrieben, während ich von den außerdeutschen Staaten die Hauptepochen ihrer Geschichte einer gleichen Aufmerksamkeit unterzog."

In diesen wohlgesetzten Worten des „curriculum vitae", das der Abiturient Ernst von Wildenbruch seiner Examensmeldung beim könig-

lichen Provinzialschulkollegium in Magdeburg vorschriftsmäßig beigefügt hat, ist äußerlich der Kreis umschrieben, in dem sich die Interessen und Arbeiten des Leutnants a. D. in der kleinen Fabrikantenstadt seit dem Beginn des Jahres 1866 bewegten, sind auch die Namen der Helfer genannt, die ihm beigestanden haben. Es fehlt nur einer darin, der weil er nicht Lehrer der Anstalt war, in dieses offizielle Schriftstück nicht hineingehörte, der aber nicht vergessen werden darf: das war der joviale Kreisrichter Meineke, „der liebenswürdigste und angenehmste Mann, den man sich vorstellen kann“, mit dem er an zwei Abenden der Woche griechische und römische Klassiker privatim las. Daß diese Privatlektüre auch sonst recht ausgedehnt war, geht aus dem dem curriculum vitae angehängten Verzeichnis der gelesenen Schriftsteller hervor; es waren: im Lateinischen Horaz' Oden, einzelne Epoden und Satiren und Episteln. Vergil, Äneis II, IV und VI. Von Cicero verschiedene Reden und Tusculanen I und V, Livius XXI—XXIII. Sallust, Catilina, Bellum Jugurthinum (teilweise) und Orationes und Epistolae. Tacitus, Germania. Im Griechischen: Homer, Ilias und Odyssee. Sophokles, Aias. Xenophon, Anabasis (bis zur Schlacht von Kunaxa). Herodot, Prooemium, Die Schlachten von Marathon, Thermopylae und Salamis. Plato, Apologie, Krito, Phaedo (teilweise). Demosthenes, Die drei olynthischen Reden, Philippica II und III, Lysias, Rede gegen Eratosthenes. Thukydides, das Prooemium, bis Kap. 24 und die Leichenrede des Perikles.“

Wenn man die Namen und die Werke der ersten und der zweiten Reihe vergleicht, drängt sich einem die Vorstellung auf, daß die Pflicht ihn zu den Römern, die Liebe zu den Griechen geführt hat; daß er mit einer brünstigen Begier in dies Heimatland seiner jugendlichen Träume hineingestürmt ist, um endlich an der Quelle zu trinken, um endlich von den Kämpfern von Marathon und Salamis, den Dreihundert bei den Thermopylen sich in ihrer eigenen Sprache das große Lied der Unsterblichkeit singen zu lassen. Der erste aber, der zu ihm sprach in der Göttersprache, war zugleich der Gewaltigste.

„Schon in den letzten Wochen seines Potsdamer Lebens, sobald er den großen Entschluß gefaßt, waren alle Bücher von seinem Tische verschwunden; ein einziges war darauf zurückgeblieben, ein zerlesenes, abgegriffenes Buch, Krügers griechische Grammatik. Mit fanatischem

Eifer war er darüber hergefallen. Wie Dädalus, der sich Flügel zusammenfügte, um fliegen zu können, so sammelte er das halb Vergessene in seinem Kopfe wieder zusammen, Konjugation und Deklination, um hinaufklettern zu können zu dem Gipfel, auf dem das ersehnte Heiligtum stand. Als er zu Weihnachten übersiedelte, hatte er es so weit gebracht, daß er, mit Mühe zwar, aber doch nicht vergeblich an Homer herankonnte. Und wie der Donner eines heiligen Gewitters war es in seinen Ohren, als nun die Pforten der Ilias vor ihm aufrollten. Diese Wonne, diese tiefe Sättigung seines ganzen Seins, als er sich, mit dem Wörterbuch auf der einen, und der Grammatik auf der anderen Seite hineinlas in das Gedicht aller Gedichte. Gerade die Mühe, die ihm das Verständnis bereitete, vermehrte den Reiz. Wie ein Bergmann kam er sich vor, der mit der Spitzhacke in einen goldhaltigen Schacht eindringt. Jeder Stein, der herabbröckelt, eine leuchtende Herrlichkeit; jeder Schritt weiter hinein die Erschließung einer märchenhaften Unabsehbarkeit! In der einsamen Stube, darin er saß, fühlte er sich im Mittelpunkte der Welt. Während der norddeutsche Winter vor seinen Fenstern in Schneeflocken herniederstürmte, umrauschte ihn die Wärme des südlichen Meeres. Wenn er durch die Gassen der alten Stadt ging, spürte er den Geruch des Baumöls nicht, der aus den Fabriken quoll; in seiner Seele war der Duft der südlichen Gestade, der Atem des wunderbaren Gedichts, der über die Jahrtausende dahingeweht war, Geschlechter und Abergeschlechter befruchtet hatte und nun wie mit weichen zauberkundigen Händen sein Innerstes aufschloß. Hinter dem, was er jetzt erlebte, versank sein bisheriges Dasein, als wäre es nie gewesen, und wenn er von der Ebene von Troja las, über welche die rosselenkenden Heroen dahinstürmten, mußte er unwillkürlich auflachen, indem er der Ebene vor Bornstedt gedachte, über die er noch vor wenigen Wochen die berittenen Offiziere seines Regiments hatte dahingaloppieren sehn, um sich in stäubender Wolke um den Kommandeur zur Kritik zu versammeln."

Dieses Bild der ersten Stunden des neuen Lebens, das ihm im Qualm der Schlote einer kleinen deutschen Fabrikstadt in der Zeit der heiligen Nächte des Jahres 1865 aufging wie eine Sonne „wunderbar im Süden", dieses Bild, das er selbst nachmals in der „Waidfrau" aus

lebendigster Erinnerung gezeichnet hat, muß man gegenwärtig und vor Augen haben, um zu fühlen und zu verstehen, was hinter den vergitterten Fenstern des Hauses in der Jakobistraße, „des großen Hauses am Platz“ zu Burg, sich abgespielt hat, an dem jetzt eine Tafel (am 1. November 1909 enthüllt) verkündet: „Hier wohnte Ernst von Wildenbruch in den Jahren 1865—67.“

In diesen und vielen andern Zügen ist die „Waidfrau“ eine Schlüsselerzählung, zu der jeder den Schlüssel hat, eine autobiographische Episode, bei der von einer dichterischen Verschleierung kaum noch die Rede ist. Freilich darf dabei nicht verschwiegen werden, daß die tiefen Schatten der einem tragischen Ausgang zustrebenden Dichtung, die trostlose Einsamkeit, in der Hugo von . . . lebt, das Verlassensein von aller Welt, das die Novelle so erschütternd zum Ausdruck bringt, nicht ganz der Wirklichkeit jener Tage entsprechen. Es sah doch viel heller und freundlicher jetzt aus: „Sitzt auf seiner Stube, arbeitet stillvergnügt, ist sehr glücklich“ heißt es in der Selbstbiographie. Auch mit seinen nächsten Angehörigen, vor allem mit dem Vater, war wirklich, so weit das bei der Verschiedenartigkeit ihrer Naturen möglich, ein Verständnis erreicht; und vor allem, es ist ein ganzer Mensch, der nicht bloß aus den Büchern, sondern auch vom Leben lernt und lernen will, der mit offenen forschenden Augen in der neuen Welt umhergeht, die ihm hier entgegentritt. „Ich verkehre fast ausschließlich in Lehrerfamilien,“ schreibt er im Januar 1866 an den Vater, „und es macht einen eigentümlichen Eindruck, wenn man in solchen von Interessen bewegten Kreis tritt, die einem bisher ganz fremd waren. Es sind aber unter diesen Lehrern angenehme und gute Leute und ich halte es für vorteilhaft, daß mir so die Gelegenheit sich bietet, einmal auch diese Art von Menschen näher kennen zu lernen. . . . Nächstens hoffe ich hier in die literarische Gesellschaft aufgenommen zu werden, Frick als Präses derselben hat mich in Vorschlag gebracht.“

Gerade auch in diesen über den nächsten Zweck — die Vorbereitung auf das Examen — hinausgreifenden auf die Bildung des Gesamtcharakters hinzielenden Anregungen, deren der einseitig geschulte und in gewissem Sinn durchaus weltfremde Zögling so dringend bedurfte, hätte er keinen besseren Ratgeber und Helfer finden können, als in Frick,

der die pädagogische Aufgabe, die ihm hier gestellt war, mit psychologischer Feinfühligkeit, lebendigem Kunstsinn und praktischem Verstande angriff und durchführte. Er überzeugte sich bald, daß trotz der mangelhaften Vorbildung, der „Durchlöcherung“ vor allem des grammatischen Wissens, das angeborene Sprachgefühl dem Kampf des Zöglings mit dem „grammatischen Ungeziefer“ ein sehr viel günstigeres Prognostikon stellte, als er zu hoffen gewagt, daß ferner der Geschmack und die dichterische Befähigung des Einundzwanzigjährigen ihm die Überwindung aller auf dem formalen Gebiet liegenden Schwierigkeiten wesentlich erleichterte und daß schließlich die strenge nicht rechts und links blickende Konzentration des Willens auf die Erreichung des gesteckten Ziels, die alle Lehrer ohne Ausnahme rühmten, einen normalen und befriedigenden Studiengang gewährleisteten. So brauchte er nicht zu befürchten, ihn von seinem Wege abzulenken, wenn er persönlich daneben auf weitere Ausnutzung der Spezialstudien in ästhetischer und andrer Hinsicht drang, wenn er „durch Anregung, Empfehlung geeigneter Lektüre usw. seinen geistigen Horizont zu erweitern, seine Bildung zu vertiefen“ versuchte, getreu dem ihm vorschwebenden Ziel, diese späte Schulzeit nicht „allein zu einer Zeit der Zustutzung zu einem Examen, sondern zu einer Zeit rechter Verinnerlichung, geistiger Reife, wachsender Produktionsfähigkeit werden zu lassen“.

In demselben Brief von Ende März 1866, in dem er dem Vater über die bisherigen Erfolge berichtend diese Gedanken über das ihm vorschwebende Erziehungsideal entwickelt, äußert er sich auch zum erstenmal über die dichterische Begabung seines Zöglings und fällt über die lyrischen Sachen ein überraschend günstiges Urteil; er findet „formal ein entschiedenes Talent, welches eine weitere Pflege verlangt; auch dem Inhalt nach haben einige meinen vollen Beifall (vor allem ‚Der Tod‘ und ‚Lokis Schicksal‘), andere verraten noch eine gewisse Armut und lassen inneren Reichtum vermissen“. Das Drama lehnt er, wie schon erwähnt, freilich als „Mißgriff“ ab, erkennt aber auch hier die Gewandtheit der Darstellung an, „die zu guten Erwartungen berechtigt, wenn in Kopf und Herz der rechte, große, ideenreiche, Leben und Menschen verstehende Inhalt hinzukommt. Ergo Vertiefung, Studien und immer weiter Studien!“

Aus solchen Erwägung heraus hat er ihn wohl zu der Übersetzung vom „Ajas“ des Sophokles angeregt, und ebenso bei der Stellung von Aufsatzthemen den werdenden Poeten immer im Auge behalten. Der erste dieser Aufsätze ist erhalten: „Charakteristik des Hagen von Tronje im Nibelungenliede“ mit den Korrekturen Fricks und dem Urteil: „Der Ausdruck klar, lebendig, gewandt, zuweilen zur Breite neigend; der Inhalt reich an treffenden Bemerkungen zeugt von sinnigem und richtigem Verständnis des Gedichtes. Doch ist die eigentliche Frage: ‚Warum H. ein tragischer Charakter?‘ nicht hinreichend beantwortet, weil der Verfasser das Wesen des Tragischen zu sehr als bekannt voraussetzt und doch aus der Arbeit nicht deutlich wird, ob er dasselbe tief und richtig genug erfaßt hat.“ „Recht wohlbefriedigend“. Und sicher schloß sich nun an dieses Urteil eine eingehende Erörterung zwischen Lehrer und Schüler über „das Wesen des Tragischen“ sub specie futuri. Übrigens ist das Urteil selbst sehr milde, wenn man bedenkt, daß es sich um die Arbeit eines Einundzwanzigjährigen handelt. Gerade die Gewandtheit des Ausdrucks, die gerühmt wird, läßt zu wünschen übrig. Der Verfasser ringt noch mit der Sprache, der Satzbau ist oft schwerfällig, und auch wo das Temperament die Worte beflügelt, ist der Stil unpersönlich, vor allem auffallend arm an eigenen Bildern. Noch ist die Zunge nicht gelöst.

„Das Alte ist vergangen“ konnte er mit Recht sagen, aber das „siehe es ist alles neu geworden“ galt noch nicht für den unter seinem Homer selig erliegenden stillen Bewohner des Hauses in der Jakobistraße. Es war eine Zeit der Aussaat, der Empfängnis, des innerlichen Verarbeitens, des Stilleseins und Hoffens, und erst ganz langsam mußten sich die Organe umbilden für das neue Wesen, das nun einzog, das neue Wesen, das aus andren Augen in die Welt sah, das andre Gedanken dachte, eine andre Sprache redete, das eine andre Schrift schrieb. Das war das erste, was in die Erscheinung trat. Die andere Schrift. Noch der erste Brief aus Burg aus den ersten Januartagen ist in den langgezogenen, etwas weichlichen Schriftzügen geschrieben, die sich in der Potsdamer Zeit aus der unfertigen Kinderhand entwickelt hatten. Aber schon der zweite Brief aus dem Ende Februar weist einen ganz anderen Duktus auf. Eine kleine, gedrängte, steilaufstrebende, unruhige

Schrift, wie eine Maiwiese, über die der Frühlingsregen gekommen ist, und wo nun Halm und Blumen eilfertig in ungleicher Länge ins Licht emporschießen. Diese Handschrift ist dann von Jahr zu Jahr gewachsen, immer größer, kräftiger, ruhiger in den Zügen geworden, bis sie etwa um die Mitte der siebziger Jahre sich zu der charakteristischen Handschrift gereckt hat, die er bis an sein Ende beibehalten sollte.

In seinem von Potsdam an den Vater gerichteten Briefe vom 30. November, in dem er diesem die Entscheidung darüber, was er studieren solle, anheimgab, hatte er mit jener für ihn bis dahin charakteristischen Resignation sich auch über seine Dichtung geäußert. „Was jenen Trieb zum Dichten anbelangt, denn ein solcher ist freilich da, wenngleich ich recht zweifelhaft geworden bin, ob wirkliches Talent vorhanden ist, so will ich diesen auch unterordnen und nur als einen schönen Traum betrachten.“ Das sollte natürlich keinen dauernden Verzicht bedeuten — wie etwa das Aufgeben seiner Musik, die er, auf Wunsch des Vaters und vielleicht im Gedanken an die Freude der Mutter an seinen Anfängen, all die Jahre hindurch mit großem Eifer aber ohne merklichen Erfolg getrieben — sondern nur das Gelübde, zunächst sich ganz auf die Erreichung des nächsten praktischen Zieles zu konzentrieren. Und daran hat er auch festgehalten. Unter den Burger Papieren finden sich — auf einem Blatt, das den Text einer griechischen Übungsarbeit enthält — nur zwei Zeilen, die auf den Ansatz einer dichterischen Arbeit schließen lassen: „Adolph schwieg und es entstand eine Pause, während welcher ein jeder die Empfindungen, die das Vorgelesene in ihm angeregt hatte [fehlt etwas]. Recht gut sprach Ottmar, aber erinnere dich liebster Lothar doch nur gefälligst an alles das“ Man mag dabei an Tieck oder Hoffmann als Anreger denken.

Aber wenn auch in dieser Zeit die eigene Dichtung noch ruhte und einem neuen Morgen entgegenträumte, wuchs in sein Leben die Poesie selbst hinein. Das war die „Waidfrau“. So wie er sie nachmals in der Erzählung, die ihren Namen trägt, geschildert hat, so hat die Waidfrau gelebt, nicht nur in seiner Phantasie, sondern in seinem Blut. Die junge, stille, ernste Frau, die in dem Zimmer mit dem Alkoven ein- und ausging, die ihm morgens das Frühstück brachte, ihm die Pfeife stopfte und den flammenden Fidibus über den Pfeifenkopf hielt, den



Dr. Otto Frick
(1866)

Kopf mit der Photographie des kranken Kindes mit den klagenden Augen, dem Kind seiner Schwester aus Potsdam. Bis eines Tages zwischen zwei jungen warmblütigen Menschen die Flamme aufloderte. Die junge Witwe Jäger, deren Mann in den Tuchmacherausstand vom Jahre 1865 verwickelt gewesen war, die Jäger, die alle Welt kannte, die das Fräulein Jacoby, bei der er wohnte, als Aufwärterin für ihn angenommen und die er scherzend die „Waidfrau“ nannte. Was dieses junge Weib ihm brachte und wodurch sie sein Leben in ganz eigentümlicher Weise bereicherte, war vielleicht weniger der singende Rausch erster naiver Sinnenfreudigkeit, als die Tatsache, daß sie einer der ersten Menschen, vielleicht der erste war, den er durch die kindlich reine Güte seines Herzens eroberte, daß sie die erste Frau war seit dem Tode der Mutter, über die er die angeborene Zartheit und Zärtlichkeit seiner Natur wie ein reicher Geber ausströmen konnte. Es ist da ein Brief von ihr, einige Monate nach seinem Fortgang nach Berlin geschrieben, ungrammatikalisch natürlich und unbeholfen, aber so frauenhaft zart und lieb und vornehm zugleich, daß er sich neben dem durch die Dichtung verklärten Bilde der „Waidfrau“ sehen lassen kann.

„Recht sehr habe ich mich gefreut, als ich Ihren lieben Brief bekam und aus demselben sah, wie aufrichtig Sie es mit mir und meiner Familie meinen, aber viel größer war meine Freude, als ich Herrn von Wildenbruch selbst ein paar Tage später bei Frau Schmelz im Hausflur entdeckte [wohl eine Photographie?]. Es tut mir sehr leid, daß es Ihnen an Ihre Behaglichkeit und Häuslichkeit in Berlin fehlt. Mein einziger Wunsch ist, daß ich bei Ihnen in Berlin sein könnte, ich denke noch oft an die Zeiten da Sie in Burg waren und ich bei Ihnen aufwartete, ich werde die Zeiten nie vergessen. Ich danke Ihnen recht sehr für das Geld, welches Sie mir geschickt haben.

Geehrter Herr von Wildenbruch ich schicke Ihnen hier Ihre Wäsche und etwas Fidibus und zwar mit Bedauern das letzte Mal. Ich bedauere recht sehr, daß der Pfeifenkopf zerbrochen ist, dafür hätte ich wohl noch zwei Flaschen Wein entzwei werfen können.

Ich will hiermit schließen, denn ich weiß Ihnen jetzt weiter Nichts zu schreiben, Ihren Wunsch habe ich erfüllt und Ihnen einen Brief geschrieben, was mir sehr schwer geworden ist und deshalb bitte ich die

Fehler nicht so genau zu nehmen. Viele Grüße von mir und meinen Kindern ...

Darf ich es wagen Ihnen um einen kleinen Brief zu bitten.

Ich verbleibe Ihre ergebenste

D. Jäger.

Geehrter Herr von Wildenbruch, daß Sie sich als aufrichtiger Freund in Ihrem Briefe unterschrieben haben, darüber habe ich mich sehr gefreut, wie ich mich weiter darüber gegen Sie ausdrücken soll, das weiß ich nicht, meine Gedanken sind darin wieder zu schwach."

Im folgenden Jahr hat sie ihn an einem Sonntag in Berlin besucht und auch aus dem Jahr 1875 ist noch ein Brief da, in dem sie ihm dankt für seine Vermittlung in einer Angelegenheit ihres Sohnes, der, wie es scheint, nicht recht gut tun wollte.

Ehe aber die „Waidfrau", die in der seltsamen rührenden schwermutsvollen Erzählung, die ihren Namen trägt, fortleben wird, solange man von Ernst von Wildenbruch spricht, ganz vom Schauplatz verschwindet, noch eine Verbindungslinie zwischen Dichtung und Wahrheit. Am 17. Juli 1866 schreibt Direktor Frick an den im Felde stehenden Ernst von Wildenbruch: „Tags nach Ankunft Ihres Briefes erschien Ihre Aufwartefrau, sich nach Ihnen zu erkundigen, wir hätten ja wohl einen Brief." In der Novelle eilt die „Waidfrau", von Angst getrieben zu dem „Herrn Direktor", um sich nach Nachrichten von Hugo von ... zu erkundigen, und erfährt dort, daß er bei Königgrätz gefallen.

Die Wirklichkeit aber war nicht so grausam wie die Dichtung. Der Tag von Königgrätz, an welchem Hugo von ... sein junges Leben zu verbluten beschieden war, ward für den, dessen Doppelgänger er gewesen, der erste Tag eines neuen Lebens; sein zweiter Geburtstag, wie er später selbst gesagt hat.

Seit der Rückkehr von Konstantinopel, wo er lebendige Weltgeschichte mit erlebt hatte, war es still von Politik in seinem nächsten Gesichtskreise geworden. Die Verabschiedung des Vaters, der Eintritt in das Kadettenkorps hatten in jeder Hinsicht ihm den politischen Horizont verengt. Die Stimmung, die damals in den militärischen Kreisen herrschte und vor allem auch die Perspektive, unter der man im elterlichen Hause

am Leipziger Platz 5 die Zeitereignisse betrachtete und verfolgte, war nicht geeignet gewesen, ein jugendliches Herz zu erwärmen oder zu begeistern. Sein Vater hatte unter dem Eindruck von Olmütz den letzten Rest von Glauben an die Möglichkeit einer Erneuerung der preußischen Politik im großen Stile für die nächste Generation endgültig begraben. Mit finsterem Groll und bitterem Sarkasmus verfolgte er die verschiedenen Phasen der auswärtigen Politik unter der Regentschaft und dann in den ersten Regierungsjahren König Wilhelms I. Keiner der Männer, die da der Reihe nach ans Ruder kamen, bestand vor seiner Kritik und auch an der Persönlichkeit des Königs selbst, in dem er in den Sturmjahren der Märzrevolution den einzigen Halt und Hort Preußens gesehen, entdeckte er mehr und mehr Züge, die sein Vertrauen jedenfalls nicht stärkten. Daß ihm nach seiner Vergangenheit die Männer der „neuen Ära" ein Greuel sein mußten, war natürlich, weniger, daß ihm auch das Ministerium Bismarck zunächst nur Mißbehagen erregte. Denn manches von dem, was nun Tat wurde, deckte sich mit Wünschen und Hoffnungen, die er selbst gehegt und verfochten hatte. Vor allem die Heeresreorganisation. Wirklich hatte er auch im Jahre 1865, in einem der kritischsten Augenblicke der Konfliktsperiode, in einem vertraulichen Schreiben sich an Bismarck gewandt, und ihm Vorschläge zu einer möglichen Verständigung mit dem Landtag unter Wahrung der Hauptforderungen der Regierung gemacht, die sich merkwürdigerweise mit den zur selben Zeit vom Staatsministerium dem König gemachten, von diesem aber abgelehnten Vorschlägen im wesentlichen deckten, und die Bismarck zu der Bemerkung veranlaßten: „Ich habe von Wildenbruch bisher nur wenig gewußt; jetzt sehe ich, daß er ein grundgescheiter Mann ist." Aber ein weiterer Gedankenaustausch, geschweige denn eine persönliche Annäherung beider Männer war nicht erfolgt. Die deutsche Politik des Ministerpräsidenten, vor allem auch dessen Haltung in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, erschien ihm utopistisch und gefährlich.

Die Auffassung des Vaters hatte auch unwillkürlich die Söhne beeinflußt und sie auch in dieser Hinsicht gedrückt. Aber während infolgedessen der General und seine Frau mit trübsten Ahnungen und schweren Vorbehalten gegen eine Preußens Existenz bedrohende Politik das Auf-

steigen des Kriegsgewitters im Frühling 1866 verfolgten, hatten die wenigen Monate in der neuen Umgebung, vor allem die starke Glaubensfreudigkeit, mit der sein Lehrer Frick den Dingen entgegensah, in Ernst eine Wandlung hervorgerufen. Er hatte mit andern Augen sehen gelernt, und auch hier ging ihm eine neue Welt auf. So fand die Einberufungsorder, die ihn mitten aus seinen Studien auf unbestimmte Zeit herausriß, die ihn wieder in die „Armee“ einreihte, in ihm nur einen freudigen Widerhall.

Am 18. Juni, dem Tage von Fehrbellin, überschritt der Leutnant im 1. Bataillon (Berlin) des Gardelandwehrregiments, das als Teil der Gardelandwehrdivision zur Elbarmee gehörte, die sächsische Grenze, im Koffer seinen Homer und Horaz. Aber Kriegslorbeeren waren ihm nicht beschieden. Wohl hörten sie in den Gefechten von Hühnerwasser und Münchengrätz das Feuer der kämpfenden Truppen unmittelbar vor sich, ohne jedoch ins Gefecht zu kommen. Am 3. Juli waren sie den ganzen Tag unterwegs, sahen den Pulverdampf vor sich aufsteigen, langten aber erst abends um 10 Uhr, nachdem eben die letzten Schüsse verhallt waren, auf dem Schlachtfeld von Königgrätz an, auf dem sie die Nacht biwakierten. Ein schwacher Ersatz für diesen Fehlschlag war es, daß sie am 8. Juli als erste Preußen mit flatternden Fahnen in Prag, Schwerinschen Angedenkens, einziehen durften. Dann ging's weiter in Mähren hinein, bis über Brünn hinaus, bis Nikolsburg und von da, ohne einen Schuß getan zu haben, als einzigem Feind der Cholera begegnend, wieder langsam nordwärts zurück, bis man am 5. September mit König Wilhelm und Bismarck, Roon und Moltke in Berlin feierlich einziehen konnte. „Auch ich teile vollkommen Ihre Ansichten über den Friedensschluß,“ hatte er Ende Juli an Frick geschrieben, „und hoffe, daß derselbe nicht eher zustande kommt, bis dieser Misere mit den deutschen Raubstaaten ein gründliches Ende gemacht ist. Daß es aber vordem zu keinem Frieden kommt, davon, glaube ich, dürfen wir fest überzeugt sein, denn Bismarck wird auf halbem Wege nicht stehn bleiben.“

Ehe der September zu Ende ging, saß er wieder über seinen Büchern, als wäre nichts gewesen. Wer aber den Prüfungsaufsatz liest, mit dem genau ein Jahr später im September 1867 der Abiturient den wesent-

lichsten Beweis der inneren Reife für das Leben in der akademischen Freiheit ablegte, der spürt in jedem Wort nicht nur die erzieherische Kraft und die geschichtliche Schulung des großen Pädagogen, der ihm in diesem Zeitraum Lehrer und Berater gewesen, sondern mindestens ebensosehr die erzieherische Kraft und die geschichtliche Schulung der Weltbegebenheiten, die er in eben diesem Zeitraum handelnd mit durchlebt hat. So wenn er die Beantwortung auf die Frage des Themas: „Warum gilt das 16. Jahrhundert als Anfang eines neuen Zeitalters?“ mit der Betrachtung einleitete: „Große weltbewegende Ereignisse pflegen ihre Wirkung auf die menschlichen Verhältnisse nach zwei Richtungen hin zu äußern. Sie wirken einmal verändernd auf die politische Gestaltung der Erde, d. h. auf das äußere Machtverhältnis der Völker zueinander, zweitens machen sie sich im geistigen Gebiete geltend, indem sie eine größere oder kleinere Änderung in der Anschauungsweise der Menschen hervorbringen. Es ist ersichtlich, daß die letztgenannte Wirkung die bedeutsamere ist, denn während durch jene nur das äußere Verhältnis eine Wandlung erleidet, die später oder früher wieder einer neuen weicht, verleiht diese dem Geiste des Menschen eine gewisse Kraft; das Volk erhält Gelegenheit, einen Blick in den Gang der Geschichte zu tun, dadurch aber erweitert sich sein Gesichtskreis über das gewöhnliche Maß hinaus, und je nachdem ein solches Volk persönlich mehr oder weniger am betreffenden Ereignis beteiligt ist, wird sein Gefühl und seine Willenskraft auf einen ungewöhnlichen Grad gespannt. Von einer solchen Kraft aber bleibt, auch wenn sie selbst allmählich wieder nachläßt, das Bewußtsein zurück, welches sich auf kommende Geschlechter vererbt und oftmals die Triebfeder zu neuen großen Ereignissen wird.“

Am 9. September 1867 bestand er als Extraneer mit zwei Primanern der Schule die Reifeprüfung, die erste, die an dem Burger Gymnasium nach seiner Umwandlung abgehalten wurde, und der Lehrer wie der Schüler hatten die Genugtuung, daß — trotz der fast viermonatigen Unterbrechung der Vorbereitung durch den Krieg — nicht nur die kürzeste mögliche Frist von eineinhalb Jahren eingehalten war, sondern auch die Prüfung selbst mit allen Ehren, im Lateinischen, im Griechischen, Französischen und in der Geschichte mit „gut“, in den übrigen Fächern mit „befriedigend“ bestanden wurde.

Eine feierliche Abschiedsrede hat er nicht gehalten, wie einst der junge Klopstock beim Abgang von Schulpforta.

Aber was in seiner Seele in diesem Augenblick lebendig war, was seinem Wesen Inhalt und seinem Streben Ziel und Richtung gegeben hat und für die Zukunft Inhalt, Ziel und Richtung geben soll, das klingt hell und freudig aus dem Schlußwort des lateinischen Aufsatzes über das so recht wie für ihn gestellte Thema: Et facere et pati fortia Romanum est.

Ausgehend von der Tat und dem Worte des Mucius Scaevola hat er, die Geschichte des römischen Volkes im Fluge durchstreifend, Taten der stolzen handelnden und duldenden Männlichkeit gebucht und charakterisiert; aus seinem geliebten Horaz, aus der zweiten Ode des dritten Buches sich das Mahnwort:

Angustam amice pauperiem pati
Condiscat acri militia puer

herausgeholt, um dann mit einer stürmisch raschen Wendung Blick und Gedanken auf die Gegenwart lenkend, seiner Väter gern gedenkend, die eigenen Volksgenossen aufzurufen:

O magnum beatumque populum, qui sua natura institutioneque virtutis ipsius naturam aequare videatur. Nos autem agite talem virtutem imitemur, mihique credite non nobis ipsis solum sed liberis et universo generi fructum ex ea profecturum esse, cum verum praeclarumque sit illud vatis Venusini:

Fortes creantur fortibus et bonis.

4. Berlin.

„Altes gutes Berlin, wie liebe ich dich, wenn ich zwischen deinen Straßen dahingehend, als wären es die vertrauten Wände meines Zimmers, die mich umschließen, aus Ecken und Winkeln, Erinnerungen auftauchen sehe an Menschen, die ich besaß, an Dinge, die ich erlebte, und an Gedanken, die mich bewegten.“

Im Herbst 1867 bezog der zweiundzwanzigjährige Studiosus der Rechte — denn für die juristische Laufbahn hatte er sich entschieden — die Universität Berlin, ein Student, wie andere auch, der auf einer bescheidenen „Bude“ hauste, anfangs in der Zimmerstraße 14, später in der Mohrenstraße 48, neben dem Englischen Hause zwei Treppen hoch. Und schnell, als wäre er nie fortgewesen, als wäre hier seine eigentliche Heimat, faßte er Wurzel und wurde ein Berliner, d. h. etwas, was seinen Eltern vor zwanzig Jahren der Inbegriff des Unerfreulichen und Verabscheuungswürdigen gewesen war. Freilich der Berliner von 1867/68 war ein anderer Mensch, als der von 1847/48, wie das Berlin und das Preußen von 1867/68 anders aussah, als das Berlin und das Preußen von 1847/48. „Das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden.“ Wenn noch persönliche Eindrücke aus jenen Jahren, da er mit seinen Eltern im Hotel Radziwill hauste, und die Stürme der Revolution mit wüstem Lärm durch die Straßen und um das Haus fegten und tobten, in seiner Seele hafteten, so verblaßten sie bald, ebenso wie die Erinnerung an jene schwere graue Nebelatmosphäre der politischen Verärgerung und Verzweiflung, die in den Jahren, die folgten, über den Herzen, den Mienen, den Worten der Menschen, die er liebte, lagerte. Freilich in der väterlichen Wohnung am Leipziger Platz 5 gingen auch jetzt noch die Geister der Vergangenheit um mit düsteren Ahnungen und Klagen über die Verderbnis der Gegenwart, über die Zeit „des Niedergangs, in der kein Sinn herrscht als der Sinn für rein Materielles, für Annexionen ohne Fug und Recht, für Rekruten, Hinterlader, Parlamente, die den Völkern ein X vor ein U machen sollen (aber nicht werden) und für den nervus rerum“, und wenige Wochen

vor dem Zusammentritt des ersten Reichstags des Norddeutschen Bundes schrieb der Vater dem Sohn: „Der gerühmte Fortschritt des Jahrhunderts, die wunderbare Zivilisation Europas haben zur Folge Mißachtung aller Rechte, Unterdrückung der Schwachen durch die Mächtigen, Vervollkommnung aller Mordinstrumente, progressive Annäherung aller Staaten an den Bankrott und schmähliche Unwahrheit und Heuchelei in den staatlichen Verhältnissen nach innen und außen. Quanta incidimus in tempora."

Der Sohn aber hatte in Fricks Schule und auf dem Schlachtfeld von Königgrätz die Freude an eben dieser Zeit gelernt. Er freute sich an der Frühlingsstimmung, an dem unruhig vorwärtsdrängenden Leben auf allen Gebieten, das für diese Epoche zwischen den zwei Kriegen so charakteristisch ist; freute sich am Reichstag des Norddeutschen Bundes und dem deutschen Zollparlament, freute sich an den Männern, die am Bau halfen, freute sich am König und an dem „preußischen Cavour", den der Vater noch immer als eine verschlechterte Kopie des italienischen Originals ansah, freute sich, daß er lebte, daß er das alles miterlebte.

In seinem eigenen Innern sah es aus, wie da draußen. Eine jauchzende Frühlingsstimmung. All der in strenger Selbstzucht zurückgedämmte Schöpferdrang begann jetzt zu treiben und zu gären. Die stille Saat der Burger Jahre ging auf, und Plan auf Plan drängte in chaotischem Wirbelsturm zur Gestaltung. „Ich denke daran," schreibt er ein Vierteljahrhundert später, „wie ich da oben in dem kleinen niedrigen Zimmer [in der Mohrenstraße] saß und in dem kleinen niedrigen Zimmer weltenweite und himmelhohe dramatische Pläne schmiedete, die den Weg alles Papiers gegangen sind und ich fühle den Krampf wieder, der mir in die Brust griff, wenn ich in jenen Tagen beim Schauspielhause vorüberging und der schwindelnde Gedanke mir kam, ob es denn geschehen würde, daß eines Tages der Theaterzettel da hängen und auf dem Theaterzettel ein Stück von mir angekündigt sein würde. Ein Stück von mir! Das erleben — und dann meinetwegen sterben — ohne weiteres sterben — das war's, was ich bei dem Gedanken empfand." — —

„Man kann also auch in dem nüchternen Berlin ein Poet werden? Altes gutes Berlin, welches Unrecht tun dir die Leute, die dich nicht

kennen. Sie wissen nicht, wie romantisch du aussehen kannst, wenn deine Gendarmentürme in die Mondnacht ragen und die dunkle Spree unter den Füßen des ehernen Kurfürsten rauscht."

Diese Worte finden sich in dem 1881 geschriebenen Aufsatz über Marie von Olfers. Und mit dem Namen Olfers taucht das Haus Cantianstraße 54 auf: „Wenn es in diesem Berlin einen stillen lauschigen Poetenwinkel gab, so war es der, wo Marie von Olfers' elterliches Haus stand. Ihr Vater war Generaldirektor der Museen und hatte eine in der Cantianstraße belegene Dienstwohnung inne. Heute ist die Straße verschwunden; über der Stelle, wo das Haus stand, geht die Stadtbahn hinweg." Den Mittelpunkt dieses Hauses bildete aber die Mutter, Frau Hedwig von Olfers, geborene von Staegemann, die noch fünf Jahre auf derselben Erde mit Schiller gewandelt war, die „Goethes ganze Entwicklung zum Olympier miterlebt", die in der Romantik groß geworden und zu Hause gewesen, die Heinrich von Kleist noch gekannt und die der letzte Mensch gewesen war, nach dem er vor seinem letzten Gange noch gefragt — und die nun in der Mitte eines neuen aufstrebenden Geschlechts weilte, das um sie her saß und sie verehrte und sich bewußt war, „daß es ein Vermächtnis in ihr besaß, eine lebendige Überlieferung aus der Zeit, die jedem Deutschen heilig und wert ist, da die Worte und Gedanken der großen Dichter im deutschen Volke umhergingen und seine Seele erweckten zur Begeisterung und großen Taten". Diese Frau mit ihrer „tiefgründigen Weltbeobachtung, die ihre Umgebung alle Augenblicke durch Worte ursprünglichster Weisheit überraschte und daneben von einer Weltfremdheit, die ihre Umgebung ebensooft zu Ausbrüchen heitersten Lachens veranlaßte, von liebevollster Empfänglichkeit für jede fremde Persönlichkeit und dabei völliger Unmöglichkeit, aus der eigenen Persönlichkeit herauszugehen; wohlwollend für Mensch und Tier und dabei bestimmt alles ablehnend, was nicht zu ihr gehörte; durch alle Verhältnisse der Welt und der Gesellschaft mit der ruhigen Sicherheit hindurchgehend, welche angeborene Vornehmheit verleiht und dabei ohne eine Ahnung von Rang und Stand und Titeln und Würden. All dieses Widerstrebende vereint, all dies Widersprechende erklärt durch den Zauber, den die Natur ihren Lieblingen bei der Geburt in das Herz legt, den keine Zeit veralten, kein Schicksal verblassen läßt: durch Naivität".

Dieser Frau, von der er nachmals gesagt hat: „Es war ein Geheimnis in ihr; sie wurde an jedem Tage neu geboren“ hat der junge Poet in diesen Werdejahren nahetreten dürfen. „In ihrer Wohnung,“ schreibt er 1891 nach ihrem Tode, „war ein großes Berliner Zimmer, ein saalartiger Raum mit gelb gemalten Wänden, der einst in ganz Berlin bekannte gelbe Olferssche Saal. An diesen Raum ... knüpfen sich meine ersten Erinnerungen, wenn ich der teuren Frau gedenke; in diesem Zimmer, in dem sie am liebsten weilte, und das so ganz vom Zauber ihrer Persönlichkeit erfüllt war, habe ich sie kennen, sie lieben und ihr danken gelernt, denn immer kam ich, die Seele von Zweifeln und Sorgen verdüstert und verwirrt, und immer ging ich, das Herz mit jenem goldigen Licht erfüllt, das uns der Verkehr mit einem wahrhaft bedeutenden Menschen, der Anblick tiefinnigen Familienglücks gewährt. Jeden Mittwoch war offener Abend und dann versammelten sich in den freundlichen Räumen der gesamte Glanz von Berlin, Häupter der Wissenschaft, Spitzen der Kunst, Würdenträger, Männer und Frauen aller Kreise. Ihre Töchter: Marie, unsre Marie von Olfers, die Malerin und Dichterin, und Hedwig, die später mit dem Geheimen Legationsrat Abeken sich vermählte, boten den Gästen eine freundliche Gastlichkeit und der Verkehr war der zwangloseste. Was in Berlin immer gefehlt hat und heute noch mehr fehlt als früher, hier war es vorhanden: eine Gesellschaft, die sich untereinander gleich empfand; vor dieser Wirtin waren alle gleich. Ob sie jemals die Titulaturen ihrer Gäste gekannt hat, ich möchte es bezweifeln; was sie von jedem aber zu erwarten und zu gewinnen hatte, wenn er sich an den runden Tisch zum Gespräch mit ihr setzte, das wußte sie um so genauer.“

Was für einen Menschen mit den Erinnerungen und mit der Zukunft Ernst von Wildenbruchs das Olferssche Haus und vor allem die Frau des Hauses bedeuten mußte, ist in seinen Worten schon angedeutet. Er hatte einen sehr starken Familiensinn, ein tiefes Bedürfnis nach einem innerlich zwanglosen Verkehr mit sich untereinander ohne Worte verstehenden Menschen, die durch das Band der Blutsverwandtschaft und einer gemeinsamen Erziehung zu denselben Lebenszielen verbunden innerhalb ihrer Umgebung eine in sich geschlossene Einheit, eine gemeinsame Schutzwehr gegen Tücken und Wechselfälle des Schicksals

darstellen, denen der einzelne, nur auf sich angewiesen, nur zu leicht unterliegt. Das hatte er in seinem Elternhause gehabt, solange seine Mutter lebte. Seitdem hatte er es entbehren müssen. Sein Vater war nicht die Persönlichkeit, um den Kindern in seiner Nähe dieses innere Heimatsgefühl zu schaffen, so gut er es mit jedem einzelnen von ihnen meinte, und so sehr er sich Mühe gab, auf ihre Interessen einzugehen. Er war und blieb der Autokrat mit stark ausgeprägten subjektiven Ansichten, die keinen Widerspruch vertrugen, und so war auch bei den Familienzusammenkünften am Leipziger Platz immer etwas Unberechenbares, Gewitterdräuendes im Hintergrund, das Schonung und Respekt verlangte und ein zwangloses Behagen nur selten aufkommen ließ. Dem Sohn aber war letzteres so sehr Lebensbedürfnis, daß er in einer solchen Harmonie sich auch dann noch wohlfühlen konnte, wenn der äußere Zuschnitt des Lebens, ja auch das Niveau der Bildung nicht eigentlich seinen persönlichen Ansprüchen genügte. Er nahm dann gern mit den guten Menschen vorlieb und ignorierte, daß sie keine guten Musikanten waren.

Wenn nun, wie im Olfersschen Hause, beides zusammenfiel, so war dadurch für ihn eine ideale Atmosphäre geschaffen, in der seine Seele erst eigentlich die Flügel regte, in der die feinsten und liebenswürdigsten Saiten seines Wesens zum Schwingen gebracht wurden. Ganz abgesehen aber auch von der Bedeutung, die die innere Zugehörigkeit zum Olfersschen Familienkreise für ihn in diesen Jahren gehabt, bot das Haus als geselliger Mittelpunkt des geistigen Adels im Berlin der sechziger und siebziger Jahre für ihn nicht nur eine unerschöpfliche Quelle künstlerischer Anregungen allerart, sondern ward ihm auch eine Stätte gesellschaftlicher Schulung, die er bisher eigentlich entbehrt hatte, und deren Besitz er mehr und mehr als eine notwendige Voraussetzung auch einer dereinstigen geistigen Beherrschung dieser Gesellschaft durch seine schöpferische Tätigkeit erkannte.

Wenn also das Olferssche Haus der Anziehungspunkte viele und starke für ihn bot, so waren sie in diesen Berliner Studentenjahren doch nicht die einzigen und auch nicht stärksten, die ihn fast täglich in die Cantianstraße lockten. Nebenan, mit der Dienstwohnung des Generaldirektors der königlichen Museen verbunden, durch einen Gang, der die

Mauern zwischen den beiden Häusern durchbrach, wohnte damals die Tochter Giovannina, die seit kurzem verwitwete zweite Gemahlin des Grafen Ludwig Yorck von Wartenburg, mit ihren beiden Stiefsöhnen, den jungen Grafen Wolf und Hans Yorck. Mit dem jüngeren verband ihn seit den Kadettenjahren eine herzliche Freundschaft, mit dem älteren Wolf (1840 geboren), der damals am Kammergericht als Referendar arbeitete, trat er erst jetzt in nähere Beziehungen, die aber sehr bald zu einer innigen Freundschaft erstarkten, einer Freundschaft, die für sein ganzes Leben bedeutungsvoll werden sollte. Der Altersunterschied und verschiedene Lebenswege hatten sie wenn auch nicht gerade fern voneinander gehalten, so doch eine innere Annäherung jedenfalls nicht begünstigt. Die tapfere Art aber, mit der im Jahre 1865 der bis dahin scheinbar so energielose jüngere Verwandte sein Schicksal in die Hand genommen, um sich den Überlieferungen des Hauses zum Trotz ein eigenes Leben zu zimmern, hatte die aufmerksame Teilnahme und den Respekt des vier Jahre älteren Yorck erregt und ihn schon im November 1866 veranlaßt, diesem in einem nach Burg gerichteten Briefe daraufhin seine Freundschaft förmlich anzubieten. „Ich kann Dich versichern, daß Du damit einen Grundstein der Hochachtung in meinem Herzen gelegt hast. Ich schmeichle mir, daß es Dir nicht gleichgültig sein wird, dies zu erfahren. Darum freue ich mich sehr auf die Zeit, in welcher Du hier am Busen der alma mater zubringen wirst ... Wir wollen dann fleißig miteinander verkehren und es wird sich mancher Punkt gemeinsamer Interessen ergeben."

Wenn irgendwann so brauchte Wildenbruch in diesem Zeitpunkt einen Freund. Bis dahin hatte sein Lebensschiff im engen, ruhigen Strombett mit gegebenem festem Ziel seine Bahn gezogen, jetzt trieb es aufs hohe Meer in ungewisser nebelnder Ferne vor ihm dämmernden Zielen zu. Aber die Ausrüstung des Fahrzeugs ließ noch viel zu wünschen übrig. Es fehlte der Kompaß und das Lotblei. Es fehlte ihm immer noch an Lebenserfahrung, es fehlte ihm auch an eigentlicher Kunsterfahrung. Er war immer noch ein Dilettant auf beiden Gebieten, dem der Maßstab des Urteils immer wieder mit jedem neuen Eindruck unter den Händen sich veränderte. Und der Wille, der seine Segel schwellte und vorwärts rief, und die Hoffnung, die am Steuer saß,

waren allein nicht imstande, ihn vor neuem Schiffbruch zu bewahren. Er brauchte einen Lotsen, der das Fahrwasser kannte, und der so lange die Hand am Steuer hielt, bis er selbst gelernt hatte, sein Fahrzeug durch Klippen und Untiefen hindurch auf das Ziel zu steuern, das zu erreichen ihm vom Schicksal als Aufgabe gestellt war. Dieser Lotse war für ihn Wolf Yorck.

In jeder Hinsicht ein ungewöhnlich bedeutender Mensch, auf den trotz seiner Jugend schon damals große Hoffnungen, als eines dereinst zu einer Führerrolle Berufenen gesetzt wurden, Hoffnungen, die nach menschlichem Ermessen auch sicher in Erfüllung gegangen wären, wenn ihn nicht der Tod in der Blüte seiner Jahre hinweggerafft hätte. Ein Mensch aber vor allem, mit den Gaben ausgerüstet, die ihn zum Berater und Freund eines werdenden Dichters geboren erscheinen ließen. „Eine freie und große, eine künstlerische Natur selbst, trotz seiner Jugend vollreif und in sich selbst sicher. Eigenes Talent und stilles Streben, große Formbeherrschung, eminentes Wissen bereiteten das Feld für fördernde literarische Teilnahme. Feinstes literarisches Verständnis des seelischen Zusammenhanges des Schaffenden und seines Kunstwerks machten ihn zum Dichterversteher von vornherein. Liebe zum Menschen, Respekt vor dem Tapferen, Erkenntnis des eigenartigen, wenn auch noch vielfach gebundenen und in der Knospe steckenden Talents, fesselten ihn an den jungen Dichter, an dessen Seite ihn das Schicksal in diesem entscheidenden Wendepunkt stellte."

Er brachte den Glauben mit an den Dichter und zugleich jenen Geist produktiver Kritik, die der Schaffende braucht, wie die junge Saat den Regen. Mit unendlicher Liebe, mit unendlicher Geduld, mit tiefem Ernst nahm er das Amt auf sich, dem Freunde, dem Dichter zu helfen. Immer anfeuernd, spornend, ihm zur Seite, im kleinen wie im großen. Überall finden sich in den in den Jahren ihres Zusammenlebens entstandenen Dichtungen auch äußerlich die Spuren seiner helfenden Freundschaft in Form von metrischen, stilistischen Feilstrichen, die in seiner feinen, wie gestochenen Handschrift in die unruhig-eckigen Schriftzüge des Manuskripts eingetragen sind, in manchen Abschriften, in vielen auf den Originalen vermerkten Eintragungen über die Entstehungszeit usw. Überall jene fürsorgliche, soviel Liebe und zugleich doch Respekt verratende Art,

die dem werdenden Dichter so wohltut, und die doch ganz frei sich hält von schwärmender Überschätzung. Und der in den wenigen von ihm erhaltenen Briefen spielende überlegene Humor erweckt eine wohltuende Vorstellung von dem Zusammenleben und -wirken der beiden.

Wichtiger und bedeutsamer aber als diese betreuende Tätigkeit an den Musenkindern des Freundes war die damit Hand in Hand gehende Erweiterung und Vertiefung des Kunstverständnisses, und auf diesem Felde begegnete Wolf sich mit seinem Bruder Hans. Beide Brüder waren Sammler und Kenner auf dem Gebiet der deutschen Literatur, beide verfügten schon über kleine auserlesene Privatbibliotheken, in denen man das Beste, was aus der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts noch einigermaßen lebendig war, in schönen Erstausgaben vereinigt fand. In diesen Bücherschätzen der beiden Brüder ging ihm eine neue Welt auf. Hier las er sich in den „Sturm und Drang“ hinein, las Lenz in der Tieckschen Ausgabe, Klinger und vor allem den Maler Müller mit stets sich erneuernder Begeisterung. Hier machte er wohl auch, wenn nicht die erste, so doch nähere Bekanntschaft mit E. T. A. Hoffmann, der seiner für alles in das Reich des Gespenstigen, Spukhaften und Grausigen Hineinragende so empfänglichen Seele soviel Seltsames und Lustvolles zu sagen wußte. Auch mit diis minorum gentium, wie Zacharias Werner traf er hier zusammen und hatte von den „Söhnen des Tales“ einen starken Eindruck; vor allem „von der Szene im Gefängnis zwischen dem Prior, dem Kaplan und dem verräterischen Ritter“; während ihm „Das Kreuz an der Ostsee“ weniger zusagte. Durch und mit Wolf Yorck ist er aber vor allem Heinrich von Kleist nahegekommen. Das „Käthchen“ kannte er ja schon seit jener Aufführung aus dem Jahre 1858, aber der ganze, der eigentliche Kleist, in seiner romantischen und zugleich märkischen Eigenart ist ihm erst in diesen Studentenjahren aufgegangen und hat in den abendlichen Sitzungen beim „schweren Wagner“ oder bei Stehely den Ausgangspunkt für Gespräche über die Wege und Ziele des Dramas der Zukunft gebildet.

Für seine eigenen Dichtungen jedoch, die in diesen Jahren mit einer tropischen Üppigkeit emporschossen, wurde die Stellung, die Wolf Yorck zu seinem dichterischen Schaffen einnahm, auch insofern bedeutungsvoll, als im Familien- und Freundeskreise das Urteil Wolfs sehr schwer ins

Gewicht fiel; auf dessen Autorität hin glaubten die Seinen, vor allem auch der Vater, mit gesteigerter Zuversicht seiner weiteren Entwicklung entgegensehen zu dürfen.

Das galt allerdings noch nicht von einer aus dem Sommer 1868 stammenden kleinen titellosen Prosadichtung, einer Märchennovelle, in der sich Tiecksche Einflüsse (Phantasus) mit Nachklängen eigener Erlebnisse verweben. Anknüpfend an Tiecks „Elfen“, die der Knabe Edmund liest, und die ihm der Vater, der Kaufmann Bergmann, als unnütze und schädliche Lektüre wegnimmt, baut sich die Erzählung auf. Erlebnisse des träumerischen Edmund im Elfenreich, in das ihn die Elfe Parisade einführt, zwischen denen das Alltagsleben mit Gestalten aus der Wirklichkeit — der nur auf das Reale gerichtete Vater, die mit besonderer Liebe und Zärtlichkeit geschilderte ideal gesinnte Mutter, der platon- und homerbegeisterte Lehrer und Freund Edmunds, Professor Haacke — seine Kreise zieht. Unverkennbar Reflexe aus dem eigenen Elternhaus und aus der Burger Zeit, den Stunden mit Frick. Das Märchenmotiv unklar gefaßt und ungeschickt durchgeführt, die Wirklichkeitsschilderung, vor allem in den nach Tieckschem Muster oft breit ausladenden Kunst- und Literaturgesprächen, schon von persönlicherer Färbung und auch von suggestivem Reiz. Das Ganze aber, vor allem auch in der Verknüpfung der sinnlichen und der übersinnlichen Welt, wie in der erzählerischen Technik überhaupt, noch die ganze Ungelenkigkeit eines Anfängers verratend.

Auch eine zu Weihnachten 1868 zusammengestellte handschriftliche Auslese seiner lyrischen Dichtungen, auf deren erstes Blatt er die „Widmung an meinen Freund Wolf“ setzte:

Es hielt die Menschheit heilig stets den Herd,
Weil er, vereinend traulich an der Glut,
Der Menschen heiligstes und schönstes Gut,
Die holde Menschenliebe freundlich nährt.

Und bei dem Herde hing des Vaters Schwert,
Das dann, zu Taten wacker, schön und gut
Anschürte seiner jungen Söhne Mut,
Verkündend, wie als Held er sich bewährt.

Und du mein Freund, bist du denn nicht mein Herd?
Der mir so oft die heil'ge Flamme schürte
Im Herzen, das der Unmut oft beschwert?
Der weisen Munds zuerst mich richtig führte
Zum schönen Ziel, das du mich selbst gelehrt?
O, wenn nicht dir, sag', wem mein Lied gebührte?

Zu Weihnachten 1868. Wildenbruch

führt eigentlich nicht weiter. Wer in dem Heft selbst etwas von neuer Art und Kunst sucht, wird enttäuscht: neunundzwanzig von den insgesamt vierzig Seiten enthalten eine Auswahl noch in Potsdam entstandener Gedichte, als solche noch ausdrücklich beglaubigt durch den Vermerk unten auf der Seite: „Ende der Potsdamer Zeit." Auf den folgenden Seiten finden sich noch fünf weitere Gedichte, die in keiner Weise sich über das Niveau der Potsdamer Lyrik erheben. Nur eines davon, „Abendlied", ward 1877 in die „Lieder und Gesänge" aufgenommen, aber nicht in die späteren Sammlungen. Ihnen fehlt — ebenso wie andern in dieser Zeit entstandenen aber nicht in das für Wolf Yorck zusammengestellte Heft aufgenommenen lyrischen Gedichten — noch durchaus die persönliche Note, es ist ein Spielen mit Empfindungen und Situationen, die nicht erlebt sind; auch rhythmisch und metrisch ist vieles unbeholfen und dilettantisch.

Aber diese lyrische Blütenlese bildet auch nur einen sowohl qualitativ wie quantitativ bescheidenen Bruchteil der poetischen Ernte dieser Jahre, deren Dürftigkeit zugleich ein charakteristisches Symptom ist für die auffallende Spätreife des Lyrikers Wildenbruch. Gehaltvoller, reifer ist eine andere Gruppe von Dichtungen, die, inhaltlich sich bald der Parabel, bald der dithyrambischen Hymne nähernd, in breiter Ausführung ethische und geschichtliche Probleme behandelt, und die in der gelegentlichen Bevorzugung gerade schwieriger Vers- und Reimsysteme, wie der Terzine und Sestine, wohl auf die pädagogische Anregung des Freundes zurückgeführt werden darf. Von den später in die Sammlungen seiner Gedichte aufgenommenen gehören in ihrer ersten Fassung dieser Zeit an: „Der Wanderer auf Akropolis", „Einfahrt in den Orkus", „Des Parsen Gebet", „Die Stadt Irem" (alle aus den Jahren 1868/69). An ihnen ist, das gilt vor allem von dem „Wanderer auf

Akropolis“ und der „Einfahrt in den Orkus“, gleicherweise der Einfluß der Beschäftigung mit Homer, Sophokles, der Goetheschen Hymnendichtung und Heines „Nordseebildern“ zu spüren. Vor allem aber lassen sie ahnen, vor welchen Göttern sich die Seele des werdenden Poeten beugt: es sind die Gestirne, die seinen Knabenjahren geleuchtet haben, die Götter des Orients und die Götter Griechenlands.

Unter Trümmern stand ich
Erloschener Schönheit,
Sah über mir Säule und Turm,
Zum Himmel gereckte wehrufende Arme
Prächtig gewesener
Nimmer vergänglicher
Grausam gebrochener Herrlichkeit.
Und rückwärts sehnte
Herbannend vergangener Zeiten
Flammende Geister,
Der ewig junge Gedanke sich.
Doch tränenschwer
Hing an starrem Getrümmer der Blick ...

In den knappen Vierzeilern jambischer Quaternen mit dem männlichen Versschluß, die in der „Stadt Jrem“ den Trotz des Königs und des Volks von Aad und seinen Untergang durch Gottes Zorn stürmisch daherjagend erzählen, pulst schon etwas von dem mächtigen gewitterdräuenden Pathos späterer Jahre, während in „Des Parsen Gebet“ (im Sommer 1869 geschrieben) ein persönliches Bekenntnis nicht nur zum Ausdruck, sondern auch zu wirklich dichterischer Gestaltung kommt:

Den meine Seele sucht und nie erkennt,
Dich ehre ich in deinem Element.

Dem reinsten, schönsten, das du uns geschenkt,
Des mächt'ger Trieb nach aufwärts immer drängt;
Das flammend in der Mutter Erde Brust
Jhr Haupt umkränzt mit Frucht und Augenlust.

Und aus dem Himmel gnädig auf uns lacht,
Uns rettend vor dem Schrecken dunkler Nacht,
Das, Leben spendend, wo es immer quillt
Dich selbst uns weist in wundervollem Bild.

Keine Dichtung aber beschäftigte und rührte gerade die ihm Nächststehenden mehr als eine Parabel, die schon im Sommer 1868 entstanden war. Freudig erstaunt schreibt der Vater im August an seinen alten Freund und Vetter, den sonst nicht sehr literarisch veranlagten Fürsten Wilhelm Radziwill: „Wolf Yorck sagte mir ... daß er den Anfang eines größeren in der schwierigen Terzinenform geschriebenen Gedichtes gelesen habe, mit dem E. in seinen Mußestunden beschäftigt und welches ihm als eine der schönsten Blüten neuerer deutscher Poesie erschienen sei. Das Gedicht ist nun vollendet und heißt „Der Tod des Guten“ und ich muß gestehen, daß es mich in ganz unerwarteter Weise überrascht, erbaut, ja entzückt hat. Es ist ganz herrlich und ich werde es Dir später mitteilen. Gott weiß, wo der einst so stille, träumerische Mensch, jetzt ein frischer immer gewappneter Kämpfer hingehen kann?“

Und in der Freude und in dem Stolz seines Vaterherzens setzt er sich hin — als die ursprüngliche Absicht des Grafen Paul Yorck, den Dichter durch den Druck einer Anzahl von Exemplaren zu überraschen, sich zerschlug — und schreibt das Gedicht, trotzdem es „ein längeres Opus ist“, zum zweitenmal eigenhändig für den fürstlichen Vetter ab. Wie er denn überhaupt jetzt anfängt, von den Dichtungen seines Sohnes, die ihm besonders zusagen, sich schöne Abschriften auf Schreibpapier anzufertigen, die mit rosa Bändern zusammengehalten in einer besonderen Mappe sorgfältig aufbewahrt werden. „Der Tod des Guten“ aber ward ebensowenig gedruckt, wie ein zweites, wohl ebenfalls in dieser Zeit entstandenes Gedicht ohne Titel, das seinem Inhalt nach „Die Nacht“ oder „Die Geburt des Lichts“ heißen könnte. Beiden gemeinsam ist, außer der Form der Terzine, ein metaphysischer Gehalt; im „Tod des Guten“ ein ethisches, in dem zweiten Gedicht ein kosmisches Problem gestaltend, unter Verwendung eines allegorisch-symbolischen Apparats. Im „Tod des Guten“ begegnen der aufwärtsschwebenden Seele des Guten drei Gestalten:

Drei Weiber waren's, zwei voll tiefer Falten,
Zwei sorg- und gramgebeugte Frauen.
Die dritte ganz ein Gegenstück der Alten,

Denn diese war gar lieblich anzuschauen,
Von holdem Licht erglühten ihre Wangen
Und in den Augen wohnte süß Vertrauen.

Die erste ist die Verkörperung „der ungemessenen Zähren, die einst aus müden Menschenaugen flossen", die der Gute getrocknet hat; die zweite die Verkörperung der „Qualen, die in finstren Stunden, im tiefsten Menschenherzen stürmend ringen ... die mit der Verzweiflung Wahn die Seele schlagen, und die gequälte bitterlich verwunden" — Schmerzen, die der Gute gelindert hat —; die dritte die Verkörperung von „des Dankes holden Stimmen, der rein und voll aus all den Seelen sprießet, die du vom Leid befreit, vom allzu schlimmen". Mit ihnen schwebt die Seele empor „mit Sturmesschnelle" zur Stelle, wo „umflammt vom eignen Lichte des ewigen Weltalls ewiger Erneurer" thront.

Und da der Feuerblick sie noch durchglühte
Neigt er sich her und wie der Waldstrom fließet
Mit tiefem Brausen durch Gebüsch und Blüte,

Klang seine Stimme, als er sprach: „Gegrüßet
Du Menschenseele, sei gegrüßt hierinnen,
Wo ew'ges Licht dein Erdenleid versüßet."

Und lächelnd schaut er die Begleiterinnen
Und sprach: „Wohl weiß ich auch von diesen dreien,
Die dir gefolgt, dir Gnade zu gewinnen,

Wohlan Du Liebe wolle dich befreien
Von Erdensorgen, menschlich kleinem Bangen,
Hier wohnt nur Liebe, Liebe wird verzeihen,

Denn wessen Augen sehnend, unbefangen
Vom niedren Treiben sich zum Ew'gen kehren,
Wer ringend eifert zu mir zu gelangen,

Ob er auch fehltritt in dem Kampf, dem schweren,
Ich will's vergessen, will es nimmer achten,
Dem Menschen will ich gänzlich mich gewähren."

Also eine poetische Paraphrase auf das Bibelwort: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach“, jene katholische Erlösungsidee, die Ernestine von Wildenbruch in ihren letzten Leiden so „trostreich“ empfunden, in deren Gestaltung sich offenbar Einflüsse aus der „Divina Commedia“ und dem Schluß des „Faust“ verschmelzen. Auf das Bildliche der äußeren Erscheinungen sind vielleicht die symbolisch-allegorischen Gestalten der Kaulbachschen Fresken im Neuen Museum nicht ohne Einfluß gewesen.

In die gleichen Regionen führt „Die Nacht“ oder „Die Geburt des Lichts“. Die Nacht, die sich beim Schöpferruf „Es werde Licht!“ in wilder Empörung wider den Schöpfer des Weltalls erhebt:

Und vor des Lichtes neugeborner Schöne
Hub sich die Nacht von ihrem weiten Lager,
Das finstre Auge deckend mit Gestöhne.
Dann um den Leib, der bleich und dürr und mager
Sich endlos dehnte, raffend die Gewänder
Hub sie zu Gott das Antlitz finster, hager.

Da Gott ihr künftig nur die Teilung in die Herrschaft über die Menschen zugesteht, beginnt sie mit ihren Söhnen den Zerstörungskampf der Menschheit in dem Teil, der ihr geblieben ist:

Mit sturmzerzausten, schneebetrieften Haaren,
In rauher Faust das Eiseszepter schwingend,
So kam der wilde Winter hergefahren

Und grause Leiber ineinanderschlingend
Kam was ihm diente: Hunger, Frost und Schauer
Verzweiflungsvoll ins leere Nichts verklingend.

Doch das neue Weltgesetz ist mächtiger als sie. Die Stimme des Weltschöpfers verkündet:

Dein Grimm ist tot, dein Kampf ist Unterliegen,
Und herrlicher nach jedem neuen Ringen
Soll einst der Mensch dich tot zum Fuß sich schmiegen.

Dann wird ein Jauchzen durch das Weltall klingen,
Der Tag wird dann heran der ew’ge schreiten,
Dann soll die Welt zu mir empor sich schwingen!

Auch hier eine Mischung Dantischer und Faustischer Anklänge, auch hier das starke Bekenntnis eines unbedingten Optimismus, hier auf der Freude des naiven Sinnenmenschen beruhend, dort auf dem Glauben an den Gott, der die Liebe ist. In der künstlerischen Gestaltung, bei beachtenswerter Beherrschung der Form, noch ungleichmäßig, in den Bildern neben einzelnem Anschaulichen der Plastik häufig noch entbehrend, und daneben von einer merkwürdigen Farbenarmut, daran gemahnend, daß es die Zeit ist, in der Cornelius, Carstens als Gipfel der Kunst bewundert wurden; als Ganzes aber doch eine nicht im Kleinlichen und Weichlichen sich verlierende, sondern ins Große und Freie sich emporarbeitende Kraft bekundend.

Von dieser inneren Freiheit gibt auch Kunde der Humor, der sich zu regen beginnt. Nicht in den Komödien und Schwänken, die als Späne von der Hobelbank fallen, und wie fast ausnahmslos auch alle späteren Versuche in dieser Richtung Späne geblieben sind, sondern in parodistisch-satirischen Gelegenheitsscherzen. Da ist ein kleines Fragment: „Das Jüngste Gericht“, das teils im Tal Josaphat spielt — „Gott-Vater aus Wolken hernieder steigend, umgeben von Engeln und Erzengeln“, kommt Gericht zu halten über die Menschenkinder des 19. Jahrhunderts — man sieht nicht recht ein, warum gerade jetzt — teils „in der Mumienkammer im ägyptischen Museum in Berlin“, teils im Zimmer von Lepsius! Die Mumien sind höchst ungehalten, beim Klang der Posaune sich nicht an ihrer richtigen Stelle zu befinden — dazu auch noch der König in Gesellschaft eines Bettlers! — sie haranguieren den Museumsdiener, der ihnen trotz seiner preußischen Subalternbeamtengrobheit nicht gewachsen ist, sie haranguieren Lepsius, der mit drei Freunden beim Schach sitzt. Außerdem zanken sich im Tal Josaphat Gott und Teufel mit den unverschämten Menschen des 19. Jahrhunderts, über die sich die „Erde“ schon bitter beklagt hat. Ein Mensch, ein Philosoph, dessen Name auf Flegel reimt, spricht Gott wie Teufel die Existenz an sich ab, und die Menschen der Masse, die einstweilen wegen Unverschämtheit dem Teufel überwiesen sind, „sind so voll bayrischen Biers, daß sie nicht brennen wollen“.

Da ist vor allem aber zu nennen eine Gelegenheitsdichtung zum Geburtstag seines Schwagers, des Grafen Paul Yorck, im Frühling 1869

gedichtet. „Die Philologen am Parnaß oder die Vivisektoren.“ Veranlassung bot die philosophische Arbeit, die Graf Yorck in der Assessorprüfung über die Aristotelische Katharse „in ihrer Anwendung auf eine Tragödie des Sophokles darzulegen gehabt hatte“. Das Ganze ein harmloser Scherz, eine Satire auf den Philologentypus, der über den Teilen das Ganze nicht mehr sieht und den Kollegen, der anderer Meinung ist, zugleich als Feind und als Langohr ansieht, manches darin recht gelungen, so wenn der eine Philologe über den in Person auftretenden Homer mit der Frage herfällt: „Sag' Er mir jetzt grad und frei heraus, wo sind die Nähte?“. Aber im ganzen das Aristophanische Element, wohl mit Rücksicht auf die Aufführung im Familienkreis, sehr gedämpft und zum Schluß auch noch in eine Art Ehrenerklärung des Philologentums auslaufend, die sachlich wohl begründet war, aber nicht recht zu dem Anfang und zu dem Geist, aus dem die kleine Dichtung geboren, passen wollte. Höher als der literarische ist dagegen der biographisch-psychologische Wert des Satyrspiels, übrigens der ersten seiner Dichtungen, die gedruckt wurde. Wenn schon das begeisterte Lob, das im Gegensatz zu der daniederliegenden Dichtkunst der modernen Geschichtswissenschaft in ihren Vertretern Ranke und Mommsen gezollt wird, ein persönliches Bekenntnis des Verfassers enthält, so gewährt der dramatische Prolog in Prosa, in dem „der Dichter“ und „sein Kind“ (das eben fertiggewordene Satyrspiel) redend auftreten, einen Einblick in persönliche Verhältnisse anderer Art in Form einer behaglichen Selbstironisierung.

„Ich glaube im Ernst, von allen meinen Kindern bist du Springinsfeld mir der Allerliebste,“ sagt der glückliche Vater zu dem Neugeborenen, muß sich aber von diesem auslachen lassen. „Ach liebster Vater, als hätte nicht jedes deiner Kinder dasselbe zu hören bekommen.“ Die anderen älteren Kinder, die da „im Schubkasten“ liegen, „ein paar langhalsige alte Vasen, denn für Schwestern wollt' ich sie gar nicht nehmen, und ein ausgewachsener ganze fünf Akte großer Bengel“ und noch eine „Menge kleiner Krabben“ hätten weidlich auf ihren Erzeuger räsoniert, „das sei schlecht von dir, daß du das zu allen deinen Kindern sagtest, daß das letzte dir immer das liebste wäre,“ und der große „Fünfakter“ habe gesagt, „daß du gar nicht wert wärest, daß er dein Kind sei“. Auf die Drohung des Vaters aber: „Wer hält mich denn ab, euch alle bei

den Ohren zu kriegen und dann — marsch in den Ofen! He?" lautet die naseweise Antwort: „Die gute alte Tante Eitelkeit spricht doch wohl auch ein Wörtchen mit." Als der Kleine jedoch hört, daß er zum vierunddreißigsten Geburtstag seines Freundes als Geschenk dienen solle, bricht er in Tränen aus: „Frag' einmal nach im Tischkasten, bei meinen Geschwistern, wie sie über ihn sprechen! Da ist nicht ein einziges, das er nicht gezaust hätte. Dem hat er gesagt, es sei zu breit, und hat es gedrückt, daß ihm der Atem schier verging, das hat er gezogen, weil er sagte, es sei nicht tief genug; die alten Basen werden grün und gelb, wenn sie nur von ihm hören; und der Fünfaktige! Tu mir den Gefallen und hör' einmal, wie der Fünfaktige über ihn spricht. Und dann die Erinnerung, wie du hier herumgelaufen bist und gewettert und geflucht hast, wenn er dir deine Kinder so schlechtgemacht hat!" — Also ein Einblick in persönlichste Leiden und Freuden des werdenden Dramatikers.

Konnte nach dem Potsdamer „Mißgriff" noch ein Zweifel bestehen, in welcher Richtung sich das Talent entwickeln werde, so war ihm wenigstens, seit er die Universität bezogen, das eine klar, daß er dem Theater seine Seele verschrieben habe, und daß diese nicht eher Ruhe finden werde, als bis der Teufel sie geholt, d. h. bis das Theater seine Dramen aufgeführt habe. Mochte das ein Irrtum sein, ein Wahnsinn — gleichviel, es war ein Schicksal, das seinen Lauf nehmen mußte. Und das Haus am Gendarmenmarkt lag ihm fast vor der Tür und sah ihn bei Tag und bei Nacht mit großen hungrigen Augen an: Bist du bald soweit, daß ich dich verschlingen kann? Auch die Angehörigen und Freunde waren sich darüber klar, daß er da einmal so oder so enden werde. Und mit rührendem Vorbedacht hatte daher der Vater schon im Sommer 1868 die schönen Terzinen „Der Tod des Guten" an den Generalintendanten des Schauspielhauses geschickt, in der naiven Hoffnung, den Theatergewaltigen durch dies specimen dichterischer Begabung für künftige Dramen des Sohnes günstig zu stimmen und hatte auch die schriftliche diplomatische Verheißung von dort empfangen. „Ein solches Talent zu unterstützen werd' ich mir nicht bloß zur Ehre anrechnen, sondern als eine Pflicht betrachten, und ich wünsche nichts mehr, als einerseits dramatische Versuche des Dichters kennen zu lernen,

andererseits solche für den praktischen Gebrauch der Bühne verwerten zu können."

So standen also die Aussichten für die Kinder im Schubkasten nicht ganz schlecht, und vor allem der Fünfakter, der in diesen Monaten gerade ins Leben hineinwuchs, mochte für sich und seinen Erzeuger allerlei schöne Hoffnungen hegen.

Es war ein Trauerspiel und hieß „Rudolf von der Wart", ein Schmerzenskind, dem nie ein Erfolg blühen sollte, an dem aber der Vater mit einer durch keinen Mißerfolg und keine abfällige Kritik je zu beeinträchtigenden Liebe gehangen, das er immer wieder vorgenommen hat; die letzte Umarbeitung stammt aus dem Jahre 1880! Da hatte es aber schon längst sich in ein Schauspiel verwandelt und hatte auch den Namen geändert: es hieß jetzt „Die Rache der Frau." Das Personenverzeichnis zur ersten nur in Bruchstücken erhaltenen Fassung ist von Wolf Yorcks Hand geschrieben. In dieser Gestalt ist es wohl überhaupt nicht auf die Wanderschaft bei den Bühnen gegangen, sondern hat vermutlich erst viel später, im Sommer 1876, als es schon in der Zwischenzeit wiederholte Umarbeitungen erfahren hatte, als Schauspiel mit dem neuen Titel den Weg zum Königlichen Schauspielhaus gefunden, den Weg, aber nicht den Eingang.

Der spätere Titel „Die Rache der Frau" ist der bessere, denn er weist auf die Hauptgestalt, die Kaiserin Elisabeth, die Gemahlin Kaiser Albrechts I., den Johannes Parricida mit seinen Freunden erschlug. Das Drama beginnt mit der Kunde vom Kaisermord, und die Rache, die die Kaiserwitwe an den Frevlern nimmt oder richtiger nehmen will, bildet den Inhalt der Handlung. Einer der Mörder, Ritter von Eschenbach, hat unmittelbar nach der Tat, aber ehe sie noch ruchbar geworden, auf der Burg des Ritters Rudolf von der Wart eine kurze Weile gerastet und ist von dem ihm befreundeten Burgherrn gastlich bewirtet worden. Auf die Kunde hiervon läßt die durch Schmerz und wilde Rachgier aller Überlegung beraubte Kaiserin den Ritter von der Wart auf seiner Burg verhaften, einkerkern und ohne Verhör, ohne ihn überhaupt selbst gesprochen oder gehört zu haben, ohne auf das Abraten ihres Sohnes, Herzogs Friedrich, ohne auf das Flehen der Frau des Ritters, die seine Unschuld beteuert, zu achten, hinrichten, und zwar

durchs Rad. Das Söhnchen des Hingerichteten wird ins Kloster gebracht. Bald darauf greift man den Ritter von Eschenbach; die Kaiserin, der inzwischen selbst Zweifel an der Gerechtigkeit ihres Urteils gekommen sind, erfährt von dem Kaisermörder die Bestätigung ihrer Furcht, daß Rudolf von der Wart unschuldig gewesen; sie läßt seinen Sohn aus dem Kloster holen, durch ihren eigenen Sohn der Mutter wieder zuführen, läßt diese um Verzeihung bitten und endet in Verzweiflung und Reuequalen durch Gift. Die Schwäche der Fabel springt sofort in die Augen; sie enthält zwei selbständige Tragödienstoffe: die Tragödie der rächenden Frau und die Katastrophe des Hauses von der Wart, die zu einer in sich geschlossenen zugleich dramatischen und tragischen Handlung zu gestalten, von allem anderen abgesehen, eine Beherrschung der dramatischen Technik verlangt, wie sie dem dreiundzwanzigjährigen Anfänger, der erst seit kurzem Gelegenheit hatte, die praktische Bühne zu studieren, nicht zu Gebote stand. Und so ist denn auch das Drama in seinem ersten Entwurf entschieden als Ganzes mißglückt. Bis in die Mitte des dritten Aktes, d. h. bis zu dem Augenblick, da Rudolf von der Wart hingerichtet wird, zielbewußt ansteigend, die beiden Handlungen verhältnismäßig wirkungsvoll und geschickt miteinander verschmelzend, löst sich von da an die Handlung in eine Reihe von rührseligen, schleppenden Szenen auf, die den Eindruck vollkommener Ratlosigkeit des Verfassers erwecken. Am Schluß des zweiten Aktes schon wird der Eschenbach gefangen, im Anfang des dritten Aktes stirbt Rudolf von der Wart. Aber der ganze folgende dritte und der ganze vierte Akt bis auf die Schlußszene verstreichen, ohne daß das entscheidende Gespräch der Kaiserin mit dem am Schluß des zweiten Aktes gefangenen Kaisermörder stattfindet! Mit einem Wort ein Anfängerstück, das von Bühnenreife noch himmelweit entfernt ist, das auch sonst auf Schritt und Tritt den Neuling, nicht nur im Technischen, verrät. Im szenischen Aufbau und in den einzelnen Motiven, in Einführung, Charakteristik und Sprache der auftretenden Personen in fast komisch wirkender Weise wie eine Reihe von Abdrücken aus der letzten Lektüre wirkend. In den die tragische Handlung paraphrasierenden Straßenunterredungen der Konstanzer Bürger, des Schreiners Haubold, des Böttchers Rose und des Schneiders Zwickmann kommen Jetter, Soest und Vansen aus dem „Egmont“ noch einmal

zu Worte, auf der Burg Rudolfs von der Wart soufflieren dem Ritter, seiner Frau und dem Söhnlein Götz, Elisabeth und Götzens Söhnlein jedes Wort, hinter dem Kaisermörder Eschenbach, der an Rudolfs Tisch sitzt und scheu sehnsüchtig den Frieden dieses häuslichen Glückes beobachtet, steht Adelbert von Weißlingen. Auch der beständige Szenenwechsel — im ganzen zwanzig Verwandlungen — das Kommen und Gehen der Personen, wenn sie der Dichter haben will oder nicht mehr brauchen kann, ist bis auf einzelne Züge der Goetheschen Technik in den beiden Dramen nachgemacht. Die Charaktere, abgesehen von dem in seiner Schlichtheit und Herzensgüte gut dem Götz nachgebildeten Rudolf von der Wart, fast alle nur Folie für die rächende Frau, die Kaiserin, die einzige Gestalt, die — wenigstens bis in den dritten Akt — selbständiges dramatisches Leben hat, wenn sie auch in ihrer blinden Raserei und Rachgier wenig geeignet ist, das Interesse und die Teilnahme auf sich zu vereinigen, die ihr nach dem Gang der Handlung doch zufließen sollen. Eigentümlich ist die zweite Frauengestalt, die Frau Rudolfs von der Wart, Frau Gertrud, ein Gemisch von Stauffacherin und Elisabeth, frisch und lebendig herausgearbeitet, aber auch ohne eigentlich dramatisches Leben. Trotzdem beherrscht sie die Phantasie des Lesers, wie sie die des Dichters beherrscht hat, beherrscht sie durch eine tragische Situation, die sich wie ein Bild den Sinnen einprägt. Diese tragische Situation ist aber kein dramatisches, sondern im eigentlichsten Sinne ein Balladenmotiv. Wie denn das ganze Drama wohl eigentlich aus zwei die Phantasie des Dichters bannenden Balladenmotiven erwachsen ist, die mitten in dem eklektischen Wirrwarr der einzelnen dramatischen Szenen und Gestalten nun aufblühen wie zwei seltsame schöne Blüten, die ganz aus dem Eigensten des Dichters hervorwachsen, und die so starke Züge poetischer Gestaltungskraft aufweisen, daß man begreift, wie ihr Dasein und ihr Duft die ersten Hörer und Leser des Dramas über all die sonstigen technischen Schwächen hinwegtragen und hinwegtäuschen konnten.

In der dritten Szene des dritten Aktes findet sich die eine in einem Gespräch der Kaiserin mit ihrer Zofe. Diese fragt: „Um Vergebung gnädige Frau, habt Ihr denn schon gehört, was sich die Leute in der Stadt für eine Geschichte erzählen? ... Es ist eine so seltsame Geschichte;

ich hab' sie von einem, der selbst dabei gewesen, mein Bruder hat's mit angesehen . . . Als sie den Ritter gestern gerädert hatten, warfen sie ihn, da er noch am Leben war, aufs Hochgericht und so hat er noch gelegen zwanzig Stunden lang . . . Mein Bruder, der hatte gerade die Wacht draußen, da hat er's genau sehen können. Wie sie also den Ritter hingerichtet hatten, sagt er, sei die Frau gekommen und sei aufs Hochgericht gegangen, ganz stille und es hätte ihr so eigentlich niemand wehren können. Da hätte sie sich nun hingesetzt zu ihrem Manne, sagt er, und hätte seinen Kopf in ihren Schoß genommen und hätte so gesessen, den ganzen Tag und bis tief in die Nacht hinein, die ganzen zwanzig Stunden lang. Und nur von Zeit zu Zeit wär' es gewesen, als hätte sie leise etwas gesprochen und so ab und zu hätte sie dem Manne das Gesicht abgewischt. Und wie es nun so Mitternacht geworden wäre und darüber, da, meint mein Bruder, müßte der Ritter wohl gestorben sein, denn da wäre sie mit einem Male aufgestanden und hätte sich lang ausgereckt in die Höhe, daß sie ausgesehen hätte wie ein Gespenst in der dunklen Nacht, und die Arme hätte sie dann hochgehoben und dreimal gerufen — Ihr nehmt's ja nicht ungnädig — und dreimal gerufen: ‚Unschuldig gemordet!‘ Und wie sie gerufen hätte, sagt er, wären die Raben kreischend aufgeflogen und er selbst, meint er, er hätte das Herz am rechten Fleck, aber wie er das gehört hätte, da wär's ihm den Rücken hinuntergelaufen wie Eis und er hätte sich an seine Hellebarde halten müssen, um nicht fortzulaufen von seinem Posten, denn das wäre das Schrecklichste gewesen, was er je gehört hätte, in seinem Leben.“

Und in der ersten Szene des ersten Aktes berichtet die alte Bettelliese, „die einzige, die dabei war“, den Konstanzer Bürgern:

„Will's Euch erzählen, Meister, und gebt acht und denkt dran, heut nacht, wenn der Wind im Rauchfang tönt, daß es Euch recht schön übern Leib läuft dabei, hihi. Ihr wißt, ich sitze drüben übers Wasser hinüber, unter dem Muttergottesbilde, hart an der großen Straße. Wie's nun so gestern um die vierte Stunde sein mochte, kommt ein Kahn übers Wasser und waren vier Ritter drinnen. Stand vornan der Kaiser, hielt's Pferd am Zügel, sah vor sich nieder ins Wasser, Ihr wißt, wie er so ausschauen konnte mit seinem einen Auge, so recht ingrimmig,

als sucht' er was auf dem Grunde. Mit ihm waren der Johann von Schwaben und der von Balm und der von Eschenbach. Der Strom trieb das Schiff herüber, von den vieren sprach Euch keiner ein Wort. Weiß nicht, lag was in der Luft? Unheimlich war's, wie der Kahn so leise herüberschwamm und wißt Ihr, wie ich so die Männer drin sah, mit den heißen Augen, kam es mir vor, recht wie eine große Totenlade. Drauf stieß nun der Kahn ans Land. Zog der Kaiser das Pferd heraus, saß auf so recht strack und steif, trabte voraus ein paar Schritt. Hinter ihm kamen die drei, und wie sie in die Bügel steigen, so hebt der Johann den Finger auf und es nicken die andren, dachten wohl, nun ist es Zeit, sieht hier niemand; mich hatten die Herrn wohl gar nicht gesehen; sah's dann nicht noch einer? Hihi. Drauf ging's nun hopp hopp hinter dem Kaiser her und wie sie an ihm sind, so hat der Johann das blanke Schwert in der Hand und ruck! stößt er's dem Kaiser in den Leib, und von rechts der von Eschenbach und von hinten der von Balm, und heraus rissen sie ihre Schwerter und waren rot, rot bis zum Heft. Und nun niedergeduckt auf ihrer Gäule Hals und fort ging's, als wäre der Böse auf ihren Hacken, der rechts, der links, der gradaus. Des Kaisers Pferd aber stieg kerzengerad und warf ihn rücklings hinunter und wie ich nahebei war, lief ich hinzu, dacht', er wird's mir nicht mehr ungnädig aufnehmen; saß bei ihm nieder, nahm seinen Kopf in meinen Schoß, macht' ein Kreuz über ihn. Und er zuckte dann noch einmal, riß die Augen weit auf, sah mich gräßlich an und war tot. Ja, seht mich nur an, Meister, in meinem Schoß ist der Kaiser von Deutschland gestorben. Seht Ihr die Flecken hier? Das ist sein Blut, des Kaisers Blut. Kaiserblut auf meiner Schürze, hihi, auf meiner Schürze Kaiserblut, hihi."

Im Januar 1867 hatte man in Berlin viel von einem neuen Drama gesprochen, das am Schauspielhaus aufgeführt wurde, der mit dem Schillerpreis gekrönten Römertragödie „Brutus und Collatinus" von Albert Lindner. Auch Louis von Wildenbruch hatte sich, allerdings nur nach Hörensagen, dafür interessiert und dem damals noch in Burg die Sprache und Geschichte der Römer traktierenden Sohne von diesem anscheinenden Erfolge eines mit den Interessen der Gegenwart sich nicht berührenden Kunstwerks mit einer gewissen Genugtuung berichtet. Ob er ahnte,

welchen gefährlichen Funken er damit in dessen Seele warf? Jedenfalls hat dieser bald danach das Stück selbst gelesen oder aufführen sehn und von dem braven, tüchtigen, in einzelnen Szenen wirklich von echtem dramatischen Pulsschlag beseelten Werk einen starken Eindruck empfangen. Römerdramen lagen damals in der Luft, wie nicht lange vorher die Hohenstaufendramen an der Tagesordnung gewesen waren. Und wie an diesen seinerzeit Raumers „Geschichte der Hohenstaufen" nicht unschuldig gewesen, so konnten jene wohl wenigstens zum Teil auf Mommsens „Römische Geschichte" zurückgeführt werden, die ja damals gerade in den Herzen der Zeitgenossen zu zünden und ihnen eine ganz neue Vorstellung von römischem Wesen zu erschließen begann. Freytag schrieb seine „Fabier", Geibel seine „Sophonisbe". Der Schüler Fricks, der so überzeugungsvoll römischer Tapferkeit und Mannhaftigkeit in seinem Abiturientenaufsatz das Lob gesungen, war auch ein eifriger und begeisterter Schüler Mommsens geworden, im Winter 1868/69 hatte er die „Geschichte der römischen Kaiserzeit" gehört, im Sommer 1869 die „Römische Geschichte". An die ersterwähnte Vorlesung knüpfte sich auch ein kleines Erlebnis besonderer Art an. Unter den nachgelassenen Papieren Wolf Yorcks findet sich auf einem zerknitterten Folioblatt von Ernst von Wildenbruchs Hand in flüchtigen Bleistiftzügen gekritzelt folgendes Briefchen:

„Liebster Freund

mein Plan ist unternommen und mit vollem Glück durchgeführt worden. Mommsen hat die Verse erhalten und gelesen.

Diese selber lauten:

Glücklicher Mann, der Italien sucht, die Stätte der Edlen,
Jeglichem schätzegefüllt, niemandem reicher als dir!
Glückliches Land, dem sich nahet der Mann, der die Zeit deiner Größe
Ferne lauschendem Volk würdig kündet und groß!
Beide nenn' ich beglückt, ich nenn' es schönste Vollendung,
Wenn in dem herrlichen Land wandelt der treffliche Mann.

Das Nähere über den Verlauf der Sache melde ich Dir morgen, bis jetzt bin ich nur in fürchterlicher Erregung, wie er die Verse aufgenommen haben mag. Kannst Du ihn gar nicht mehr bis Montag zu Gesicht bekommen?

Auf Wiedersehen

Dein E. v. Wildenbruch."

Auf der Rückseite stehen von Wolf Yorcks Hand reinlich abgeschrieben die Verse noch einmal und darunter die Notiz: „Disticha des Dicken zur Verherrlichung Mommsens nach Schluß der Vorlesung ‚Die Geschichte der römischen Kaiser‘ und kurz vor M.s Abreise nach Italien, Berlin am 4. März 1869.“

In den folgenden Sommermonaten aber schrieb der Mommsenschüler sein Römerdrama „Spartacus“. Von ihm berichtet ein Brief am 3. August an den auf Besuch bei ostpreußischen Verwandten weilenden Freund, der auch sonst mancherlei Einblicke in die Vorgänge des inneren und äußeren Lebens jener Tage gewährt:

„Teurer, verschollener, grabesstiller Freund! Wo weilst Du? wie lebst Du? lebst Du überhaupt noch? wer kann es wissen? Denn ob Olfers von solchem Ereignisse, wie das Deines Abstiegs in den Orkus wäre, Nachricht geben, oder ob sie es, um mit H. Grimm zu reden, beschweigen würden, wer will das entscheiden? Wir leben hier in grausamer Ungewißheit; denke doch nur, wieweit ist's denn noch von Euch bis zum Nordpol? ein Katzensprung! Wer sagt uns, daß Du nicht schon längst erfroren bist? Denn sicherlich, Ärmster, ist Deine Tinte doch schon lange eingefroren? oder vielleicht schon gar die Finger, so daß Dir das Schreiben zur Unmöglichkeit ward? Und falls Du doch noch lebst, wie lebst Du? Hast Du schon einige Eisbären geschossen? Geht Ihr von Zeit zu Zeit auf den Robbenfang, oder haltet Ihr Euch lieber an die Seehunde? Macht Ihr auch brav Schlittenpartien mit Renntieren? Bei uns hingegen herrscht freundliche, mit Staub angenehm untermischte Hitze, und während Euch ewiges Eis umlagert, ist das Eis allhier gerade das Gegenteil vom ewigen, nur allzu flüchtig und vergänglich, daß es kaum angebissen schon verschwindet, abgesehen von fünf Silbergroschen, die's nebenbei verschlingt. Was macht der schreckliche Ernst mit seiner Braut? soll ich Grimm auffordern, ein neues Gedicht auf ‚die Braut des schrecklichen Harren‘ als Verlobungskarmen zu senden? Du siehst aus dieser Flut von Fragen, wie wir hier nach Nachricht schmachten, und mit passender Ortsveränderung singe ich: ‚Ach, um deine kalten Schwingen Nord, wie sehr ich dich beneide, denn du kannst ihm Kunde bringen, was ich durch sein Schweigen leide.‘ Max ist angelangt . . . am Montage war ich bei ihm und entledigte mich meines Schatzes. Dabei,

o Teurer, muß ich mich anklagen, in betreff Deiner und Deiner Mutter Steuer: Am dreißigsten Juli ging ich auf das Cölner Rathaus und erfuhr, daß es schon zu spät sei, der Monat sei bereits geschlossen ... Zürne meiner Nachlässigkeit nicht, die mich nicht früher hingehen ließ, aber Freund, wer denkt denn auch, daß der Berliner Magistratsmonat zwei Tage weniger hat als der jedes andren ehrlichen Christenmenschen? Freilich, wirst Du sagen, vom Berliner Magistrat muß man sich auf alles gefaßt machen, und hierauf weiß ich nichts zu erwidern, als was jener Mime bei Woltersdorf sagte: ‚O Magistrat!‘ Bist Du über Danzig gereist? Hast Du den verrückten Hoffmann gelesen? Im Geiste sah ich Dich, wie Du das Buch weglegtest und mit finstrem Lächeln dem Artushofe sein Todesurteil sprachst. Neulich geriet ich beim Besuche Deiner Wohnung wieder einmal auf den Maler Müller, und zwar auf die ‚Niobe‘, die ich nicht kannte. Ich setzte mich, fing an zu lesen und verschlang binnen kurzem das Buch, aber erschrick nicht, Teurer, nur mit Augen und Geist, nicht mit Maul und Zähnen, denn was würdest Du sagen, wenn ich Dir Deine Bibliothek auffräße? Welch ein genialer Mensch ist dieser Müller! Hast Du die ‚Niobe‘ gelesen? eine grandios gedachte durch und durch geniale Dichtung. Darauf nahm ich mir von demselben ‚Cham und die Fatime‘ mit. Er hat diese ‚altpersische Novelle‘ 1825 geschrieben und freilich ist dieses schon der alte Müller, nicht mehr der von der ‚Niobe‘. Große Ähnlichkeit in Vorstellung und Auffassung mit Wieland ... Von hier ist wenig oder nichts zu sagen: Die Kollegien verlaufen sich nach und nach im Sande, morgen schließt auch Mommsen den weisen Mund und dann bleibt nur noch der biedre Trendelenburg, der mit Syllogismen und Beweisen fortfährt, bis das ganze Auditorium unter den Bänken schnarcht. Sonst wächst mir mein Sohn Spartacus langsam aber sicher (sicher? hierbei sehe ich Dich bedenklich den Kopf schütteln) unter den Händen empor. Gestern Abend machte ich eine Exkursion nach Charlottenburg, wo ich im Theater das ‚Geheimnis der alten Mamsell‘ sah. Aus dem hübschen Roman ist ein schlechtes Stück geworden, aber einzelne Schauspieler waren nicht schlecht. Die Mutter, welche zu Anfang stirbt, machte ihre Sache so gut, daß mir nolens volens das Wasser in die Augen kam und sicher eine Träne in den Bart gelaufen wäre, wenn ein solcher dagewesen

wäre ... Unser Heil liegt in den kleinen Bühnen, an denen die Schauspieler für ihr eigenes Brot spielen müssen ...

Häufig gehe ich zu Wißmanns, die liebenswürdig und freundlich sind. Sie werden Dir gegenüber noch einmal Jeremiaden anstellen, denn nun ist der Damm losgebrochen und Stoß auf Stoß bekommen sie jetzt etwas zu hören, sei es, was es sei; neulich habe ich ihnen das Lustspiel vorgelesen, dann den Parsen, kurz das Unheil ist in vollem Gange. Sonntags treffen wir uns noch pünktlich bei Wagner ..."

Das Lustspiel, von dem hier die Rede, war ein Dreiakter „Die Widmungen", das vom 14. bis 27. März (nach einer handschriftlichen Notiz Wolf Yorcks auf dem Titel) geschrieben war. Es liegt in nicht weniger als sechs Fassungen vor, ist aber auch in der letzten kein Meisterstück geworden. Über die Lustspielpläne dieser Zeit wird noch im Zusammenhang mit späteren Arbeiten auf diesem Gebiet ein Wort zu sagen sein, besonders deshalb, weil hier von einer Entwicklung kaum gesprochen werden kann. Das gleiche gilt vom „Spartacus", der, abgesehen von zwei kleinen Bruchstücken, nur in einer Umarbeitung aus dem Jahre 1873 erhalten ist, also besser mit den Dramen der Frankfurter Zeit gewürdigt wird. Seine Vollendung meldet ein in zwei Abteilungen (5. und 8. September) geschriebener, von Klein-Oels nach Berlin gerichteter Brief, der zum Geburtstag Wolf Yorcks am 6. September bestimmt war:

„Daß ich Dich nicht mehr hier antraf, tut mir doppelt leid. Du mußt nämlich wissen, Teuerster, daß der Knabe Spartacus ausgewachsen ist und nun das Alter erster Reife erlangt hat. Was soll ich nun mit ihm anfangen? Er liegt in meinem Koffer, und vorlesen mag ich ihn hier nicht; ich weiß nicht, aber mir dünkt, das Interesse fehlt hier für meine, überhaupt wohl für derartige Produkte. Mein Gedanke, in dem ich mich freilich etwas sanguinisch gewiegt hatte, war der, es Dir zu Deinem Geburtstage hier vorzulesen. Das ist nun nicht möglich gewesen, darum mußt Du nun nicht lachen, wenn ich Dir nachträglich ein überflüssiges Geburtstagsgeschenk anbiete. Ich schenke Dir also meinen Spartacus, lieber Wolf; lache drüber, denn er gehört Dir ja auch ohne diese feierliche Schenkung; nimm ihn aber, denn ich weiß sonst niemanden, dem ich diesen verlassenen Sohn an das Herz legen dürfte; und er mag denn



Graf Wolf Yorck
von Wartenburg (1870)

bei Dir ein Unterkommen finden, wie die übrigen seiner Geschwister. Wenn ich nach Berlin komme, lese ich ihn Dir vor."

Schon am Eingang der ersten Hälfte des Briefes, der richtig zum Geburtstag in die Hände des Freundes gelangte, hatte er über ihre Freundschaft geschrieben: „Manches Jahr, so hoffe ich, soll noch an uns vorüberwandeln und unsere Freundschaft fröhlich blühen sehen, wie am ersten Tage und jedes dieser Jahre soll auch den 6. September als einen schönen und vergnügten Tag aufstehen lassen ... In unserem Zusammenleben, fürchte ich, habe ich Dich manchmal durch finstre, böse Stunden, durch düstre, erregte Stimmung belästigt und gequält. Habe Nachsicht und Geduld, lieber Freund, und glaube mir, niemand leidet dann schwerer durch mich, als ich selbst, und der Gedanke ist mir der schwerste, daß ich meinem Freunde meinen Umgang verleiden möchte. Ich denke, diese finstren Gewalten, die manchmal in mir umherwirtschaften und über die ich nur allzuoft noch nicht Herr werden kann, werden nicht immer die gleiche Macht über mich behalten; und wenn es etwas gibt, was sie zu bändigen förderlich ist, so ist es Dein Umgang, Liebster, und der Umgang mit andren guten Menschen, in den Du mich freundlich hineinführst."

Die Antwort Wolf Yorcks darauf ergänzt willkommen und wohltuend die Züge des Bildes des stillen, vornehmen, klugen Menschen, das schon aus den vorangehenden Reflexen seines Wesens in den an ihn gerichteten Briefen aufleuchtete: „Es ist zwar schon sehr spät," schreibt er am 14. Oktober „und ich bin müde, aber ich sehe voraus, daß wenn ich heute nicht an Dich schreibe, es wahrscheinlich in der kurzen Zeit, welche bis zu Deiner Rückkehr hierher noch verlaufen wird, gar nicht dazu kommen wird. So soll Dir dies Zettelchen vor Toresschluß oder richtiger Eröffnung des Tores Deiner Wohnung ein Zeichen meiner Dankbarkeit für Deine freundschaftliche, treue Gesinnung sein, wenn es Dir auch übrigens nichts zu bringen vermag. Ja, liebster Freund, Du wirst sehr von mir vermißt. Da kommt man wöchentlich dreimal vom Kammergericht die Charlottenstraße nach dem Schweren Wagner zu herabgewandelt und schaut herauf zu den Fenstern, aus denen sonst der treue Andreas auf das bekannte Zeichen herabzublicken pflegt. Man schaut herauf und wandelt lautlos seines Weges weiter, setzt sich lautlos

nieder und trinkt sein treffliches Bier. Ist das menschenwürdig, sein Bier allein zu trinken? Und wo bleibt das Gespräch über die gute alte und die schlechte neuere Literatur; wo die Anregung, dies oder das zu lesen oder der Reiz, Gelesenes zu empfehlen und Ansichten darüber auszutauschen. Das alles ist in der Gegenwart mir versagt, aber es war in der Vergangenheit und wird sein in der Zukunft. Für Dein Geschenk, lieber Dicker, danke ich Dir herzlich und bin erwartungsvoll, wie Du mich kennst. Verarge es mir nicht, wenn ich nicht eher gedankt habe. Ich sitze in Arbeit bis über die Ohren und es gibt Menschen, bei denen ich das feste und sehr beruhigende Bewußtsein habe, daß ich Mißverständnis nicht zu fürchten habe. Dazu gehörst Du... Von äußeren Erlebnissen ist nicht viel mitzuteilen ... Sonst ist man, Gott sei Dank, des Abends noch ziemlich regelmäßig zu Hause bei dem von Tage zu Tage früher aufgehenden Lämpchen — denn das sind die Sterne für uns arme Stubenhocker, schlechte für die Mehrzahl und nur für wenige Auserwählte Sterne des Himmels und erleuchtend. Mich kann ich unter die letzteren leider nicht rechnen. Aber ich denke die Tage, wo für die Poesie auch wieder Zeit vorhanden sein wird, werden auch mir wieder aufgehen. Der heutige ist aber lange schon niedergegangen, und ich will seinem Beispiele folgen und schlafen gehen. Grüße von mir das ganze Haus und bewahre mir die alte Freundschaft.

Unwandelbar Dein W. Y."

In diesem Sommer waren noch andere Garben gereift als der „Spartacus". In dem eben erwähnten Brief dankt Wolf Yorck auch für „Reisemitteilungen" und fügt hinzu: „Während ich Deine Schilderung las, empfand ich lebhaftes Bedauern, nicht an Deiner Stelle oder besser noch in Deiner Begleitung gewesen zu sein."

Soviel er in seinen Kinderjahren von der Welt gesehen, so reiche und so tiefe, nachhaltige Eindrücke er vom Land der Griechen und vom Orient in sich aufgenommen hatte, von seinem eigentlichen Vaterland kannte Wildenbruch bis dahin außer dem märkischen Boden, einigen Strichen Schlesiens, die er von Klein-Öls aus aufgesucht hatte, und der Sächsischen Schweiz nichts; wenn man nicht die auf dem Kriegspfad von Sachsen, Böhmen und Mähren empfangenen Eindrücke noch hinzunehmen will. Erst in diesem Sommer 1869 hatte er auf einer allein

unternommenen Ferienreise ins Herz Deutschlands mit eigenen Sinnen etwas von deutschem Wesen erfahren und in sich aufgenommen, was mit einem Schlage sein inneres Verhältnis zur Heimat und zu ihrer Vergangenheit von Grund aus neugestalten sollte. Am 12. August war er über Burg und Magdeburg zunächst nach Leipzig gefahren, hatte auf Goethes Spuren wandelnd in der „Goetheweinstube“ und in „Auerbachs Keller“ gesessen und angesichts des Höllenzwanges und des historischen Fasses andächtig sein Glas geleert. Am 14. August betrat er zum erstenmal in seinem Leben die Stadt, in der ihm nachmals das eigene Haus und die letzte Ruhestätte bereitet sein sollte: Weimar.

„Es war mir seltsam zumute, als ich in die stillen Straßen der kleinen Stadt einfuhr und kaum im Gasthofe abgestiegen, begann ich eine Durchstreifung der Stadt. Das erste Haus, an dem ich vorbeikam, war das Wielands, gleich dahinter erhoben sich die Statuen Goethe-Schillers und von da führten mich wenige Schritte vor Schillers Haus und in dasselbe hinauf. Das kleine Arbeits- und Sterbezimmer, ganz in Grün tapeziert, war geöffnet, und so stand ich in dem Raum, aus dem Wallenstein herausgeschritten war, sah vor mir den alten unbequemen Sessel des Dichters und sah aus jedem Stück der dürftigen Einrichtung den hartgewöhnten, irdischer Behaglichkeit wenig nachfragenden Schiller. Goethes Wohnhaus ist nicht sichtbar von innen, und so pilgerte ich nun weiter durch die Stadt, sah Herders, Wielands Standbilder und hatte ein seltsames Gefühl, wenn ich die großen Statuen sich auf den schweigenden, einsamen Plätzen erheben sah. Weimar, wie es in unserer Vorstellung lebt, ist eben nichts als die Personifizierung jener Männer, und mit deren Tode ist es das wieder geworden, was es von Natur ist, ein kleines Städtchen, das einem erscheint, wie der große stille Friedhof jener Männer, gleichsam noch immer in sprachlosem Staunen den Geistern nachblickend, die es einst durchrauschten. Wunderschön ist der Park, rührend in seiner Bescheidenheit das Goethesche Gartenhaus, in welches ich am Sonntag hineingelangte . . .“

Im Museum hatte er in freudigem Staunen vor den Prellerschen Odysseebildern gestanden, aus denen ihm ein Strom von Poesie entgegenrauschte. Aber den tiefsten Eindruck hatte ihm doch Asmus Carstens gemacht. „Von Bild zu Bild gehend wuchs mir das Herz bei jedem

immer mehr, daß ich mich schwer vom Anschauen losriß; ich hatte die entschiedene Empfindung, daß wenn ich statt zu dichten malte, ich nur in dieser Weise malen könnte. Mir war's, als sähe ich Stücke meiner eigenen Seele vor mir, wenn ich auf die Bilder sah." Vor allem der „Megapentheus" und die „Kentaurenschlacht" hatten es ihm angetan, und schwach und manieriert erschienen ihm dagegen die Genellis im selben Saal. Wohl aber ward ihm bei Schwinds „Märchen von den sieben Raben". Von Weimar ging's über Rudolstadt, durch das Schwarzatal, über Paulinzelle nach Ilmenau. Nach dem Essen im „goldenen Löwen", „demselben Gasthof, in dem Goethe seinen letzten Geburtstag gefeiert hat", auf den Kickelhahn. „Die Sonne war dem Sinken nahe als ich am anderen Abhange des Berges ein Bretterhäuschen entdeckte, bei dessen Anblick mir das Herz schlug. Ich ging hinein, ein paar Stufen hinauf, bis in einen schmucklosen, leeren Raum, an dessen einer Wand, umrahmt und mit Glas bedeckt, mit Bleistift an die Wand jene Verse geschrieben stehen. Ein Fenster ging aus dem Gemach hinaus und ließ den Blick über die grünen, waldbekrönten Berge Thüringens schweifen, ließ die Augen denselben Weg durchmessen, den auch die Augen des Mannes durchmessen haben mögen, vor sie den Händen diese wunderbaren Verse diktierten."

Auf der Fußwanderung des folgenden Tages führt ihn abends der Weg durch das Tal am Falkenstein. „Am Fuß des Falkenstein selbst liegt ein stiller, klarer Forellenteich; und wie dieser kleine See so dalag, rings umschlossen von tannenbesetzten Bergen, zur Seite überragt von dem gewaltigen Felsen, erschien er mir wie ein tiefes deutsches Auge, schlicht und still, übertürmt von der gedankenschweren Stirn, von wenigen nur angeschaut, von noch wenigeren begriffen, weil man es suchen muß, wenn es zu einem reden soll... Es ist ein köstliches Land das Thüringen, dieses Herz Deutschlands, bewohnt von schönen, guten Menschen." Zwei Tage darauf steht er auf der Wartburg im Sängersaal. „Es ward mir ... heilig zumute, als ich den Fuß dahin setzte, wo Wolfram von Eschenbach und Walter von der Vogelweide gestanden haben."

Und dann fuhr er ins Land der Franken, nach Bamberg, „diese Stadt, die wie eine große Kirche ist". „Dicht am alten Dome steht ein altes Haus, das alte Schloß der Babenberger; als ich vorüberging, hörte

ich's aus einem Fenster rufen: ‚Die Memme flieht' und wußte nun, was in diesem Hause vor sich gegangen war."

In der Nachmittagsstunde des folgenden Tages steht er auf der Burg in Nürnberg und läßt den Blick über die Dächer der Stadt schweifen, aus deren Gassen ihm wie aus der Tiefe eines Brunnens ein Bild deutscher Vergangenheit entgegensteigt, das seine Seele mit Entzücken und Grauen zugleich erfüllt. Das Dürerhaus und das Dürergrab auf dem Johannisfriedhof werden besucht, in St. Sebaldus und in St. Lorenz sprechen Adam Krafft und Peter Vischer zu ihm von deutscher Art und Kunst, wie er es noch nie vernommen. Am tiefsten ergreift ihn aber doch wohl Krafft. „Am Chor der Sebalduskirche außen ist in Stein gehauen eine Grablegung, man sagt von Krafft, das ist mit das Ergreifendste und Schönste, was ich in Nürnberg gesehn habe; eine der Frauen beugt den Kopf weit zurück und küßt den Heiland. Die Inbrunst, die in dieser einen Bewegung liegt . . . läßt sich nicht beschreiben; so küßt man einen Toten, das ist ein letzter Kuß, dem keiner mehr folgen soll." Aber merkwürdig genug empfindet er gerade hier stärker als irgendwo, daß das alles Vergangenheit ist, daß die Gegenwart ihn und seine Zeitgenossen aus anderen Augen ansieht, und daß auch die Sprache der Kunst eine andere geworden ist: „Nürnberg hat mir einen wundersamen Eindruck gemacht, teilweise gewaltig und erhebend, teilweise bedrückend und düster, in jeder Beziehung aber im Schönen wie im Finstren zeigend, daß jene Menschen, deren Werke wir heute anstaunen, anders fühlten und dachten und andere Menschen waren als wir."

Trotzdem war diese Offenbarung deutscher Vergangenheit nicht nur der stärkste Eindruck, sondern auch der bleibende Besitz von dieser ersten Entdeckungsreise; weder die Kunstsammlungen noch die Theater von München, geschweige denn die Walhalla von Regensburg konnten das in Thüringen und Franken Erlebte aufwiegen.

Wie anders er von Stund' an innerlich den Gestalten und den Kulturproblemen der deutschen Geschichte gegenüberstand, das ist schon aus dem Fragment gebliebenen Drama zu spüren, das wohl im Winter 1869/70, vielleicht auch erst im Frühsommer 1870 geschrieben, als erste Frucht seiner Reise gelten kann. An sie unmittelbar gemahnt der „heilige

Sebaldus und Laurentius“, bei denen der Bürgermeister von Weinsberg sich verschwört und ein Wort Heinrichs des Stolzen: „Ich phantasiere, glaub'! Der Gedanke wühlt mir im Blute wie ein fränk'scher Wein.“

Es ist ein Staufen- und Welfendrama, in dem, wie es scheint, den Weibern von Weinsberg mit ihren schwachen und hasenfüßigen Männern für eine Nebenhandlung ein sehr breiter Spielraum zugedacht war. Aus dem nur bis mitten in die zweite Szene des zweiten Aktes gediehenen Fragment ist nicht recht zu ersehen, in welcher Richtung sich die Haupthandlung entwickeln, auf welchen Zielpunkt sie zulaufen sollte. Zwei parallel aufgebaute Gruppen: Heinrich der Stolze und sein Sohn Heinrich der Löwe hier, Kaiser Konrad und sein Neffe Friedrich — der nachmalige Barbarossa — dort. Aber die Staufen von vornherein in sehr viel ungünstigerer Stellung, beide nicht lebendig geworden; ihr Gespräch — Anfang des zweiten Aktes — sich hinschleppend in historischen Orientierungen. An der angeborenen Schwäche dieses Gegenspiels ist vermutlich auch der Plan vorzeitig abgestorben. Während das Spiel der Welfen gleich im ersten Akt in einem exponierenden, dramatisch bewegten Gespräch zwischen den beiden Heinrichen und dem Kanzler Wesenberg lebendig und vielversprechend einsetzt. Vor allem Heinrich der Stolze erweckt Erwartungen. So wenn er gleich im Eingang auf die Kunde von der auf Konrad gefallenen Kaiserwahl den Kanzler erinnert:

Ich denk', Ihr wißt es:
Als in Tirol Lothar plötzlich verschied,
War ich allein dem Sterbenden zur Seite.
In jener Nacht nun, als der Tod bereits
Das Leben aus dem altgewohnten Reich
Des Leibes zu verdrängen anhob, und
Schon übermächtig ward, reckt' er die Hand,
Die schon den kalten Führer spürend, zitterte
Und schob das Kissen, drauf die Krone lag
Samt all den andren Reichskleinodien
In meine Arme, daß ich niederkniend
An meinem Busen barg die heil'ge Last.
In jener Nacht tat ich mir einen Eid,
Die Krone Deutschlands also festzuhalten,
Daß sie mir nicht zur Erde fallen sollte! —

Kein Ohr vernahm den Eid; mein Herz allein
Hört' ihn und schlang ihn ein mit solcher Gier,
Daß es noch heut ihn nicht entlassen will! —

Auch das spätere Wort, als Erwiderung auf des Kanzlers Warnung vor dem Kampf:

(Ihr wägt ihn, fürcht' ich, ohne seine Krone,
Der Name Krone doppelt jede Macht.)

„Ich wäge seine Krone allzusehr!
Der Reif auf seinem Haupte drückt mich wund!"

ist dramatisch suggestiv. Ebenso stecken in dem jungen Heinrich dem Löwen gute Ansätze zu dramatischer Charakteristik. Zwischen die beiden auf eine tragische oder jedenfalls heroische Aktion hin arbeitenden Gruppen der Welfen und der Staufen schieben sich nun aber, wie schon erwähnt, etwas unökonomisch breit ausgesponnene, in Weinsberg spielende Szenen, in denen Bürgermeister und Rat auf der einen, die Frauen der Stadtgewaltigen auf der anderen Seite über die Pflichten gegen den Kaiser und den Lehnsherrn, Heinrich, sich in die Haare geraten in humoristisch gefärbten munteren Dialogen, die in Satzbau, Wortwahl und Rhythmus verraten, daß der Verfasser seit dem „Rudolf von der Wart" bei Heinrich von Kleists „Käthchen" und „Zerbrochenem Krug" in die Schule gegangen ist. Die konstruktive Arbeit erscheint noch ziemlich unbeholfen, es ist vor allem nicht ersichtlich, wie aus dem Kampf um die Kaiserkrone und den komischen Triumphen der wackeren Weinsberger Weiblein über ihre trottelhaften Gatten ein einheitliches Drama werden sollte. Aber man spürt doch, wie langsam der Gestalter in den heroischen Küraß hineinwächst und wie die historischen Gestalten aus der deutschen Vergangenheit sich ihm zu Wesen von Fleisch und Blut verdichten.

Unter glücklichen Auspizien begann das Jahr 1870; der „Kampf mit den Korreal- und Solidarobligationen und anderen Subtilitäten des römischen Rechtes" näherte sich seinem Ende. Das Sommersemester sollte das letzte sein, und zum Herbst durfte er darauf rechnen, auch die Nöte des Referendarexamens hinter sich zu haben und vor sich, wenn auch keine ungebundene Freiheit, so doch eine, die ihm für seine eigensten Pläne vorläufig einen Spielraum ließ, wie er ihm noch nie beschieden

gewesen. Und in alle die etwaigen Beklemmungen der bevorstehenden Prüfung schon jetzt nicht nur das Morgenrot dieser Freiheit, sondern auch das starke freudige Bewußtsein des inneren Wachsens hineinleuchtend. An seiner Seite den besten, jeden seiner Schritte mit feinfühligstem Verständnis begleitenden Freund. Ringsum aufhellender Horizont. — — —

„Doch wenn die Freude schwebt und die Flöte schallt,
Dann — sagt die Parze — kommt der Jammer bald."

Mitten in die Vorbereitungen zum Examen schlug die Nachricht von der spanischen Thronkandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern.

Ein leises kleines Wölkchen, groß wie eines Mannes Hand zuerst, plötzlich wachsend, riesengroß, schwarz, verderbendräuend, den ganzen Himmel bedeckend. Der Krieg.

Die junge Generation damals kannte ihn, kannte ihn in seiner Schrecklichkeit, kannte ihn in seiner Schönheit. Noch waren die Trauerkleider der Witwen und Waisen kaum abgestreift um die Toten auf den böhmischen Schlachtfeldern, noch waren die Degen kaum wieder heimisch und fest geworden in der Scheide, und schon war er wieder da mit hungrigen Augen nach neuer Beute spähend, die Schwerter wurden wieder blank, und in den Winkeln der Gemächer rauschte es wieder wie von dunklen Florbändern. Aber das, was damals jung und lebendig war, das sah nur das Blitzen der Waffe im Sonnenschein, das hörte nur den lawinenartig donnernden Ruf, der die Luft erfüllte, den Schrei der Erlösung eines ganzen Volkes von jahrhundertelanger Not, eines Volkes, das über Nacht wie einen bösen Traum alles vergessen und von sich abgestreift hatte, was Jahrhunderte voll Kleinmut, Hadersucht, Parteizwist an Schranken aufgerichtet hatten, und das über Nacht ein seltsames Lied gelernt hatte — keiner wußte damals, woher das Wort und die Melodie kamen — „zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein, wer will des Stromes Hüter sein".

Den Alten, die dieser Tage, dieser Julitage 1870 gedenken, zuckt es noch heute wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder, wenn die Melodie, die damals auf aller Lippen war, anklingt. Mit dem Klang

ist alles wieder da, diese regenschweren Julitage, die ernsten Gesichter und die große feierliche Freudigkeit.

Auf einem Foliobogen, auf dem der Rechtskandidat Ernst von Wildenbruch am 21. Juli an Eidesstatt versichert, daß er die — für das Notexamen — gestellten Fragen selbständig und ohne weitere Hilfe beantwortet habe, findet sich, neben Benachrichtigungen von der Hand des Vaters und der Schwester, von Wolf Yorcks Hand mit Bleistift geschrieben:

„Lieber Dicker!

Um zwei Uhr findest Du mich zu Hause beim Essen. Wir müssen die Augenblicke wahrnehmen uns zu sehen. Nach allem, was ich höre, ist meines Bleibens hier nicht mehr lange. W. Y.“

Seit dem 18. Juli trug auch Ernst von Wildenbruch wieder des Königs Rock. Aber während er dem Ersatzbataillon des 2. Garderegiments zugeteilt wurde, rückte Wolf Yorck mit dem 4. Garderegiment am 30. Juli ins Feld. Am 4. August meldete ein Brief dem Berliner Freunde noch von deutschem Boden sein Wohlergehen; er schloß mit den Worten „nec cupias, nec metuas ist des Krieges treffendster Wahrspruch. Alles wird anders als man es denkt. Nur ein treues Herz besteht auch in dieser wechselvollen Zeit.“ Am 15. August, „am Napoleonstage“, tritt als Antwort ein langer Brief die Reise ins Ungewisse an: „Wo steht Ihr? Was macht Ihr? Wie geht es Euch? Findest Du Zeit und eine Trommel, so laß mich ein Lebenszeichen von Dir haben!“ Eine lebensprühende Schilderung des Siegesjubels in Berlin am Abend der Schlacht von Wörth — „vor dem Palais des Königs kolossale Menschenmassen! Hurra auf Hurra und Liedergesang, genau wie an jenem unvergeßlichen Juliabend“. — Ein Gedicht „An Preußens Adler“ ist beigefügt. „Gib mir Nachrichten, wenn Du kannst, denn Du erfreust mich damit innig. In innigster treuer Liebe Dein Ernst von Wildenbruch.“

„Wenn Du kannst!“ Auf dem Kuvert steht von fremder Hand: „Verwundet im Lazarett. Wo? unbekannt.“ Am 18. August, dem großen Ehren- und Bluttage der preußischen Garde, ward er tödlich verwundet, durch einen Schuß in die Brust. Am 25. August jagt wieder ein Brief aus Berlin nach Westen. Inzwischen ist die Kunde dorthin gedrungen: „Lieber Wolf, werde mir wieder gesund; Du mußt auch gesund werden,

denn ich kann mich nicht denken ohne Dich! Wir schweben hier in dumpfem Grausen, denn jeder Laut, der vom Westen herüberkommt, bringt neue fürchterliche Jammerbotschaft. Auch Emin ist verwundet! ... Gott behüte Dich für alle Zeit. In treuer Liebe Dein E. v. Wildenbruch."

Als diese Zeilen geschrieben wurden, war schon alles vorbei und vom Westen sang der Nachtwind das letzte Lied:

Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nicht!

Am Nachmittag desselben Tages war Wolf York seiner Wunde im Lazarett zu Sainte-Marie erlegen. Am 7. September ward er in Klein-Öls in der Yorckschen Familiengruft beigesetzt. —

Ihn zu suchen ging ich in seinem Gemache,
Ihr alten Wände, saht ihr ihn nicht?
Ihr alten Bücher im alten Fache
Ihr lieben Gesellen, saht ihr ihn nicht?

An die Stelle trat ich, wo oft er gesessen,
Er war nicht mehr dort, seine Stätte war leer,
Die alten Stunden, die halb schon vergessen,
Auf schwarzen Flügeln rauschten sie her.

Ihr alten Stunden versinket, versinket,
Ihr umklammert mein Herz, ich ertrag' euch nicht,
Auf die Schwelle tritt er, es winket mir, winket
Das liebe geliebte, vertraute Gesicht.

„Halte es nicht für Spott," hatte Ernst von Wildenbruch in jenem Brief vom 25. August an den auf den Tod verwundeten Freund geschrieben, „daß ich Dir Deine Schmerzen beneide; denn so fürs Vaterland darniederzuliegen ist das Höchste, was der Mensch erreichen kann. Welch eine Empfindung, Teurer, wenn Du einst sprechen kannst, mit meinem Blute habe ich den Grundstein kitten geholfen, auf dem sich Deutschlands Ehren erheben. Mit welcher Ehrfurcht werden Dir die Menschen entgegenkommen, wenn sie hören, daß Du Dich nun dreimal fürs Vaterland eben diesen Schmerzen preisgegeben hast."

Ihm selbst sollte dies Höchste auch damals nicht beschieden sein. Während seine Brüder, seine Freunde draußen im Feld standen, in

blutigen Schlachten und glänzenden Siegen Wunden fürs Vaterland und Ehrenzeichen der Tapferkeit davontrugen, übte er im Kompagniedienst seine alten „Exerzier- und Tiraillierkunststücke“, bildete die Freiwilligen aus und übte als Rondeoffizier und Wachthabender den Garnisondienst. Und es blieb, wie es am 7. August gewesen war, wo er auf Schloßwache zog, während vom Lustgarten die Viktoriaschüsse für Wörth herüberdonnerten. Im Oktober 1870 zum Premierleutnant befördert, ist er zwar im Dezember noch nach Frankreich gekommen, aber nur als Führer eines Ersatztransportes an das damals in St.-Cyr liegende erste Bataillon, nach dessen Abgabe er sofort nach Berlin zurückkehrte.

Dunkle, schwere Wochen und Monate tiefster, innerer Vereinsamung folgten. In der Frederichschen Weinstube in der Potsdamer Straße, in der sich in den letzten Juliwochen unmittelbar vor dem Ausmarsch die Freunde abends regelmäßig getroffen, war es schnell still geworden nach den ersten Siegen und den ersten Opfern. Was Uniform trug, war mit verschwindenden Ausnahmen im Felde, die Zivilisten wie Herman Grimm und Julian Schmidt, die auch noch zu Wolfs Tafelrunde gehört hatten, kamen selten, und was sonst diesem Kreise das Gepräge und den Ton gegeben, das Gespräch, das über den Alltag hinwegtrug in ernste Betrachtungen über Kunst und Künstler, glitt verstohlen, wie ein Gast, dem das hochzeitliche Kleid fehlt, in diesen von Siegesfanfaren und Totenklagen durchschütterten Tagen in den Winkeln des Gemaches umher, als müsse man sich seiner schämen. Gespräche über Kleist und Otto Ludwig, wie sie noch in den ersten Augusttagen der junge Kammergerichtsreferendarius mit dem gefürchteten Julian Schmidt gepflogen, verstummten mehr und mehr. Die Muse schwieg, Clio war am Werke, und wohl dem, den sie in ihren Dienst gestellt, aber schlimm für den, der zum Zuschauen verurteilt war.

Das neue Deutsche Reich ward in Versailles geboren. Das weckte nach langer Pause wieder den ersten Ton. Aber die achtundzwanzig Vierzeiler, in denen „Deutschlands Jubellied“ nun daherbrauste, konnten in ihrem sich überstürzenden Überschwang der Gefühle fiebernder, zuckender Begeisterung nur eine unklare Vorstellung erwecken von dem, was die großen Begebenheiten in seiner Seele wachgerufen. Ein chaotischer Wirrwarr dröhnender Worte, pathetischer Bilder, wie die zerrissenen

Klänge einer Riesenorgel unter einer der Gewalt der gezogenen Register noch nicht gewachsenen Hand eines Anfängers. Der Atem des Instruments noch nicht gemeistert, weil das Gefühl noch wie ein durch das Jagdhorn aufgejagtes Wild durch die Tongänge irrt.

Ein Augenblicksbild, welcher das innere und äußere Bild seines Wesens in diesen Tagen wiedergibt, ist aufbewahrt. An einem Nachmittage im Februar ist man im Hause der Gräfin Luise von Yorck versammelt, darunter ein Gast aus Weimar, eine jugendliche Gräfin Kalkreuth, die lustig und behaglich vom Weimarer Leben und Treiben plaudert. In einer Sofaecke sitzt neben einem Schwager der Wirtin, dem Grafen Hans Yorck, in grübelndes Sinnen verloren schweigsam ein junger Offizier, der Bruder der Hausfrau, von dem es heißt, daß er dichte. Daß seine düstere Laune zum Teil daher stammt, daß er gerade eine Dichtung hat vorlesen wollen und daß die Schwester aus Rücksicht auf den Gast ihn daran verhindert hat, davon hat die Fremde keine Ahnung. Sie sieht nur, daß er sich ablehnend verhält und bekümmert und verdrossen dreinschaut. „Dann und wann warf er den Kopf zurück und schaute in Gedankenfernen, die ihn weitab von unserer kleinen Tagesunterhaltung führten. Seine Niedergedrücktheit mußte einem leid tun. Wie ein Dichter sah er nicht aus, den hätte ich nie in ihm vermutet“ ... Da kommt das Gespräch auf den Krieg. „Mit einemmal fährt der Schweigsame aus seiner Versunkenheit auf, der stille, unscheinbare Mensch verwandelt sich, seine Züge erhellen und verjüngen sich, die Verstimmung ist verflogen. Das ungelenke Wesen ist verschwunden, Freiheit kommt in die Bewegungen, in die Sprache — er gestikuliert lebhaft — und Bewunderung und Liebe für sein Vaterland strömt von den Lippen, wie ich es nie gehört — als wollte er sie in alle Welt hinausrufen mit seiner erhobenen Stimme, nicht uns vier Personen mitteilen. Staunend hörte ich zu. Das war ja wie der Ausbruch eines Vulkans. So schnell wie diese Szene aufgestiegen, so schnell verschwand sie auch wieder in seiner Verstimmung.“

Der Frühling kam, mit ihm der Friede; die Uniform ward ausgezogen und damit waren des jungen Referendars Tage in Berlin gezählt. Zum Oktober sollte er auf Rat des Präsidenten Friedberg zu seiner juristischen Ausbildung aus dem Bezirk des Kammergerichts in den des Appellationsgerichts zu Frankfurt a. d. O. übersiedeln, an dessen Spitze damals Eduard

Simson stand. Noch einmal setzte in treu väterlicher Fürsorge Louis von Wildenbruch die Feder an und legte in einem ausführlichen langen Schreiben dem künftigen Vorgesetzten seines Sohnes dessen Schicksal ans Herz. Mit freudigem Stolze rühmte er darin den „glänzenden Beweis von Energie und Willenskraft“, den jener bei seiner Umsattelung seinerzeit nicht zum wenigsten dadurch bewiesen habe, daß er „durch seinen Fleiß“ die Absolvierung der Abiturientenprüfung schon nach einer Vorbereitung von nur zehn Monaten ermöglicht habe und versäumte auch nicht, auf den „poetischen, nicht ohne glücklichen Erfolg kultivierten Trieb“ des jungen Mannes hinzuweisen, als Beleg „ein Erzeugnis seiner Muse“ („Die Philologen am Parnaß“) beifügend, „das in verschiedenen literarischen Blättern sehr günstig beurteilt und durch Adel der Diktion von trefflicher Beherrschung der Form zeuge“. „Welcher Zukunft mein Sohn entgegengeht, bin ich zurzeit unfähig zu ermessen und ebensowenig vermag ich zu entscheiden, ob jener poetische Trieb sich als dauernd und fruchtbringend darstellen wird. Jedenfalls hat mein Sohn Beweise praktischer Energie geliefert und wird so, so glaube ich bestimmt, dies klar vor ihm liegende Stück seiner juristischen Laufbahn unbeirrt und pflichttreu verfolgen.“ In seinem Erwiderungsschreiben dankt Simson in verbindlichen Worten für das ihm entgegengebrachte Vertrauen und bemerkt: „Die Andeutungen, die Ew. Exzellenz mir über den bisherigen Lebens- und Bildungsgang des jungen Mannes zu machen die Geneigtheit haben, interessieren mich in hohem Maße. Sie sind auch für die Einrichtung und Leitung seines Vorbereitungsdienstes von großem Wert und sollen in dieser Richtung — zunächst durch die Vermittelung des hiesigen Kreisgerichtsdirektors Freiherrn von Maltzahn — verwertet werden, der, wie ich vertraue, gleich mir eine Abweichung von der üblichen Schablone in ihrer ganzen Bedeutung zu schätzen und zu behandeln wissen wird.“

Unter solchen Auspizien schied Ernst von Wildenbruch von Berlin. Das Studentenstübchen in der Mohrenstraße, erfüllt von Erinnerungen jubelnder Poetenträume, reicher Stunden inneren Wachsens und Reifens, dunkler Nächte des ersten großen, männlichen Leides, versank hinter ihm und ward ein Stück Vergangenheit. Über die Schwelle der neuen Epoche aber begleitete ihn die Erinnnerung an

das Bild der geliebten Führergestalt, die ihm in diesen Jahren das Beste gegeben:

Noch stand er still, der überströmte Blick
Flog zu dem Teuren einmal noch zurück —
Dann wandt' er sich und schritt in sel'ger Ruh
Dem neuen Tag und neuem Leben zu.

5. Frankfurt a. d. O.
1871—1877.

Schicksal, das mich immerzu
Rastlos treibt von Stadt zu Stadt,
Schicksal ach, wann wirst du's satt?
Leben ach, wann schenkst du Ruh'?
Friedenswort, wann tönst du mir:
Hier die Heimat, bleibe hier?

Man erzählt sich von einem Bilde, auf dem ein Mann dargestellt ist, in dessen Augen, wie im Spiegel aufgefangen, die Türme der Kirche seiner Vaterstadt zu sehen sind. Ein Symbol der Heimatliebe des Malers nicht minder wie des Gemalten. Die bannende Vorstellung: wie viele Bilder im Laufe der Zeiten in beständigem Wechsel einander ablösend über diese Netzhaut gleiten mögen, dies *eine* Bild ist immer da, immer im Auge, immer im Herzen! Mit demselben Recht hätte ein Maler in das Auge Ernst von Wildenbruchs die Türme der alten Oderstadt setzen müssen, denn seit dem Herbsttage, da er zuerst in ihren Bannkreis fremd und scheu eintrat, ist das Bild der Stadt und des Stromes, der an ihren flachen Ufern seine gelben Wellen vorbeitreibt, in seine Seele eingegraben gewesen, hat immer in seinen Augen und in seinem Herzen gewohnt, wie keine von all den Stätten in dem weiten Erdenrund, die seine Augen in mehr als sechzig Jahren geschaut und an denen sie sich gefreut haben. Das Rauschen der Oder ist seitdem einer jener geheimnisvollen Begleitakkorde seines Lebens gewesen, die in den Stunden des schöpferischen Gestaltens klingen mußten; einerlei, ob das, was sich da regte, zu greifbaren Erinnerungsbildern

der Menschen, der Straßen, der Landschaft sich verdichtete oder nur Empfindungswellen aufrührte, die in ihrem Schoß die Keime neuer schöpferischer Ideen heranspülten.

Wie ist das gekommen?

Wer das damalige Frankfurt auf seinen Gehalt an besonderen Eigenschaften prüft, die es für einen werdenden Dichter wertvoll und anregend machen konnten, wird einigermaßen in Verlegenheit geraten. Es war die typische preußische Provinzialstadt, die Sitz des höchsten Gerichts, des Regierungspräsidenten und einer Garnison ist. Eine Gesellschaftsordnung und Kastenorganisation, die den unauslöschbaren Stempel einer konventionellen Wohlanständigkeit und einer respektablen Langweiligkeit trug. Eine Gesellschaft, in der jeder sich bequem und je nachdem die Ansprüche waren, auch behaglich fühlen konnte, der weder den Ehrgeiz noch die Fähigkeit hatte, etwas Besonderes für sich zu sein. Lauter tüchtige, strebsame, vielfach sehr kluge und gescheite Leute, in deren Träumen eine Himmelsleiter eine Rolle spielte, die gerade so hoch reichte, als die höchste Stufe der betreffenden Beamtenhierarchie, und auf der nicht die Engel Gottes, sondern die Vordermänner ihre Kletterübungen machten. Die Parole: bete, arbeite, tu was du sonst Lust hast, wenn's dich nicht kompromittiert, aber unter keinen Umständen falle auf! Daß in diesen Kreisen auch Menschen umgingen, die ihre Welt für sich lebten, die in jeder Beziehung sich über dies Durchschnittsniveau erhoben — es braucht nur an eine so überragende Erscheinung wie Eduard Simson erinnert zu werden — änderte an der Tatsache nichts; denn die Erfahrung hat zu allen Zeiten gelehrt, daß in einer solchen Umgebung die Persönlichkeiten aus Klugheits- und Bequemlichkeitsgründen nach außen möglichst wenig Gebrauch von dieser Persönlichkeit machen und den Niveaumenschen ihr Reich allein lassen. Für einen jungen Menschen aber, der noch im Kampfe mit sich selber, eben durch seine inneren Kämpfe auf Schritt und Tritt in Kollision mit der Forderung der unbedingten, nie auffallenden Korrektheit geraten muß, kann ein solcher Kreis an und für sich ganz liebenswürdiger und wohlwollender Menschen nur durch sein Dasein sich in eine Schar grausamer und boshafter Feinde verwandeln. Und niemand sollte das stärker und schmerzlicher empfinden, als der junge Referendar, der im Oktober 1871 in die alte Oderstadt

seinen Einzug hielt und der, als er am ersten Tage über die Brücke ging, bei sich sagte: „Hier wirst du es gewiß nicht lange aushalten!“

Die letzten Jahre in Berlin hatten ihn allerdings verwöhnt. Durch Wolf Yorck und dessen Freundeskreis war er nicht nur gewöhnt, an seinen täglichen Verkehr geistig sehr hohe Ansprüche zu stellen, gewöhnt eine in die Tiefe gehende Unterhaltung über literarische und künstlerische Probleme als eine ganz selbstverständliche Erholung von der „trockenen Juristerei“ zu betrachten, sondern hatte auch dank der Autorität, die sein Freund genoß, gerade begonnen, sich eine gewisse Geltung, einen gewissen Respekt zu erringen, der allerdings weniger seinen Leistungen als den Hoffnungen, die man auf ihn setzte, galt. In Frankfurt aber war er einstweilen nur der Herr Referendar, der sich weder durch hervorragenden juristischen Scharfsinn noch durch gesellschaftliche Talente auszeichnete, von dem man aber sagte, daß er Trauerspiele schriebe. Er war mit einem Worte „Schottenbauer“. Jedenfalls sah ihn so ein Teil, und zwar der in der offiziellen Geselligkeit den Ausschlag gebende Teil an, und diesem gegenüber hielt er es auch nicht für der Mühe wert, sich von einer anderen Seite zu zeigen. Und trotzdem — trotzdem er zunächst meinte, hier wirst du es gewiß nicht lange aushalten — wich das Gefühl der Vereinsamung in der neuen Umgebung verhältnismäßig sehr schnell einem Heimatsgefühl, wie er es bisher noch an keinem anderen Orte so stark empfunden. Schon am Ende des ersten Jahres schreibt er der Schwester nach der Rückkehr vom Urlaub: „... Es ist immer ein so süßes Gefühl an einem Orte zu sein, den man mit mehr oder weniger Recht Heimat nennen kann, und darf nicht jeder den Ort seine Heimat nennen, den er sich durch Kraft des Willens und des Fleißes erkämpft und gegründet hat, wenn es auch nur eine möblierte Stube ist?“

Dies Heimatsgefühl aber dankte er nicht allein dem Bewußtsein, daß Frankfurt der erste Ort war, in dem er durch seinen Beruf so etwas wie Bürgerrecht erwarb, sondern vor allem dem Umstand, daß er doch auch unter den Bewohnern der Stadt Persönlichkeiten fand, die ihn anzogen. In dem Roman „Schwesterseele“ hat er die Menschen, die er in Frankfurt liebgewann, in den Typen des Rates Nöhring, der Tante Löckchen und ihres Mannes zusammengefaßt. Und es ist auch symbolisch und typisch zugleich, wenn Schottenbauer am Schluß bemerkt, der erste

Gedanke, er könne in der fremden Stadt heimisch werden, sei ihm bei dem Anblick von Tante Löckchen gekommen: „In dem Augenblick hab' ich eine Ahnung gehabt, daß alles ganz anders kommen würde, als ich es in dem Augenblick gedacht hatte, daß ich mit der Stadt zusammenwachsen würde, wie mit einer Heimat, und daß sich mir das Bild der ganzen Menschheit immerdar abspiegeln würde in den Menschen, die hier diese Stadt bewohnen."

Aber das eigentlich Entscheidende war doch noch etwas anderes!

In dem eben erwähnten Briefe an die Schwester heißt es nach der Schilderung des Empfanges, den ihm Wirtin und Aufwärterin mit festlichen Girlanden bereitet: „Die alte Oder fließt auch noch an meinem Balkon vorbei und zeigte mir, wie sie von dunklem Gewölk umschattet lautlos dahinfloß, das alte düstre melancholische Bild. Wenn ich einst ein berühmter Mann sein werde und die Leute meine Wohnung sehen, werden sie sagen: Kein Wunder, daß der Kerl auf so verrückte Gedanken kam."

Diese Wohnung, im ersten Stock des Hauses Oderstraße 57 mit dem windenberankten Balkon links von der Brücke, mit dem Blick auf den Strom, die er gleich am ersten Tage durch einen glücklichen Zufall entdeckt hatte, kennt jeder, der einmal mit Percival Nöhring in der „Schwesterseele" den Referendar Schottenbauer, der „am Fluß nach hinten raus" wohnt, besucht und mit ihm durch den Flur des niedrigen Vorderhauses über einen engen Hof schreitend in dem Hinterhaus die dunkle steile Treppe sich emporgetastet hat: „Ein kleiner quadratischer Raum, den auf der gegenüberliegenden Seite eine große Glastür abschloß." Ein Bücherregal an der Wand rechts, zur Linken eine Tür in ein zweites anstoßendes Gemach sich öffnend. Inmitten des viereckigen Raumes ein viereckiger Tisch mit Büchern bedeckt, an der Wand dem Schreibsitz gegenüber eine Photographie nach einem Böcklin, auf dem Tisch die großen gelblichen Foliobogen, helleuchtend im Lichte der Lampe, die jahrelang Nacht für Nacht, wie ein Wahrzeichen dem Wanderer auf der Brücke und den Schiffern auf dem Strom geheimnisvoll durch die Fenster geleuchtet hat. Diese Wohnung mit dem „herrlichen Blick" von dem windenumrankten Balkon über das Bollwerk hinaus auf den Strom, „der breit und mächtig an dem Hause vorbeizog", mit diesem Balkon, auf dem man

stundenlang stehen konnte und nichts tun als zusehen; zusehen in Winternächten „wie die Schollen so an einem vorübertreiben“, und bei Tage, wie „die Krähen geflogen kommen und sich auf die Schollen setzen und mit ihnen den Strom hinuntertreiben“; zusehen im Frühling, wie die großen Kähne mit vollen Segeln heraufkommen „wie große weiße Schwäne“ und der Wind leise in den Winden raschelt: an dieser Wohnung hat sein Herz gehangen, solange er lebte. Und wenn er dieser Stätte gedachte, dann war auch das Bild der Stadt da, mit ihren gotischen Giebeln und Türmen, mit ihren in stiller Nacht so seltsam hallenden Straßen, eingebettet in die weite flache Landschaft, „an deren fernstem Rande ein zitternder Streif zu schweben scheint, wie die Ahnung des fernen Meeres“. Denn dieser Raum und diese Stadt war die eigentliche Geburtsstätte seiner Dichtung; hier hatte er den eigenen Ton, hier den neuen großen Inhalt für das Werk seines Lebens gefunden.

Dieser Ton klang allerdings schon in seiner Seele, als er nach Frankfurt kam; den hatte ihm der große Krieg in die Seele gesungen, aber erst hier hat er gelernt, ihn zu meistern. Wenn er selbst nachmals den Tag von Königgrätz als seinen zweiten Geburtstag bezeichnet hat, so konnte er damit, wie aus dem bisher Gesagten hervorgeht, nicht seine Entwicklung als Dichter im Auge haben.

Was das Jahr 1866 ihm gebracht hatte, war eine allgemeine Aufklärung des politischen Horizonts gewesen, eine Erweiterung des Gesichtskreises aus der traditionellen Perspektive des Vaterhauses, die bisher auch die seinige gewesen, zu einem freien Überblick über die inneren Zusammenhänge der großen Zeitereignisse mit den Kräften und den Taten, die seit den Tagen des Großen Kurfürsten den brandenburgisch-preußischen Staat gebaut hatten, eine Einsicht in die innere Notwendigkeit der geschichtlichen Entwicklung Preußens von Fehrbellin bis Königgrätz.

Diese Erkenntnis, wie sie ihn innerlich freigemacht hatte von dem Geist, der in seinem Vaterhause herrschte, war natürlich, wie der Entwicklung des ganzen Menschen, so auch der Betätigung der in ihm ruhenden Seelenkräfte, an erster Stelle der dichterischen, zugute gekommen und hatte jene Wandlung auch seines äußeren Wesens zur Folge gehabt, die sein Vater mit Staunen und Freude in jenem früher erwähnten Brief an den Fürsten Radziwill konstatiert hatte. Aber un-

mittelbar auf seine dichterische Entwicklung hatten die Zeitereignisse nicht eingewirkt. Die Vorstellung, daß geschichtliche Ereignisse einem Dichter die Bahn weisen, ihm bestimmte Aufgaben stellen könnten, war ihm zwar aus seiner historischen und literarischen Beschäftigung mit dem Altertum, nicht zum wenigsten mit Horaz, an sich geläufig, aber rein theoretisch als geschichtliche Erfahrungstatsache, noch ohne jeden Gedanken einer Nutzanwendung auf sich selbst und seine Zeit.

Und das war gut so. Denn tatsächlich hatte er in diesen Entwicklungsjahren, die zwischen Königgrätz und Sedan lagen, mit innerer Organisation auf Jahre genug und genau soviel zu tun, wie der Norddeutsche Bund in diesem Zeitraum. Hier wie dort galt es Fundamente zu legen für einen größeren Bau der Zukunft, galt es eine systematische Schulung und Erziehung der vorhandenen Kräfte, eine Rüstung für den großen Waffengang, der bevorstand.

Diese Schulung und Erziehung mußte für den werdenden Dichter zunächst eine Richtung haben und Bahnen einschlagen, die ihn von dem Leben der Gegenwart und seinen besonderen Aufgaben entfernten.

Er gehorcht zunächst literarischen Einflüssen und ästhetischen Ratschlägen. Seine Erziehung, von Frick begonnen, liegt in den Händen Wolf Yorcks. Wolf Yorck, selbst dichterisch veranlagt, versucht in ihm den Sinn für künstlerische Form zu wecken und zu bilden, trägt Hand in Hand damit Sorge, daß sich, nach großen Vorbildern, die Seele erfüllt mit großen Ideen, daß also der neugefundenen Form ein würdiger Inhalt entspreche. Er weist ihn auf Dante. In seiner damaligen Seelenverfassung war der Zögling zweifellos dem großen Florentiner nicht gewachsen. Es fehlten die inneren Brücken. Und so bleibt es bei der typischen Wirkung derartiger literarischer Kreuzungsversuche heterogener Individualitäten: eine eklektische Verwertung von Vorstellungen, Bildern und Formen, bei denen das Individuelle des Schülers einstweilen ganz hinter dem Ideal, das er sich nach dem Vorbild konstruiert hat, zurücktritt. Es ist aber bezeichnend, daß infolge dieses Bildungsganges zuerst im Epischen bei ihm ein Stil sich bildet, daß eine gewisse Sicherheit auch in der Einstellung und Behandlung ethisch-metaphysischer Probleme gewonnen wird. Der Gipfelpunkt ist mit dem 1869 entstandenen „Gebet des Parsen“ erreicht. Daß in

den Oden und hymnenartigen Dichtungen dieser Epoche neben Heine vor allem Goethe als Vorbild zu spüren ist, ward schon früher erwähnt. Goethe ist ihm sehr nahe gewesen in dieser Zeit. Dies tritt vor allem in dem ältesten erhaltenen Drama „Rudolf von der Wart“ hervor, das bis in dialektische Färbungen der Sprache, die aus Goethes Quelle stammen, sich dem „Götz“ anschmiegt. Dann hören wir im Fragment des „Welfen- und Staufendramas“ die Stimme Kleists, dazwischen Anklänge an die Stürmer und Dränger, vor allem Maler Müller und Klinger. Im „Spartacus“ — den Fragmenten von 1869! — meldet sich Shakespeare zum Wort. Nirgendwo aber ein Anklang an Schiller! Technisch spürt man sehr stark in den Fortschritten die Schulung durch die praktische Bühne. Er ist in diesen Jahren ein sehr fleißiger Theaterbesucher; auch auf der Reise versäumt er keine Gelegenheit, spielen zu sehen, sucht auch aus mittelmäßigen und schlechten Stücken zu lernen und studiert die Schauspieler. Wer aber nach der Ernte dieser Jahre sich ein Bild von der Individualität des Dramatikers machen wollte, würde in Verlegenheit geraten. Auch hier eine Fülle von literarischen Anregungen und Beeinflussungen, die im letzten Jahr, nach der thüringisch-sächsischen Reise, zwar bemerkenswerte Ansätze zu einem individuellen dramatischen Stil aufweisen; aber in welcher Richtung das letzte Ziel liegt, bleibt im ungewissen.

In der Lyrik ist es ähnlich; aus farblosen dilettantischen Versuchen kristallisieren sich allmählich Ansätze künstlerischer Gestaltung; Beherrschung der Form und individuellere Gefühlsakzente weisen auch hier auf eine zunehmende bewußte künstlerische Selbstzucht. Aber gerade hier wird noch mehr, als auf den beiden anderen Gebieten die persönliche Note vermißt.

Alles noch Vorfrucht, die an dem Tage fällt, da der Boden genügend bereitet ist und der Schnitter die Sense ansetzt, um Platz zu machen für die neue Aussaat, welche die eigentliche Frucht bringen soll. Der Schnitter, unter dessen Sense sie fiel und der dann tief furchend die Schollen aufwarf und in das aufgelockerte Erdreich die Samenkörner streute, war Tod und Leben in einer Gestalt; war das grausame herrliche Jahr des großen Krieges, das den Deutschen, die damals lebten, ein neues Lied in die Seele sang. Ein Lied, das die meisten nicht verstanden,

und das auch heute noch mancher nicht versteht und verstehen will, das aber dem einen, dem der Krieg den liebsten Kameraden von der Seite riß, während er ihm selbst die höchste Lust versagte, mit ins Feld zu ziehn, die tragende Lebensmelodie werden sollte.

Wenn das Leben als Lehrmeister auftritt, packt es derb zu. Und so bedurfte es für den Dichter, der bisher gewöhnt war, auf die leise „von seliger goldener Zeit“ ins Ohr raunende Stimme der Muse zu lauschen, einer Zeit der Sammlung, einer Umstimmung der Saiten seines Innern, um den neuen Ton weitergeben zu können. Die nächste Wirkung war daher, wie schon angedeutet, eine Verstimmung, eine Überspannung und Überreizung. Er geriet in einen patriotischen Paroxysmus, der sich kaum von der typischen Begeisterung des Jahres 1870 unterschied. Eine erhitzte, an den Vorstellungen von Heinrich von Kleists „Kriegslied“ sich entzündende Kriegspoesie, wie sie in dem noch an Wolf Yorck ins Feld gesandten Gedicht „An Preußens Adler“ und vor allem in den „Laon“ überschriebenen Versen, die mit den Worten anheben:

Keine Freundschaft, keinen Frieden
Mit den Buben überm Rhein.
Haß im Jenseits, Rach' hienieden,
Das soll unsre Losung sein

und auch noch in „Deutschlands Jubellied“, wenn schon etwas gemäßigter, zum Ausdruck kommt.

Langsam legt sich der Gefühlssturm, das aufgewühlte Meer kommt zur Ruhe und aus der Tiefe strahlt auf der Widerschein der Sterne, die fortan seinem Leben leuchten sollten.

Dieser Klärungs- und Läuterungsprozeß vollzog sich in jenem Frankfurter Poetenstübchen, vor dessen Fenstern die Oder ihre gelben Wogen wälzte, vollzog sich nicht mit einem Schlage, sondern langsam, in einer Reihe von Durchgangsphasen, während welcher die Ausdrucksformen noch manchen Wechsel erfuhren, und auch die nächsten Ziele — für den Außenstehenden wenigstens — zuweilen noch ihre Stelle zu verrücken schienen. Aber das Neue und Bleibende ist von dieser Zeit an, daß er seinen Beruf als vaterländischen Dichter erkannt hat, und fortan nur lebt und schafft in majorem gloriam patriae.

Das war nichts durchaus Neues. Gerade im selben Augenblick, da Wildenbruch dies als seinen Beruf erkannte, verstummte einer, der in schweren Zeiten sein ganzes Leben und Dichten ähnlich in den Dienst des Vaterlandes gestellt hatte: Emanuel Geibel. Aber das Neue war hier, daß diesmal die Kraft und die Arbeit einsetzte nicht wie bei dem Lübecker Dichter in der Zeit der Not und der Sehnsucht, sondern im Augenblick der Erfüllung, in der Zeit des Triumphes. Und es konnte daher auch sehr bald die Einrede zu Worte kommen, daß diese neue vaterländische Poesie eigentlich gegenstands- und zwecklos sei, denn es laufe doch nur darauf heraus, immer wieder zu singen: „Freuet euch, und abermals sage ich, freuet euch“ und das werde auf die Dauer langweilig. Ebenso langweilig wie die unseligen Schlachtenbilder, die in den ersten Jahrzehnten nach dem großen Kriege die Wände der öffentlichen Museen und der Ausstellungen wie wuchernde Pflanzen überzogen. Aber so sehr diese Einrede im Punkte der Langweiligkeit recht hatte, es ward dabei übersehen, daß es sich tatsächlich bei dieser neuen vaterländischen Poesie um etwas anderes handelte, um etwas anderes, auch wie bei jener, als deren Vertreter Geibel gelten konnte. Die vaterländische Dichtung vor 1870 war ein Kind der Sehnsucht und des Schmerzes und sie war daher auch ausgesprochen lyrisch und zugleich herausfordernd im guten Sinne gewesen. Dafür war die Zeit vorbei. Die neue vaterländische Dichtung, das Kind der Erfüllung und der Freude, hatte eine andere Aufgabe: es galt die Freude, die große, die heilige Freude, die die Erfüllung geweckt, hinüber zu retten in den Alltag und seine Nüchternheit, dadurch, daß man in den Herzen die Stimmung und die Kräfte, die die großen Taten geboren, wach und lebendig hielt. Es galt einem siegreichen Volk, das immer in Gefahr ist, im Genuß zu erschlaffen, den Heroismus, der allein es groß erhalten kann, nicht als eine Wallung des Augenblicks, sondern als ein Element des Blutes in die Seele einzuflößen. Und darum lag für die Dichter der neuen Epoche die Lösung ihrer Aufgabe auf dem Gebiet des Epos und des Dramas. Das hatte keiner eher und klarer erkannt, als Gustav Freytag, wenn er in diesem Zeitpunkt den Plan des großen Romanzyklus der „Ahnen“ faßte. Nur war in diesem Fall der patriotische Pädagog stärker, als der Dichter und deshalb konnte der an sich kluge

und gute Gedanke nicht die Frucht tragen, die er verdient hätte. Und auch Wildenbruch hat nicht gleich am Anfang den Weg gefunden, der allein ihn zu dem Ziel, das ihm vorschwebte, führen konnte. Er hat sich erst allmählich davon überzeugt, daß der von ihm zuerst eingeschlagene Weg, der direkte einer persönlichen adhortatio an die Zeitgenossen, nicht der sicherste, nicht der kürzeste sei.

Zunächst wußte er nur eins: die Stunde verlangte von ihm, sich ihrer wert zu zeigen. Und aus diesem Bewußtsein, diesem Drang heraus schrieb er im Winter 1871/72 „Die Söhne der Sibyllen und der Nornen“, das erste Zeugnis seiner neuen Persönlichkeit, die von der Zukunft Besitz ergreift. Es trägt als Motto, bedeutsam in seinem Gemisch von jugendlicher Bescheidenheit und jugendlichem Kraftbewußtsein, die Worte aus dem Philipperbrief: „Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich es schon ergriffen habe. Eins aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist und strecke mich zu dem, was vorn ist.“ Ein Manifest der jungen Generation, die durch das Große, das sie erleben durfte, sehend und ihrer Aufgabe bewußt geworden ist. Ein Versuch des einzelnen, für sich und seine Altersgenossen in dem Augenblick, da die Sehnsucht der Ahnen und Eltern, die zugleich eine Kraft war, erfüllt ist, der Sehnsucht ein neues Ziel zu stecken, eine neue Kraft zu wecken. Ein Versuch, zu dem ihn, von dem auch das Wort eines seiner Helden: „Ich lebe nur in dem, was gerade wird“ gilt, gleicherweise sein individuelles Temperament, wie ein nationales Verantwortungs- und Pflichtgefühl drängt.

Was ihm vorschwebt, spricht der Prolog „An Deutschlands Jugend“ aus:

Euch, meinen Brüdern, will dies Lied ich singen!
Wie es mir heiß aus junger Brust geflossen,
So sei es heiß in eure Brust gegossen,
Tut auf die Herzen, laßt die Antwort klingen.

Jung seid auch ihr, euch ist's noch nicht verloren
Das heil'ge Recht, das Jugend stets besessen:
Im Sturme des Gefühles zu vergessen
Das Tadelswort, das kalter Sinn geboren.

Ihr werdet nicht hinweg das Antlitz wenden,
Wenn großes Bildnis spricht von großen Taten,
Neu ist die Zeit, so laßt uns neu beraten;
Faßt meine Hand mit euren Brüderhänden.
— — — — — — — — — — —
Zum Bunde, Brüder! Reichet mir die Hände!
Und diese Losung soll der Bund erhalten:
Daß Tat und Lied feindselige Gewalten,
Der alte Aberglauben sei zu Ende!
— — — — — — — — — — —
Und also soll mein Lied dem Feuer gleichen,
Das man zur Nacht auf hohem Berg entzündet
Und das dem schlummertrunknen Tal verkündet:
Wach' auf und sieh verheißungsvolles Zeichen!

Und wie's von Berg sich dann zu Berg entfachet
Bis Feuergürtel um das Land sich kränzen
Und Flammenaugen rings zum Himmel glänzen
Und jauchzend aus der Nacht der Tag erwachet,

So möcht' ich sehen rings in Deutschlands Gauen
In heil'ger Glut die Jünglingsherzen sprühen,
Am alten Himmel neue Sterne glühen,
Die froh herab ins Land der Sänger schauen.

Das ist der Form, dem Inhalt, der Tendenz nach noch ganz Geibel; der individuelle Kern ist einstweilen noch umschlossen von übernommenen Bildern und Gedanken, dergestalt, daß das wirklich Neue, das hier zum Ausdruck drängt — der Gedanke, daß die Jugend für eine neue Zeit die Führung übernimmt — nicht mit der erwünschten Klarheit und Überzeugungskraft herausspringt, weil die Jugend das, was sie zu sagen hat, noch nicht in ihrer eigenen Sprache zu sagen weiß.

Da ist die symbolisch-allegorische Dichtung in dramatischer Form, die mit diesem Prolog eingeleitet wird, denn doch schon ein erheblich mehr einleuchtender Kraftbeweis. Die konventionelle Hülle ist hier gesprengt, eine neue Zeit schlägt die Augen auf.

Insofern freilich wandelt er auch hier noch auf alten Bahnen, als trotz der dramatischen Form, es auch hier auf eine adhortatio im Stil der älteren Generation hinausläuft. Es ist keine dramatische Handlung,

sondern eine Reihe von lyrisch-dramatischen Monologen, gerichtet an die deutsche Nation, die durch episch-dramatische Zwischenglieder, wie durch Laufbretter miteinander verbunden sind. Tatsächlich ist denn auch die dramatische Form nur gewählt, um für die einzelnen Teile des Gedichtes, für die inneren Abschnitte, einen stärkeren und häufigeren Wechsel des Tones und des inneren und äußeren Rhythmus zu ermöglichen. Das Ganze ein Versuch — auf dem Wege einer rückblickenden Beleuchtung und innerlichen Erfassung der Hauptepochen in den Kämpfen der Germanen mit den Romanen bis auf die Gegenwart — das lebende Geschlecht, das neue Deutschland zu ermuntern und zu stärken für die Aufgaben, deren Lösung die Zukunft ihnen vorbehalten hat. Ein Versuch, bei dem man sich dessen erinnern muß, was im Jahre 1869 der Dichter vor Asmus Carstens Kompositionen empfunden hat: „Ich hatte die Empfindung, daß wenn ich statt zu dichten malte, ich nur in der Weise malen könnte." Ein Versuch, durch die Vermenschlichung mythisch-mystischer Vorstellungen und Vorgänge die Phantasie des Lesers zu gewöhnen, auch in geschichtlichen Erscheinungen und Gestalten das Walten elementarer Kräfte und Gewalten zu ahnen, wie sie die Mythologie der Antike, die Mythologie der Germanen, die jüdisch-christliche Theodicee als lebendige Vorstellung besessen hat.

Eine prosaische Einführung, der ersten Szene vorangeschickt, eröffnet den Blick auf ein bedeutendes Ziel: „Die alte Welt ist untergegangen, erlahmend am großen Werke des Christentums. Gott aber, Werkzeuge begehrend zur Erfüllung seiner ewigen Zwecke, beschließt der Erde ein neues Geschlecht von Menschen zu verleihen. Da erscheinen die Mütter des Südens (Sibyllen), die schon die alte Welt geboren, und die jungfräulichen Mütter des Nordens (Nornen), und es gebären jene den Romanen, diese den Germanen. Das sind die neuen Herren der Erde und des zum Zeichen erscheint die Erde und was auf Erden wohnt und bringt den neuen Herren huldigend Gaben dar."

Eine Mysterienbühne also ist aufgeschlagen, auf der die Himmelskräfte auf- und niedersteigen, auf der die Engel des Herrn, die ausgesandt waren, die Sibyllen und die Nornen zu laden, sich von ihren Erlebnissen erzählen, auf der die Sibyllen, dann die Nornen erscheinen; zu ihnen Gott-Vater. Der Tod, der hinter seinem Thron gestanden, ent-

weicht auf sein Gebot. Unter dem Strahl des Gottesauges geht das neue Leben auf in den Leibern der Berufenen. Die Erde kommt, die neugeborenen Söhne zu beschenken, als letzte naht die uralte indische Sibylle, sie nimmt den Sohn der Nornen an das Herz:

Dir bringe ich Leiden, dir bringe ich Gutes,
Lieg junges Leben wo altes lag.

Es recken sich Hände, es schlingt sich die Kette
Herüber, hinüber, zum Jungen vom Alten,
Der Tiefe entrauschen die alten Gewalten,
Sie suchen, sie finden, bereitet die Stätte.

Da kommen, da quillen in Stromes Gewühle
Aus den Wurzeln des Weltbaums die alten Gedanken,
Die Gottesberauschten, die heiligen Kranken,
Die Herzensdurchwühler, die dunklen Gefühle.

Es kommen, es kommen gewaltige Gäste,
Jung Herz muß sich öffnen, es muß sich bequemen,
Darf keinen abweisen, muß alle aufnehmen,
Sind viele, sind viele, halt fest dich, halt feste!

Da regt sich im Herzen ein dunkles Getümmel,
Da wird es voll Schmerzen, schwer wird es dem Kinde,
Ist's Freude, ist's Qual, was die Seele empfinde?
Es drängt ihn zur Tiefe, es trägt ihn zum Himmel.

Vom Grund erhebt sich des Herzens Gestöhne,
Wer löset die Wunder? Wer ist, den er frage?
Auf tut sich der Mund und es rauschet die Klage,
Da werden geboren die sehnenden Töne.

Es spannt sich der Busen, wird enge, zu enge,
Ausrecken die Arme, die dunklen Insassen,
Die Welt, die unendliche, ganz zu umfassen,
Aufdämmern zur Tiefe verborgene Gänge.

Dumpf rufen von drunten die Quellen des Lebens,
Da wandelt er schauernd auf nächtigen Pfaden
Hinunter, hinunter, zu trinken, zu baden,
Sucht dürstend nach Leben und sucht nicht vergebens.

Ein Jüngling spricht, der zum erstenmal nach dem höchsten Lorbeer vaterländischer Dichtung die Hand ausstreckt, der vor dem Wagnis nicht zurückschreckt, Weltbegebenheiten über Jahrtausende zu gestalten, ein Jüngling, dem Dante und der Dichter des Faust als pfadweisende Gestirne vorleuchten und dem die Gestalten und Vorstellungen aus der germanischen Mythologie seit frühen Jahren, wohl durch den Potsdamer Freund Rudolf Grimm, vertraut sind.

In den nun folgenden — häufig durch prosaische Laufbretter miteinander verbundenen — Szenen verkündet der vor dem geschlossenen Tor des Himmels stehende Erzengel Michael den lauschenden Müttern die Schicksale ihrer Kinder, die er sich in den dahinrollenden Jahrhunderten auf Erden vollziehen sieht: die Kämpfe und die Kulturarbeit der Romanen und Germanen durch das Mittelalter bis auf die Gegenwart. Und je nachdem er für den einen oder den anderen Fortschritt, Sieg, Stillstand, Niederlage verkündet, begleiten die Mütter in leidenschaftlichem Wechsel, bald frohlockend, bald wehklagend den Gang der Weltbegebenheiten bis zu den Tagen, wo Deutschland und Frankreich sich im großen Kampfe messen, und der westliche Romane unterliegt, während der südliche (Italien) sich mit dem Sieger zu einem neuen Weltbunde der Zukunft vereinigt.

Ein jugendlich unausgeglichenes, unausgereiftes Werk. Durch die mythisch-mystischen Vorgänge, die die Geburt der Söhne der Sibyllen und der Nornen vorbereiten und begleiten, durch die Weltbegebenheiten der mittelalterlichen Geschichte in großem Zuge machtvoll beschwingt fortstürmend, aber je näher die Gegenwart rückt, fast erliegend unter dem symbolisch-allegorischen Apparat, der sich im Anfang den Begebenheiten wie etwas natürlich Gewachsenes anschmiegt, in der Folge aber mehr und mehr zum drückenden Panzer wird.

Ein Werk aber, das, trotzdem es in der Vielgestaltigkeit und in der Wucht des Problems weit über den Rahmen hinauswächst, den die Kraft des Dichters auszufüllen vermag, und trotzdem es daher immer in der Reihe der bloß „groß geahndeten“ seine Stelle finden wird, in einzelnen Zügen schon die dichterische Persönlichkeit verkündet, die seine Zeitgenossen geliebt haben und die die Nachwelt verehren wird.

Neu ist alles, nur den reinen Willen
Ihn bewahret gleich in Ewigkeit.
Dann vertraut, denn sie wird viel erfüllen,
Diese große, diese neue Zeit.

Der Glaube, den diese Schlußworte aussprechen, sollte zunächst auf eine harte Probe gestellt werden. Bei allem, was ihm bisher aus der Feder geflossen, war der Gedanke, durch das Geschaffene auf andere zu wirken, jedenfalls nicht die Hauptsache gewesen. Es war vorerst die Privatsache eines einzelnen, die eine der Öffentlichkeit, der Allgemeinheit einmal werden konnte, werden sollte, aber wann und wie, das lag im Schoße der Zukunft. Jetzt aber, seitdem er seine Aufgabe, sein Ziel erkannt, jetzt, nachdem er das erste Wort gesprochen, das allen galt, war das anders geworden. Jetzt drängte er leidenschaftlich aus der Verborgenheit heraus, er wollte gehört werden, wollte das Echo vernehmen, das sein Ruf an die Jugend geweckt. Aber trotzdem der Freund Hans Yorck sich redlich bemühte, die verwandtschaftlichen Beziehungen, in die er durch seine Vermählung mit der Gräfin Anna von Kalkreuth zu einem großen Leipziger Verlagshause gekommen war, für den Dichter und sein Werk fruchtbar zu machen, wollte von den beiden, die angegangen wurden, Breitkopf & Härtel und Brockhaus, keiner sich daran wagen. Man erkannte willig die dichterische Bedeutung an, „daß es einem um den Dichter jammerleid wäre, wenn seine Art nicht bekannt würde“, aber man scheute vor dem „Auffallenden und Ungewöhnlichen“, der „Gewalttat“ zurück und riet, sich — nach einem Kommissionsverlag umzusehen. Da griff der Vater in seinen Beutel und so konnten Frühling 1873 „Die Söhne der Sibyllen und der Nornen“, die im Laufe des vorhergehenden Sommers noch einer starken Umarbeitung unterzogen waren, im Verlag von Georg Stilke in Berlin erscheinen, allerdings mit einem ärgerlichen Druckfehler, denn auf dem Titel stand als Name des Verfassers G. von Wildenbruch!

Während aber die kleinen grauen Bändchen in die Welt hinauswanderten und willige Hörer und Käufer suchten, war die Seele ihres Schöpfers bereits von neuen Bildern erfüllt in drangvoll herrlicher Arbeit. Mit den „Söhnen der Sibyllen und der Nornen“ hatte er sich freigeschrieben nicht nur von der Botschaft, die ihm in der Seele brannte,

sondern auch von jenen seine Phantasie bannenden Vorstellungen mystisch-allegorischer Symbolik, die er als Reste seiner früheren Beschäftigung mit Dante mit sich herumgetragen hatte. Eine Schlangenhaut war abgestreift und, den Blick nicht mehr auf den Widerschein, sondern auf den konkreten Kern der großen Taten selbst gerichtet, schlug er neue Pfade ein. Die Heldenzeit verlangte das Heldenlied und dem Schüler Homers schwoll das Herz vor zitternder Freude, ob das Wagnis gelingen werde. Das Ideal aber, das ihm in diesem besonderen Fall vorschwebt, ist nicht Homer, sondern Firdusi.

Wann er Firdusi in der Schackschen Übersetzung kennen gelernt hat, ist mit unbedingter Sicherheit nicht festzustellen. Ich möchte aber bei der tiefen und leidenschaftlichen Verehrung, die er oft für Firdusi bekundet und auch — in einem handschriftlich erhaltenen Vortrag aus der Mitte der siebziger Jahre „Homer und Firdusi“ — mit großer Wärme begründet hat, annehmen, daß schon die erste Berührung so stark gewesen ist, daß sie sofort in seiner eigenen Dichtung zum Ausdruck kommen mußte. Und deshalb glaube ich, daß Firdusi dem Dichter von „Vionville“ der unmittelbare Anreger und Wegweiser gewesen ist, der ihm gerade in dem Augenblick begegnete, als er, die Seele erfüllt mit den Bildern der Heldengröße der eigenen Zeit, nach der künstlerischen Ausdrucksform für das innerlich Geschaute sucht. Nicht daß es sich dabei eigentlich um eine bewußte Stilnachahmung handelte; sondern das, was er für sich an Firdusis Dichtung erlebt hat, gibt ihm den Mut, denselben Weg zu beschreiten, d. h. den Schatz großer Taten, die ein Heldenvolk in seiner Geschichte besitzt, flüssig und ewig zugleich zu machen durch die künstlerische Gestaltung aus dem Geiste des Volkes heraus.

„Firdusis Gedicht,“ heißt es in dem erwähnten Vortrag, „besitzt die beiden großen Eigenschaften, welche sich als Faktoren vereinigen müssen, um einem Gedichte Lebensdauer zu verleihen und welche, wenn sie vorhanden sind, den Worten des Dichters jenes unbeschreibbare Gepräge verleihen, an dem man ihm die Unsterblichkeit an der Stirn ablieſt.

„Es behandelt einerseits einen Inhalt, der nicht nur der erfinderischen Laune eines einzelnen seine Entstehung verdankt . . . und es verarbeitet diesen nationalen Inhalt in der denkbar volkstümlichsten Weise;

... weil die Seele des Dichters in potenziertem Maße alle Empfindungen und Anschauungen seines Volkes empfindet und besitzt. Die Lieblinge seines Volkes sind seine Lieblinge, aber er ist es erst, der die sagenhafte, nebelhafte Figur dem Volke vor Augen führt; die großen Taten, die sein Volk begeistern, entzücken auch ihn, aber er ist es erst, dessen Griffel sie dem Volke in ihrem wahren Zusammenhang beschreibt und ihm die unzähligen kleinen Einzelzüge verleiht, die das große starre Bild bewegt und lebendig machen ... So beschenkt das Volk seinen Dichter und so der Dichter sein Volk und so bildet sich das herrliche, nur zu oft leider schändlich mißbrauchte und mißverstandene Verhältnis zwischen Volk und Dichter, welches man Popularität nennt."

Ein solches Ziel stand ihm vor Augen, als er im Frühling und Sommer 1873 das Heldenlied in drei Gesängen „Vionville" gestaltete.

Ein Jahr zuvor hatte sein alter Freund Rudolf Grimm, der als Landwehroffizier mit in Frankreich gewesen war, ein Bändchen Gedichte erscheinen lassen: „Kriegsdenkmünzen in Gedichten." Patriotische Gedichte schlecht und recht, wie unzählige in diesen Jahren geschrieben und gedruckt wurden. Darin stand eines überschrieben „Am 16. August":

Das ist die Schlacht bei Mars-la-Tour,
Am heutigen Tag geschlagen,
Ein großer Tag, ein heil'ger Tag,
Dem Land Triumph und Klagen.

Da sank vom Heldenstamm der Mark
Der Männer beste Blüte:
Sie standen zäh im Schlachtensturm
Mit trotzigem Gemüte!

Sie hielten die Franzosen fest,
Sie wichen nicht zurücke,
Und wen des Feindes Kugel traf,
Der starb mit frohem Blicke.

Errungen ward der schwere Sieg,
Gepflanzt des Ruhmes Eiche —
O Brandenburg, du Heldenland,
Du Kern vom Deutschen Reiche.

Vielleicht war dies der Anreger für die Stoffwahl, wie vielleicht ein byronisierendes Versbuch in Stanzen „Vom Rhein zur Loire. Reime aus dem Tagebuch eines preußischen Husaren“, das 1872 in der Vossischen Buchhandlung erschien, die Anregung für die Form gegeben hat. Wenn aber der dem Epos vorangeschickte Prolog „Eingang“ mit den Versen schließt:

Glücklich noch nicht, wer große Tat erlebte.
Glücklich erst der, der sie auch ganz empfand.
Der Glücklichste, wen Taten so entzünden,
Daß trunken sich in ihm die Seele regt,
Daß er's im Lied der Nachwelt kann verkünden,
Was seines Volkes Herzen einst bewegt,

so dankt er diesen Auftakt seinem Vater, der ihm schon an einem Januartag des Jahres 1867 geschrieben: „Du aber bedenke das: beati, quibus datum est aut facere scribenda aut scribere legenda, beatissimi verum utrumque.“

Diesen Klang hatte er im Ohr behalten als eine Hoffnung in den dunklen Monaten des großen Krieges, da er nicht mit ins Feld rücken durfte. Jetzt sollte ihm die Erfüllung reifen in einem anderen und höheren Sinne und er wußte fortan, daß er seinen Brüdern nicht mehr den kriegerischen Lorbeer zu beneiden brauche.

Das Gedicht selbst war wieder ein Wagnis, ein kühner Versuch, ein Stück jüngster Geschichte, deren Atem eben noch mit warmem Hauch die Stirnen der Zeitgenossen gestreift hatte, zum Kunstwerk zu gestalten und zu verklären. Ein Wagnis auch deshalb, weil hier eine wesentliche Voraussetzung des Heldenliedes fehlte: der Held; weil an die Stelle *eines* Helden eine Vielheit von Helden tritt, und diese Vielheit ihr Heldentum beweisen und bewähren muß in einer modernen Feldschlacht. Gerade Scherenbergs Vorgang mußte hier eher abschrecken als ermuntern. Und so hat er denn auch mit richtigem Instinkt vermieden, diesem Vorbilde zu folgen, und versucht, einen eigenen Weg im Aufblick zu dem größten Muster und Meister zu gehen, indem er die drei großen Schlachtgemälde — „Der Kampf der Brandenburger“, „Die Reiterschlacht von Mars-la-Tour“, „Der Kampf der Westfalen“ — jedes in großem epischen Stil einleitend und abschließend, wie

Homer in eine Reihe von kleinen Gefechtsbildern, mit einem persönlichen Mittelpunkt, einem Helden gliedert, und dadurch für das innere Auge des Lesers doch immer wieder einen übersehbaren Gesichtskreis abgrenzt. Nicht überall hat das glücken wollen; aber in entscheidenden Momenten ist da etwas herausgearbeitet, was sich plastisch und heroisch zugleich von dem Hintergrund des durcheinander wogenden Schlachtgetümmels und des Wirrwarrs der Namen von Generalen und Regimentern abhebt. So im „Kampf der Brandenburger“ der eine Hauptmann Hildebrand, dessen Aristie dann ausklingt in die Aristie der geliebten Mark Brandenburg:

Und du mein Land des Sandes und der Fichten,
Das deinen Wert du still in dir versteckst,
Das du die Söhne ziehst in rauhen Pflichten,
Du Land, wo Mannesmut und Treue wächst.
Das du sie sahst getreulich und gewärtig,
Als sie ihr König rief mit ihm zu gehn,
Die ganze Mark gleich einem Manne fertig
Mit Leib und Blut für Deutschland einzustehn:
Heut legten sie mit blut'gen Ehrenzeichen,
Wie gut du zogst, der Welt das Zeugnis ab;
Wohl, sei zufrieden, nimm den Kranz von Eichen,
Leg' ihn auf deiner Söhne großes Grab.
O Land der Väter, möcht'st du ewig stehen,
Wie dich die Welt bei Vionville gesehen.

So in der „Reiterschlacht von Mars-la-Tour“ die beiden Führer Bredow und Alvensleben, so im „Kampf der Westfalen“ General Wedell mit dem „unbekannten dreizehnten Ulan“. In der „Reiterschlacht von Mars-la-Tour“ wird außerdem noch in dem Augenblick, da die Brigade Bredow den Todesritt beginnt, durch den plötzlichen Wechsel des Rhythmus — Anapäste an Stelle der Jamben — wie durch ein schmetterndes Trompetensignal der Reiterangriff herausgehoben, wie denn überhaupt dieser zweite Gesang dichterisch wohl am höchsten steht, nicht zum wenigsten, weil die anstürmenden Reiterregimenter tatsächlich zu einer Einheit zusammenwachsen und vor der Seele so wirklich wie das Bild eines Helden stehn. Man sieht nur einen Großen, wenn es heißt:

Da kommt es gezogen, da wankt es heran,
Wie schreiten die Rosse so langsamen Schritt;
In dampfendem Sattel manch totwunder Mann,
Getreue Kamraden sie führen ihn mit;
Da wendet das Haupt man, da blickt man zurück:
Von allen, die gingen, o trauriger Rest;
Da blickt man voran und es leuchtet der Blick,
Die sinkenden Häupter, sie richten sich fest:
Bei Vionville seht, auf dem Felde der Ehr',
Von Pulver geschwärzt und von Kugeln zerzaust:
Da stehn die Standarten, hochherrlich und hehr
In der Bannerträger, in deutscher Faust!
Die tapferen Herzen, sie schlagen hoch auf:
Ihr Reiter mit Ehren bestanden den Lauf!

Und wenn er nach berühmtem Vorbild unbedenklich katalogartig die Namen der Gefallenen aufzählt:

Kleist und Schwerin allhier zu Grabe steigen,
Zwei Brüder Tresckow, Westarp, Flemming fällt,

so schreckt er auch vor der größeren Kühnheit nicht zurück, durch bloße Zusammenstellung von Zahlen die mörderische Wut des Kampfes zu veranschaulichen:

Kommt starre Zahlen, hier seid ihr am Orte,
Sprecht lauter jetzt, als heiße Dichterworte.

Vernehmt: von einem Regiment erlitten
Den bittren Tod zwölfhundertfünfzig Mann,
Und zweiundvierzig Offiziere schritten
Den treuen Männern in den Tod voran.

Die „Söhne der Sibyllen und der Nornen“ hatten nicht den erhofften Widerhall geweckt und der Absatz war auch hinter den bescheidensten Erwartungen zurückgeblieben. Aber in demselben Briefe (November 1874), in dem der Dichter dem Vater das Ergebnis der Abrechnung im Betrage von ganzen neunzehn Talern und sechs Groschen zugunsten des Autors meldete, konnte er ihm berichten: „Gestern abend traf ich mit einem Militärarzte zusammen, der mich fragte, als wir uns vorgestellt wurden, ob

ich ‚der berühmte Dichter‘ des Heldenliedes sei. Du siehst,“ fügt er hinzu, „daß es auch hier sehr gebildete Menschen gibt. Ich mußte aber denn doch etwas lachen, denn eine solche Apostrophe ist mir in der Tat noch nicht vorgekommen.“ Gleichwohl war das „Heldenlied“ wirklich die erste Dichtung, die seinen Namen in weitere Kreise trug, wenn auch vielleicht weniger in das eigentliche Lesepublikum als gerade in Regionen, die im allgemeinen an Erscheinungen der modernen Literatur seltener Interesse nehmen. Das lag zum Teil am Stoff, zum Teil aber auch an dem Weg, auf dem die Kunde von dem Dasein des Dichters in die größere Öffentlichkeit gelangte. Im Herbst 1873 war „Vionville“ vollendet, und im Winter und im Frühling des folgenden Jahres ging der Dichter als Rhapsode seines eigenen Werkes in den Kreisen der Berliner, Potsdamer und Frankfurter Gesellschaft um und weckte durch die eigentümlich lebendig eindringliche Art seines Vortrags die Herzen. Hatten die Hörer doch zum großen Teil selbst im Feuer gestanden oder nächste Angehörige auf dem blutgetränkten Felde von Vionville verloren. Man horchte auf, erstaunt, freudig, daß da einer war, der das, was man gestern selbst erlebt, heute wie ein Stück Weltgeschichte schon in eine Sphäre verklärter Poesie emporzuheben verstand; man freute sich, wie da Momente, deren Augenzeuge man selbst gewesen, plötzlich auflebten in anschaulichen Gruppen und Bildern, wie keck und geschickt aus dem Wirrwarr der Tatsachenmassen hier einzelne Züge herausgeholt, wie gut und wahr die Stimmung des Augenblicks und auch die einzelnen strategischen und taktischen Lagen und Wendungen festgehalten und wiedergegeben waren. Der Name des Verfassers ging in den militärischen Kreisen von Mund zu Munde und bekam einen guten Klang.

Und eines Tages stand der „Sänger“ vor dem „König“. Daß es dazu kam, das war wesentlich das Werk des Vaters gewesen, der alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um nun auch seinen dritten Sohn als würdigen Erben seines Namens dem königlichen Kriegsherrn vorzustellen. An einem Apriltag war es, daß er dem Kaiser sein Lied vorlesen und zum erstenmal im persönlichen Verkehr ihm nahetreten, den Zauber der „hinreißenden Persönlichkeit“ erfahren durfte: „Ich konnte ihn,“ berichtete er der Schwester, „während ich las, genau sehen, er saß halbrechts mir zur Seite, sein edles Gesicht war unablässig auf mich gerichtet solange

ich las, und wenn je ein Dichter mit Entzücken das eigene Werk vorgelesen und sich beim Lesen am eigenen Werk erfreut hat, so war ich es an jenem Abende, und doppelt bei all den Stellen, von denen ich vermutete, daß sie dem Herrn gefallen würden. So bei jenen Worten: Fehrbellins Kommandostab usw.

[Du sollst die Mark heut führen, Alvensleben,
Der Hohenzollern treustes, bestes Gut.
Fürwahr, das nenn' ich königliche Gabe:
Belehnt mit Fehrbellins Kommandostabe!]

„Mir war's wirklich, als säße ich dem ganzen Vaterlande gegenüber und doppelt fühlte ich, wie glücklich die Menschen sind, die Könige zu Staatsoberhäuptern haben, in denen ihnen leibhaftig das Vaterland entgegentritt. Zweimal reichte er mir seine Hand und mir war zumute, als wäre ich nun erst geadelt worden. Das zweitemal geschah es, als er hinausging, er stand gerade vor mir, den Rücken mir zugewandt, und suchte mich mit den Augen. Er drehte sich herum und als er mich nun gewahrte, reichte er mir noch einmal die Hand und dankte mir für das Gedicht. Ich packte zu, jedenfalls ganz gegen die Etikette und drückte tüchtig darauf los, denn, dachte ich, das wird wohl nicht wieder vorkommen, daß du dem Sieger von Sedan die Hand drückst und darauf drückte er wieder. Es war nur ein kurzer Moment, daß er mir so nahe gegenüberstand und mich mit seinem gütig lächelnden Gesichte ansah, aber dieser Augenblick hat sich mir tief eingeprägt und ist mir am lebendigsten von dem ganzen Abend geblieben."

Der Kaiser nahm die Widmung des Gedichts an und im Mai 1874 erschien „Vionville" im Verlage von Georg Stilke im Buchhandel. Durch die Blätter war schon vorher die Kunde gegangen von jenem Leseabend beim Kaiser, und Freunde und Bekannte bestürmten den glücklichen Sänger mit Fragen und Glückwünschen.

Er hat das Gefühl, einen bedeutsamen Wendepunkt erreicht zu haben: die Tore des Lebens sind weit aufgeschlagen und die Zukunft bricht golden herein.

Kurz vor jenem Erlebnis hatte ihm sein Schwager in einem sehr herzlichen Briefe doch ernste Sorgen nicht verhehlt, die er sich um die

Zukunft ihres beiderseitigen Verhältnisses mache, wegen der Leidenschaftlichkeit, mit der der Dichter sich mit seinen Werken identifiziere. Darauf erwidert dieser jetzt: „. . . Ich will Dir . . . gestehen, daß das wahr ist, was Du sagst, ich identifiziere mich mit meinem Streben, aber das andere, daß dadurch ein Bruch, und vielleicht nur ein Auseinanderkommen mit den anders darüber Urteilenden herbeigeführt werden solle [!], das nicht. Das Gemüt vermag ja hundert Rätsel zu lösen, die der Verstand nicht lösen kann; der Verstand muß im gegenwärtigen Falle sagen ‚ja‘, das Gemüt sagt ‚nein‘. Und wenn mir nun auch all das Gewünschte nicht gelingt, wenn ich Schiffbruch mit allen diesen stolzen Hoffnungen erleide, wäre ich alsdann denn des Mitleids auch nur wert, wenn man nicht wenigstens sagen müßte, er hat mit allen Kräften dahin gestrebt, zu erreichen? Lieber Paul, Du kennst Goethes Wort: ‚Und vertrauet scheiternd oder landend seinen Göttern‘, das er vom Schiffsmann spricht. Mein Lebensschiff, so scheint mir, geht nun mehr und mehr in die Flut hinaus, die schon lange in kleinen und flachen Wellen um seinen Kiel gespielt hat. Laß es jetzt eine Zeitlang dahingehen und warte ohne Gram, der mir selbst das Herz beschweren würde, wie der Wind es treiben wird. Nenne es Leichtsinn, aber ich kann nicht denken, daß es ein schlechter Leichtsinn sei, wenn ich einem Gott vertraue, der mich auf merkwürdigen, oft gar nicht süßen Wegen führte, dessen Hand mir aber immer so erschienen ist, daß ich sie auf ein Ziel hinweisen sah. Wie gut Du es mit mir meinst, weiß ich aus vieljähriger Erfahrung; darum würde es mich schmerzen, wenn ich dächte, daß Du mit zu dunklen Sorgen auf meinen Lebensweg blicktest. Was wäre wohl aus mir ohne Vertrauen geworden? Lieber Paul, etwas Vertrauen!“

Dem Freund und Lehrer Frick aber, der kurz zuvor von Potsdam nach Rinteln übersiedelt war, schreibt er am 12. Mai: „Endlich ist das langerwartete Buch heraus, endlich kann es zu Ihnen eilen . . . Aus dem schweifenden Rhapsoden ist wieder ein seßhafter Dichter geworden . . . und was Sie bisher nur als rasch hinfliegendes und tönendes Wort vernommen haben, sollen Sie nun hübsch schwarz auf weiß, hübsch eins nach dem anderen, ohne Klang, still im Kämmerlein genießen. Für mich löst sich eine Dichtung, sobald ich sie gedruckt als Buch vor mir sehe, wunderbar von mir ab; sie erscheint mir ungefähr wie ein Sohn,

der sich eine eigene Lebensstellung geschaffen hat, gegenüber dem Vater; es ist noch das Kind, aber es braucht den Vater nicht mehr." Am 9. August erschien in der Sonntagsbeilage der Kreuzzeitung eine drei Spalten lange Besprechung von „Vionville" von Frick, warmherziger Anerkennung und wohlbegründeten Lobes voll, in der die „kleine Dichtung" für eine entschiedene Bereicherung unserer Literatur, für das Beste, was der große Krieg bis jetzt an epischen Erzeugnissen hervorgebracht habe, erklärt und „der Jugend (in keiner Schülerbibliothek sollte es fehlen), den Helden des 16. August und ihren Angehörigen ..., dem ganzen Volke endlich zu begeisterndem Genuß, aber auch zu ernster Mahnung" empfohlen wurde.

Diese Anerkennung seines alten, und wie die Folge noch zeigen sollte, ihm gegenüber keineswegs kritiklosen Lehrers entschädigte ihn reichlich, wenn es dessen noch bedurfte, für die kühle Abfertigung, die „Vionville" in der Nationalzeitung als „einem nicht ganz mißlungenen Versuch" zuteil geworden war.

Auf den hoffnungsreichen Frühling folgte ein fröhlicher Sommer. Eine militärische Dienstleistung führte ihn im August nach Potsdam, und wie anders ihn diese Wiege seiner jungen Leiden heute ansah, wurde schon mit seinen eigenen Worten früher berichtet. Alte Freundschaften wurden wieder aufgefrischt und vor allem mit dem treuen Genossen der bösen Tage, Rudolf Grimm, manch gutes Wort in heiterer Stimmung ausgetauscht. „Wir haben," schreibt er im August an die Schwester „einige sehr hübsche und komische Tage miteinander verlebt, des Abends gingen wir gewöhnlich ins Deutsche Haus und setzten uns in der Gaststube für uns allein. Grimm rezitierte nun fortwährend aus seinen Gedichten, und das reizte mich zu gleichem Tun, so daß wir uns fortwährend über den Tisch mit unseren Versen bombardierten — es muß für jeden Dritten (der aber glücklicherweise nie zugegen war) ein tolles Schauspiel gewesen sein." Ein redendes Denkmal dieser freundlichen Tage ist eine Prosaskizze „Dichterträume", die das Glücksgefühl über den ersten, mit neunundzwanzig Jahren errungenen Erfolg ausströmt. Nachdem Grimm in die Schweiz gereist war, hauste Wildenbruch in der Wohnung des Freundes und hinterließ beim Scheiden ein „Abschiedswort des großen Pathetikers an den befreundeten kleinen Lyriker":

Reichlich wirst du, o Freund, den Lohn, den verdienten, erlangen,
Da dem pathetischen Freund Obdach und Heim du gewährt.
Denn es feierten hier der Dichtung zweifache Geister
Lyrik und mächtiger Ton, Pathos vermählendes Fest.
Lyrik hegest du selbst, es brachte der Freund dir das Pathos
Und sein pathetischer Geist spukt in der Stube nun fort.

„Als ich herkam," heißt es in dem schon erwähnten Briefe an die Schwester, „trug ich eine ungewisse Ahnung mit mir, als würde ich hier durch mein Gedicht viele Freude erleben — und diese Ahnung hat sich nun über Erwarten erfüllt. Du weißt, daß der Kaiser sich überaus gnädig gegen mich gezeigt hat: am 18. (Jahrestag von Gravelotte) hatte er beim Regimente gegessen und nach dem Essen mich sehr gnädig angesprochen, auch befohlen, daß ich ihm ein Gedicht, das ich zu dem Tage gemacht hatte, abschreiben sollte; dann zeigte er auf eine Reiterstatuette, die auf dem Kaminsims steht und sagte, in dem er meinen Arm berührte: ‚Ich habe mich Ihnen noch nicht erkenntlich gezeigt. Den da will ich Ihnen schenken.' Am 20. traf dann wirklich die Statuette ein mit einem Handschreiben [‚Dem Leutnant von Wildenbruch, Reserve-Offizier des 1. Garderegiments in Potsdam. 18. August 1874. Wilhelm']. Als ich noch überlegte, wie ich ihm danken sollte, wurde ich zum 21. Nachmittag 5 Uhr nach Babelsberg zum Kaffee befohlen, wo Kaiser und Kaiserin sehr gütig zu mir sprachen ... Mündlich will ich Dir mehr von diesem wirklich schönen Feste erzählen, welches mir Gelegenheit gab, unseren Kaiser, während er der Gesellschaft voran durch den Park ging, so recht als Familienvater zu betrachten. Er sah wundervoll aus, groß wie ein König und freundlich wie ein Vater. Als er in den Saal trat und nach der Seite blickte, wo seine Offiziere standen, leuchtete sein gutes Gesicht ordentlich in Freude auf; man sah es ihm an, daß er sich unter den Seinigen fühlte. Mich redete er einfach als ‚Dichter' an und gab mir Gelegenheit, ihm meinen Dank zu sagen. Diese letzten Ereignisse soll Papa, zu dem ich jetzt gleich reisen will, erst selbst von mir erfahren."

Wenn einem in diesem Frühling und Sommer 1874 das Herz jubelte, so war es Louis von Wildenbruch. Und zwar nicht allein um der Anerkennung willen, die nun auch seinem dritten Sohne von höchster Stelle

zuteil wurde, wenngleich die Gnadensonne, die über den Enkeln Louis Ferdinands jetzt aufzugehen schien, ihm einen hellen Schein auf den letzten Sommer, den er erleben sollte, warf. Tiefer und größer war die Freude, die ihm der Sohn durch das, was er geworden war, durch den Glauben, den er an seinen inneren Beruf zum Dichter gewonnen, in sein Leben brachte. Der Gnadensohn, der solange das Kind stiller Sorgen gewesen, rechtfertigte nun den Namen, rechtfertigte die Opfer, die er in schwerem Kampfe seinem Stolz, seinen angeborenen und anerzogenen Vorstellungen vom natürlichen Berufe eines, der seinen Namen führte, abgerungen. Vater und Sohn sehen sich stolz und glücklich in die Augen und verstehen sich. „Als ich vor Jahren fühlte," schreibt der Sohn am 19. Mai in einem Brief, in dem er dem Vater für das Geschenk einer Reise nach Italien dankt, „daß es mir nicht möglich sei, dem Wunsche Deines Herzens, daß ich auf musikalischem Gebiete etwas leisten möchte, zu genügen, erfüllte mich das Bewußtsein mit großem Schmerz. Daher ist es mir jetzt eine innige Freude, Dich mehr und mehr fühlen zu lassen, daß Deine einstigen Hoffnungen nicht auf das Nichts gegründet waren, sondern daß wirklich ein großes und herrliches Gebiet der Kunst für Deinen Sohn vorbehalten war, in welches immer tiefer, immer völliger einzudringen nicht Fleiß noch Hingebung bei mir fehlen sollen. Du hast mich oft gewiß anmaßend und zu sehr von meinen Fähigkeiten eingenommen gehalten, oft auch wohl mit Recht; ich kann es aber mit Zuversicht sagen, daß je mehr ich erreiche, ich um so bescheidener zu werden hoffe, denn um so klarer wird mir, was noch zu erringen bleibt, und um so mehr verliert sich das Gefühl der Bitterkeit, das ein langes und fast immer fruchtloses Ringen im Menschen hervorbringt; ich habe zu lange so ringen müssen."

So klang auch diese letzte Disharmonie in Louis von Wildenbruchs Leben in einen reinen Akkord aus. Es war Zeit gewesen!

Als im November ihm der Sohn von jener ersten Begrüßung als „berühmtem Dichter" berichtete, war schon die letzte Krankheit bei ihm eingekehrt. Am 29. November 1874 losch sein Leben aus. Er ruht in der Familiengruft der Yorcks im Parke von Klein-Öls.

Wenn der Dichter von „Vionville" sich in den an Rudolf Grimm gerichteten Distichen als den Pathetiker bezeichnet, so entspricht das durch-

aus dem Bilde, das noch heute jedem vor der Seele steht, wenn sein Name genannt wird. Eine heroische Natur, die auf einen starken, volltönenden Ausdruck hochgespannter Gefühle drängt und die auch in den Alltag den stürmischen Pulsschlag des Soldatenbluts hineinträgt, das als Erbteil der kriegerischen Ahnen in seinen Adern rollt. Aber jeder, der den Novellisten Wildenbruch kennt, weiß auch, daß dies Bild nur eine Seite seines Wesens zeigt. Daß neben dem Pathetiker in der Seele des Dichters friedlich ein auf die Leiden und Freuden des Alltags ungemein schnell und stark reagierender Sanguiniker wohnte, der eine Anpassungsfähigkeit an die Empfindungswelt eines gar nicht heroischen Bürgertums besaß, die immer wieder in Erstaunen versetzt und etwas Rührendes hat. Diese Doppelnatur, die in jeder Lebenslage sich betätigt hat, erklärt es auch, daß es in den schweren und oft sein Selbstvertrauen auf eine so harte Probe stellenden Jahren inneren Ringens selten oder nie zu eigentlichen Konflikten mit seiner Umgebung gekommen ist. Die Wunden, die ihm Verständnislosigkeit, Verkennung, Geringschätzung und aus diesen dreien geborene Arroganz im amtlichen und geselligen Verkehr schlagen mochten, Wunden, an denen ein Gartenhausen, Heidenstein, Schottenbauer sich fast verbluten, werden bei ihm, wenn nicht ganz, so doch zum großen Teil aufgewogen durch impulsiven Glauben, naives Vertrauen, das schlichte, einfache Menschen ihm um seiner selbst willen entgegenbringen. Und wenn man daher auch die Porträtähnlichkeit mit den eben erwähnten Helden seiner Novellen stark betonen kann und muß, so darf man das ausgleichende Element, das ihm selbst aus der zweiten Seite seiner Natur erwuchs, nicht außer acht lassen. So grau, so düster, so einsam, wie in dem Leben seiner Helden hat es in seinen Frankfurter Jahren in ihm doch nicht ausgesehen. Selbst in der offiziellen Geselligkeit der Beamten- und Offizierkreise hat er, nachdem die ersten Reibungen und Mißverständnisse überwunden waren, keineswegs so außen vor gestanden, wie Schottenbauer. Nur eigentlich wohl hat er sich nicht bei ihnen gefühlt, und auch diese haben den vorwiegend schweigend beobachtenden, äußerlich stets liebenswürdig und bescheiden auftretenden Referendar, der beim Kaiser seine Gedichte vorlesen durfte, als ein heterogenes Element gewittert und gewertet. Aber in einzelnen Häusern war er ein gern kommender und gern gesehener Gast.

Wohl sein ließ er sich's als regelmäßiger Sonntagstischgast im Hause des Oberforstmeisters Nicolovius, des Stiefbruders seiner Mutter, Goethes Großneffen, dem seine Tochter Cornelie das Haus führte, die, leicht beweglichen Geistes und sprunghafter Laune, in das ernste Gespräch der Männer einen bald lockenden, bald abstoßenden Reiz zu bringen wußte; wohl sein bei der Frau von Tresckow, die, wunderschön anzuschauen in ihrer matronenhaften Schönheit, im Hause ihres Bruders, des Hauptmanns Wagner, lebend, in ihrem kleinen Kreise, fern vom großen geselligen Verkehr, die guten Überlieferungen der literarischen Salons des vormärzlichen Berlin anmutig und anregend pflegte; wohl im Hause Simsons, dessen kluges und gütiges Auge mit Teilnahme und Verständnis die stillen Kämpfe seines Referendars, seines „Schmerzenskindes" verfolgte, und mit dem durch das Medium Goethes und Kleists auch im Gespräch leicht sich Brücken der Verständigung herüber und hinüber schlagen ließen, auf denen, der Alte gebend, der Junge empfangend, sich beide aneinander freuend sich ergehen konnten. Auch für seine neuentstandenen Dichtungen fand er hier wie in anderen befreundeten Familien an Leseabenden empfängliche Zuhörer und in Stunden des Mißmuts über fehlgeschlagene Hoffnungen Zuspruch und Ermunterung. Da war das Haus der Familie von Unruh, in deren Besitz sich das „Riechbüchschen" befand, das ihm das Motiv für die Novelle gleichen Namens geben sollte, da das Haus des Konsistorialrats Reichhelm, auf dessen Anregung wohl die erste öffentliche Vorlesung der „Söhne der Sibyllen und der Nornen" zum Besten des Gustav Adolf-Vereins in der Aula der alten Viadrina am 18. März 1873 stattfand. Da schräg gegenüber seiner Wohnung das Haus des Prorektors Schwarze, in dem er zu jeder Tages- und Nachtstunde sicher war, Ansprache, Musik und sachverständigen Rat über historische Quellenliteratur zu finden. Und da war vor allem im Schatten der ehrwürdigen alten gotischen Marienkirche, „Frankfurts sehenswertestes Haus", das Pfarrhaus von St. Marien, das in dem Gedicht „Das Haus der Liebe" fortlebt:

. . . . . dieses Stückchen Welt,
So eng von Mauern rings umstellt,
Es war mein Erdenparadies,
Für das ich Welt und Menschen ließ.

Im Anfang des Jahres 1873 war er den Bewohnern jenes Hauses nahegetreten, wenige Monate später starb das Familienoberhaupt. Vier Töchter blieben verwaist zurück und hausten noch das Gnadenjahr in der Pfarrwohnung und im Pfarrgarten. Die feinfühlige ritterliche Art, in der der Freund der Brüder ihnen in den schwersten Tagen zur Seite gestanden, knüpfte die werdende Freundschaft fester, in der beide Teile Gebende und Nehmende zu sein glaubten. Die Schwestern, indem sie den für die stillen Reize des Familienlebens so überaus empfänglichen Freund geschwisterlich-vertraulich an dem Zusammenleben in Haus und Garten teilnehmen ließen, der Dichter, indem er den ganzen Reichtum seiner menschlichen und dichterischen Persönlichkeit wie einen Strom neuen höheren Daseins in diese Idylle hineinfluten ließ und einen Glanz über die kleinen Freuden der Alltäglichkeit zu verbreiten wußte, den die Bewohnerinnen des Hauses, die einen mehr, die andern weniger stark, aber alle dankbar empfanden. Und er wieder sonnte sich gern an der stets bereiten sinnigen Empfänglichkeit für alles das, was in dieser Zeit in seinem Garten reifte, an der naiven Freude, die jeden seiner Schritte begleitete und die auch den aus der Stimmung des Augenblicks geborenen Gelegenheitsdichtungen jene lebendige Teilnahme entgegenbrachte, die dem Schöpfer, der eben den letzten Federstrich getan hat, so wohltut, aber zugleich auch gefährlich werden kann, weil sie unwillkürlich die Phantasie in niedrigere Flugbahnen lenkt und ein gewisses enges Behagen am Spiel mit der Alltäglichkeit großziehen kann. Wer die Lyrik Wildenbruchs aus diesen Jahren daraufhin durchmustert, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß auch er von dieser Gefahr zuzeiten bedroht gewesen ist. Man sieht aus ihr deutlich, daß in die Freundschaft allmählich auch die Liebe hineinspielt, aber nicht als eine große aufwühlende erhebende Leidenschaft, sondern mit einem entschieden kleinbürgerlichen Einschlag; ein sanfter Begleitakkord, ein „Nebenbach“, der die große Fläche des Hauptstroms kaum vorübergehend zu trüben, geschweige denn aus seiner Richtung abzulenken vermag.

In dem Gärtchen im Schatten von St. Marien wurzelt auch Wildenbruchs Novellendichtung, und zwar tritt schon bei diesen Anfängen das Gesetz der Traubenbildung in die Erscheinung, das für seine spätere Roman- und Novellendichtung so charakteristisch ist: es ist als lösten

sich bei ihm die epischen Keime gruppenweise aus dem Mutterschoße der Phantasie los und drängten in einer geschlossenen Reihe, wie Traubenbeeren um einen Blütenstiel gereiht, zum Licht. Hat dieser Prozeß sich abgespielt, so tritt eine längere oder kürzere Ruhepause ein, als müßten sich erst neue epische Keimzellen bilden, um, wenn ihre Zeit gekommen, wieder gruppenweis als Traube zu reifen.

Und die erste Traube zeitigte der Sommer 1873; ein Träubchen mit kleinen noch nicht ganz voll entwickelten Beeren: drei Novellen, die den Anfänger auf diesem Gebiet in Stoffwahl und Stil verraten und die zugleich doch schon ein wesentliches Merkmal der späteren Novellendichtung Wildenbruchs aufweisen, nämlich die Anknüpfung an das persönliche Erlebnis, den starken Drang, Selbsterlebtes vom Fleck weg künstlerisch zu gestalten, Menschen und Verhältnisse der nächsten Umgebung als Motive zu verwerten.

Von den drei Novellen des Jahres 1873 gilt letzteres jedenfalls hinsichtlich zweier: „Das Riechbüchschen“ und „Die Taufe der Stadt“; sie wurden ebenso wie die dritte: „Das ewig Weibliche, eine märkische Dorfgeschichte“, geschrieben im Sommer 1873 teils in Frankfurt, teils während eines Kommissoriums (August/September) in Crossen a. d. O. Nur die erste ist gedruckt, die beiden andern aber handschriftlich erhalten. Bei großer Verschiedenheit sowohl hinsichtlich der Stoffwahl wie der Technik ist ihnen doch gemeinsam der Heimatboden; die gelben Wellen der Oder rauschen im „Ewig Weiblichen“ wie in der „Taufe der Stadt“, und über allen dreien steht der lichtblaue Himmel der Mark. „Das Riechbüchschen“, mit einem kleinen kulturhistorischen Einleitungsakkord, vielleicht durch W. H. Riehl nicht unbeeinflußt, ist eine tragische Liebesgeschichte im historischen Gewande des 16. Jahrhunderts. Das historische Gewand, gegeben durch die kleine Reliquie — das Riechbüchschen — die er im Unruhschen Hause gesehen und die der Phantasieanreger gewesen, während das persönliche Erlebnis — der Tod des Vaters der vier Töchter im „Haus der Liebe“ — offenbar Motiv und Vorbild für die an den Tod des alten Sparr in der Novelle sich anschließenden Szenen wurde. Das Ganze erzählt etwa im Stil Tiecks oder E. T. A. Hoffmanns, auch Willibald Alexis könnte so erzählt haben. Die Einfädelung der Erzählung in der ursprünglichen Fassung breit, behaglich und etwas un-

geschickt zugleich: „Ich aber, der ich, wenn mir die Weisheit ausgeht, immer wieder bei meinem alten großen Lehrer, dem Volke, in die Schule gehe, habe aus dessen Munde erfahren, was das mit diesem Bisambüchschen für eine Bewandtnis gehabt hat; und wenn es dich nicht langweilt, lieber Leser, so will ich es dir wiedererzählen, so gut ich kann.“ Man denkt unwillkürlich an den Hörerkreis am runden Tisch im Pfarrhaus von St. Marien.

An diesen Kreis gemahnt auch „Die Taufe der Stadt“, die ursprünglich „Die Reise nach Küstrin“ hieß und in dieser Form — an eine mit dem Bruder der Schwestern nach Küstrin unternommene Reise anknüpfend — eine auf den Unterhaltungston der Reisegefährten abgestimmte Humoreske war. In einer bald darauf vorgenommenen Umarbeitung ward aber das humoreskenhafte Urmotiv ausgeschmolzen und — man entsinnt sich, daß im selben Sommer „Vionville“ entstand — durch einen heroischen Eingangsakkord ersetzt: am Abend des Tages von Spichern finden sich drei Offiziere eines brandenburgischen Regiments zusammen, die sich früher nicht gekannt hatten, ein Berufsoffizier und zwei Landwehroffiziere. „Von der Gewalt des Augenblicks, der Menschen schnell bekannt machte, gedrängt, reichten sie sich die Hände, schüttelten sie schweigend und schlossen einen Freundschaftsbund.“ Man wird eins, daß man künftig an jedem Jahrestag der Schlacht zusammenkommen wolle, „und zwar so, daß sich zwei von ihnen immer bei dem dritten vereinigen sollten“, um einander dann zu erzählen, was jedem in der Zwischenzeit Gutes oder Böses begegnet sei. Ein solcher Jahrestag ist wieder da und die beiden Zivilisten besuchen den Berufssoldaten in Küstrin.

Dieser hat sein Quartier in einem Gemach des alten Schlosses, das einst Markgraf Johann von Küstrin, „der im märkischen Volksmunde mit Sagen umkleidete und Zauberkünsten begabte wilde und tolle Hans“, erbaut hat, der der Sage nach noch heute darin haust, und wenn der Feind naht und die Lärmkanone dröhnt, selbst auf den Wällen erscheint, „um in höchsteigener Person sein Kleinod zu verteidigen“. Vielleicht, meint Paul, der Gastgeber, als darauf die Rede kommt, habe er ihn mit einem Schusse, mit dem er vor den Augen der Freunde einen über der Oder kreisenden Adler erlegt, aus seiner Ruhe aufgescheucht und man dürfe seiner gewärtig sein. Bis um Mitternacht sitzen die Freunde beim Wein

zusammen; Paul, der Offizier, hat von seinen persönlichen Verhältnissen zum erstenmal gesprochen. Er steht noch immer vor dem Hauptmann und ist seit zehn Jahren heimlich verlobt! Den dadurch geweckten trüben und nachdenklichen Betrachtungen hat man sich entrissen durch Erinnerungen an den großen Tag, der sie zusammenführt. Der Lebenden, der Toten wird gedacht, „und," heißt es, „während sie anstießen, begannen sie, wie von innerstem Drange getrieben, das alte innige Lied Meister Uhlands, das im Munde deutscher Soldaten und darum des deutschen Volkes ewig leben wird, vom guten Kameraden, zu singen ... Die Töne des ernsten Liedes waren verhallt, man sah nach der Uhr und fand, daß eben die Mitternacht herangekommen war. Man stand auf, blickte auf den stattlichen Haufen geleerter Flaschen und sagte sich, daß die Stunde der Trennung geschlagen. Aber man sagte es sich nur mit dem Munde, denn im Herzen fühlten alle drei Freunde, daß der Abend noch nicht zum befriedigenden Ende gekommen sei: so wie Menschen des Abends zusammensitzen, nicht ruhig werden und scheiden können, weil sie noch einen erwarten, der kommen soll; aber freilich, auf wen mochten sie wohl warten können? Und trotzdem war es ihnen, als müsse noch einer kommen und als müßten sie auf ihn warten." Und wirklich kommt nun aus den Tiefen des Schlosses heraufgestiegen Markgraf Hans leibhaftig, setzt sich zu den Freunden, heißt sie willkommen und erzählt ihnen als Dank für das, was er von ihnen heute gehört, „ein Geschichtlein, das beste, das ich habe ... wie ich diesem meinem lieben Schoßkinde Küstrin ... einen Namen gefunden und wie ich's getauft habe ..."

Bis hierher ist einheitliches Kunstwerk: Zeitstimmung, Lokalstimmung (die Schilderung Küstrins usw.), Individuelles sicher und gut gezeichnet, das Spukhafte vortrefflich vorbereitet. Mit der Erscheinung des tollen Hans ist aber gerade der Zauber gebrochen. Seine Erzählung, wie er über den Namen für seine Stadt sinnend durch einen Zufall von der stillen hoffnungslosen Liebe seines Dienstmannes zu des Pfarrers Tochter Trine erfährt, nun selbst eingreift, die seit zehn Jahren heimlich Verlobten zum Aussprechen bringt, verspricht, ihnen den Herd zu gründen, dann als sie sich in seiner Gegenwart scheuen, sich zu ihrer Liebe zu bekennen, dem Bräutigam zuruft: „Küß Trine!" und im gleichen Augenblick den

Namen für die Stadt gefunden hat, ist in einzelnen Zügen direkter und indirekter Charakteristik hübsch, aber ein Ding vollkommen für sich, das nun leider durch die fragwürdige Schlußwendung keineswegs gekrönt wird.

Auch die dritte Novelle, „Das ewig Weibliche, eine märkische Dorfgeschichte", erfüllt nicht die Erwartungen, die der Eingang erweckt: ein etwas breit angelegtes, aber sehr anschauliches Landschaftsbild der Oderniederung bei Frankfurt und eine knappe Schilderung des an den beiden Ufern ansässigen Menschenschlags, in Typen der zur Stadt fahrenden Marktleute. Ein grau in grau gemaltes Gemälde neumärkisch-bäuerlicher Kultur oder Unkultur, wie es sich aus den Verhandlungen und Prozeßakten des Frankfurter Gerichts ergibt: „Wer in die Stuben des Frankfurter Gerichtes hineinhört, mag Schlimmes vernehmen und wer in den verstaubten Akten nachblättern wollte, möchte manchen düsteren Vorgang verzeichnet finden, der in jenen Behausungen sich abgespielt hat." Was dann folgt, ist eine ziemlich alltägliche Meineidsgeschichte, in der ein böser reicher Bauer und ein braver, aber etwas einfältiger armer Bauer, der in die Stricke des bösen fällt, eine Rolle spielen; der böse wird im letzten Augenblick vor den Schranken des Gerichts entlarvt und bestraft, der gute wird durch das Eintreten seiner noch braveren Frau vor dem Zuchthaus gerettet, und kehrt nach viel ausgestandener Angst in den Schoß seiner Familie wieder zurück. Offenbar handelt es sich auch hier um eine wirkliche Begebenheit, die sich so oder fast so zugetragen und das Interesse des protokollführenden Referendars ähnlich erweckt hat, wie nachmals die Begebenheiten, aus denen sich die Novelle „Vor den Schranken" aufbaut. Aber hier ist von einer künstlerisch gestaltenden Kraft der gegebenen Motive weder in der Führung der Handlung noch in den Charakteren etwas zu spüren. Eine moralisierende Erzählung, wie für den Leserkreis eines christlichen Volkskalenders geschrieben, vielleicht für einen wohltätigen Gelegenheitszweck, der jedenfalls mit der Kunst und dem inneren Wesen des Verfassers nichts zu tun hat.

Eine so große Anziehungskraft vor allem in den ersten Jahren Frankfurts „sehenswertestes Haus" und seine Bewohnerinnen auf ihn ausübte, ein Haus war da, mit dem es doch nicht wetteifern konnte. Das lag gar nicht weit davon, am Wilhelmsplatz: das Stadttheater.

„Wenn ich mit den Akten fertig war,“ schreibt er ein Menschenalter später, „beschäftigte ich mich damit, meinen Familienangehörigen Sorge zu machen, indem ich Gedichte schrieb. Und weil ich dieser Neigung nicht widerstehen konnte, ging ich fast alle Abende ins Theater, um mir Anregung zu holen. Freilich,“ setzt er hinzu, „die Anregung war nur mäßig, in dem Theater wurde nicht allzu gut gespielt und das, was gespielt wurde, war noch weniger gut. Was bekam man auch damals, unmittelbar nach Deutschlands Wiederaufgange, auf deutschen Bühnen zu sehen! Übersetzungen von französischen Ehebruchsdramen, Stücke von deutschen Verfassern, die den Franzosen nachmachten; dazwischen hier und da ein dramatisierter Roman von der Birchpfeiffer, der die theatralische Familienkost darstellte.“

Aber ebensowenig wie nicht erfüllte Hoffnungen und Wünsche ihn abhielten, immer wieder seine Schritte zum „Haus der Liebe“ zu lenken, ebensowenig konnten ihm die schlechten Stücke und die schlechten Aufführungen die unglückliche Liebe verleiden, die er nun einmal zum Theater hegte, denn diese Liebe war die große Leidenschaft, die sein Leben beherrschte, „die Göttin, vor der er auf den Knien lag“ in den einsamen Stunden bei der Lampe in der Oderstraße, die ihn quälte und peinigte bis aufs Blut, die ihm heute lockend ins Ohr raunte: „Du mußt glauben, du mußt wagen!“ und morgen ein höhnisches: „Du Tor!“

Da saß er denn an den Winterabenden im Theater am Wilhelmsplatz und an den Sommerabenden im Holzbau des Sommertheaters, im Garten des Gesellschaftshauses, saß und hörte und sah; fraß seinen Grimm über die schlechten Stücke und das mittelmäßige Spiel in sich und tauschte nur hin und wieder mit seinen beiden regelmäßigen Begleitern einen Blick des Einverständnisses. Und wenn der Vorhang gefallen, dann wanderte er mit den beiden zu Reimann oder in die Weinstube von Lienau und da saßen die drei seltsamen Gesellen bis in die Nacht und sprachen und stritten, was aus dem deutschen Drama und Theater werden solle, wenn es so weiterginge. Der blonde jugendliche Referendar, mit dem leidenschaftlich erregten, ungemein ausdrucksvollen Mienenspiel, den unter hochgezogenen Brauen hervorblitzenden Augen, der dröhnenden Stimme und den Worte und Tonfall unterstreichenden, immer in Bewegung malenden Armen und Händen, zuweilen den immer locker werdenden Kneifer wieder

festrückend und den freundschaftlichen Gegner durch die Gläser zornig anfunkelnd, und ihm gegenüber die beiden Gefährten, der Uhrmacher Baltzer mit dem breiten, stillen Gesicht, in dem über der großen friedlichen Nase zwei kleine freundliche Augen sinnend in die Wolken der Zigarre starrten, eine schlichte, unbeholfene Erscheinung, in dem doch, wie sein junger Freund behauptete, tief, tief verborgen ein Künstler steckte; und neben ihm der groteske, lebhafte, streitfreudige, in vielen Sätteln gerechte Freund des Meisters Baltzer, der Dr. Stange, im entstellten Gesicht die Spuren der Krankheit tragend, die ihm sein Leben verpfuscht, der Dr. Stange, „der ein Gelehrter hatte werden wollen, statt dessen aber, weil Epilepsie dazwischen trat, nur ein verdorbener Gelehrter und Bureauvorsteher am Kreisgericht geworden war", ein Grübler und Spintisierer über Probleme der Kunst, der auf Bücher zeitlebens sehr viel gegeben hatte und der nun zunächst kritisch zweifelnd, dann mit wachsender Teilnahme und Freude in dem jungen blonden Referendar und der Welt, die in dem lebendig war, etwas kennen lernte, was unendlich viel interessanter und wertvoller und erfreulicher war als alles, was ihm in seiner bisherigen Einsamkeit aus Büchern gekommen war.

Da saßen die drei und vergaßen die Welt um sich her, vergaßen, daß der eine morgen seine Uhren aufziehen, der andere seine Akten ordnen müsse, der dritte — ja der dritte — Referate zu schreiben habe, die der vorgesetzte Herr Richter mit dem Vermerk versehen würde, der Herr Referendar beherrsche die deutsche Sprache nur unvollkommen. Aber zwischen heut und morgen lag noch eine Nacht, und die gehörte ihm, ihm ganz allein, ihm und seinem Werk.

Die beiden ersten Frankfurter Jahre hatten der vaterländischen Dichtung gehört, dem mit dem großen Kriege geborenen neuen Geist, der ungestüm und herrisch von dem Dichter die Erfüllung einer geistigen Wehrpflicht verlangte und wie ein rechter Kriegsgott keine anderen Götter neben sich duldete. So hatten dramatische Pläne und Arbeiten zunächst geruht. Aber kaum war mit der Vollendung „Vionvilles" die Seele von diesem Zwange frei geworden, als die alten Hausgötter wieder auf die verlassenen Altäre zurückkehrten und nun doppelt eindringlich ihr Recht und ihr Opfer heischten.

Da lag noch auf seinem Tisch das Drama des Sommers 1869, das

er Wolf York zu seinem letzten Geburtstag geschenkt hatte: Der „Spartacus“. Im Winter 1872/73 war er nach einer Vorlesung zu einem neuen heimlichen Leben erwacht, und in den Septembertagen 1873, die Wildenbruch in dem von Erinnerungen an den geliebten Freund erfüllten Klein-Öls verbrachte, begann er eine Umgestaltung. Wie diese neue Bearbeitung, die ihn auch noch den folgenden Winter in ihrem Bann hielt, sich zu dem seinerzeit Wolf York auf den Geburtstagstisch gelegten Drama verhält, ist nur in einzelnen Punkten mit völliger Sicherheit festzustellen. Die wenigen erhaltenen Bruchstücke der ersten Fassung zeigen Abweichungen mannigfacher Art, die aber die eigentliche innere Struktur des Dramas nicht berühren. Und es spricht auch sonst manches dafür, daß der „Spartacus“ von 1873 im Aufbau, in den Motiven und in der Zeichnung der Charaktere sich nicht sehr wesentlich von der ersten Fassung entfernt hat; um so durchgreifender aber war offenbar die sprachliche Umschmelzung.

Frick, dem er Ende 1874 den neuen „Spartacus“ schickte, hat in einer sehr eingehenden brieflichen Kritik das Drama als unreif und verfehlt abgelehnt. „Keine Tragödie in großem Stil, sondern bis jetzt nur Materialien zu einer solchen; wohl schöne Momente, aber die Hauptsache fehlt noch; — bis jetzt noch zu sehr dramatisierte Geschichte, nicht historische Tragödie. Der Held ist nicht groß und tief genug gefaßt, das Kulturbild zu begrenzt und matt, nicht farbenreich genug usw.“ und er hat vor allem auch gegen den Charakter des Helden den Einwand erhoben, es fehle ihm die innere Einheit und damit auch das eigentliche tragische Interesse. Er hat diese Ausstellungen bis ins einzelne begründet und zweifellos im großen und ganzen durchaus recht. Der „Spartacus“ ist kein historisches Drama im höheren Sinne und sein Held leidet von vornherein an gewissen Defekten, die sein Heldentum in entscheidenden Augenblicken als im höchsten Maße fragwürdig erscheinen lassen. Wenn trotzdem der Dichter, soweit wir sehen können, sich in keinem Punkte zu einer Änderung verstanden hat, so hat er durch diese Ignorierung zweifellos die Keime zu einer großen Tragödie, die in seinem Drama steckten, selbst erstickt, aber sein Kritiker hatte gut reden. Denn wäre er dessen Ratschlägen gefolgt, so hätte er den Lebensnerv seiner Dichtung antasten müssen. Die Stärke und die Schwäche seines

„Spartacus“ beruhte eben darin, daß in diesem Römerdrama vielmehr ein Spiegelbild rein menschlicher, ganz individueller Erlebnisse und Konflikte gegeben war, denn eine dramatische Gestaltung des großen tragischen Motivs, das in der geschichtlichen Gestalt des Spartacus liegt und der Umwelt, aus der sie emporwächst und in der sie zugrunde geht.

So merkwürdig es ist, hat er von den großen historischen Perspektiven, die ihm Mommsens „Römische Geschichte“ gerade für die Behandlung des „Spartacus“ eröffnete, nur in einzelnen Zügen Gebrauch gemacht. Ihm entnahm er z. B. die Namen der Freunde Önomaos und Krixos, ihm den Zug der möglichen Abstammung des Spartacus von dem alten thrakischen Königsgeschlecht der Spartokiden, ihm vor allem die hohe Wertung der persönlichen Bedeutung des Spartacus u. a. m., aber im übrigen bauen sich Held und Handlung äußerlich auf der Grundlage der Schilderung des Sklavenaufstands in Plutarchs Leben des Crassus auf. Danach standen zwei Gestalten vor seiner Seele: der Thrakier Spartacus von nomadischer Abkunft, „der nicht nur einen kühnen Mut und große Leibesstärke besaß, sondern sich auch durch Einsicht und Sanftheit weit über seinen Stand erhob und mehr griechische Bildung verriet, als sich von seiner Geburt erwarten ließ“; und neben ihm seine Frau, gleicher Abkunft mit ihm, von der Plutarch erzählt, daß sie eine Wahrsagerin gewesen und, durch die bakchischen Mysterien begeistert, das Mirakel der um sein Gesicht sich windenden Schlange für eine Vorbedeutung einer großen und furchtbaren Macht, die für ihn ein glückliches Ende nehmen würde, gedeutet habe, und von der es weiter heißt, „diese Frau war auch damals bei ihm und begleitete ihn auf der Flucht“. Aus dieser angedeuteten Gestalt wuchs die Eubule des Dramas, eine thrakische Sklavin, die Spartacus befreit und die dann sein Weib wird und die vom ersten Auftreten an durch die Weite ihres Blicks, die Größe ihrer Weltanschauung und die Kraft des Willens den Mann und den Helden überragt und in den Schatten stellt. Diese führende, überragende Frauengestalt beherrscht von Anfang an die Phantasie des Dichters so sehr, daß er kein Auge und kein Ohr dafür hat, wie schwer er dadurch seinem Helden es macht, die überzeugende Führerrolle zu behaupten. Dazu kommt nun weiter, daß neben dem Spartacus — allerdings nur in den beiden ersten Akten — sein Freund steht, Önomaos, ein thrakischer Sklave

wie Spartacus und Eubule, der ebenfalls den Helden durch Weite des Blicks, Klugheit und Einsicht weit überragt, durch seine Besonnenheit diesen vor kopflosem Wagemut bewahrt, und trotz seiner Jugend der Lehrer, der Meister des ziellos tollkühn drauflosstürmenden Spartacus ist. Für diese Gestalt hatte ihm seine Quelle — in diesem Falle Mommsen — außer dem Namen keinen Anhalt gegeben: dies Motiv wuchs, verhängnisvoll für das Drama und seinen Helden, ihm aus dem Leben in das Stück herein. Was ihm Wolf Yorck war, mußte Önomaos für Spartacus werden. In diesem Freundespaar, in diesem Freundschaftsverhältnis sieht er sich und den geliebten Freund im Spiegel, und häuft, unachtend des Schadens, den der Künstler dem Kunstwerk dadurch zufügt, alles Licht und allen Glanz auf ihn, dem er soviel dankt. Es kümmert ihn nicht, daß er dadurch dem Helden den Boden unter den Füßen wegzieht; und als er 1873 in Klein-Öls die umgestaltende Hand an das Werk legt, da wird die Klage des Spartacus um den im Feld gefallenen Önomaos zur erschütternden Totenklage für Wolf Yorck:

Still doch, ihr alle — ihr seid viel zu laut!
Ich kann ihn ja nicht hören — sprich doch, Lieber,
Sprich, Önomaos, rede — sprichst du nicht mehr?
Auf ewig nun geschlossen, holde Pforte,
Aus der so oft sich Harmonie ergoß?
Entseelter Staub, welch eine Sprache führst du:
Solange schwingend geht das Weltenall,
Wird nie mehr nun ein Önomaos sein! —
O Herz voll Liebe, Seele voller Huld,
Des Freundes denkend — eignem Leide stumm! —
Seht — welch ein Glanz von dieser Stirne strahlt —
Ist dies schon Licht vom großen Lichte drüben?
Und wie er lächelt — teures Angesicht,
So schau' mich an, wenn du mit leisem Fuß
Dereinst durch meine dunklen Träume wandelst!
Tot Önomaos nun! tot — hin auf ewig!
Kaltherz'ge Welt, gehst du so ruhig weiter?
Ein einziger nur verlor ihn ganz, nur ich!
Dahin nun meines schwachen Fußes Stab,
Hin meines wüsten Pfades heller Stern!
Du, meines wankelmüt'gen Herzens Ruhestatt!

Du, nimmer müde, immerdar geduldig!
Stark und leutselig wie ein Baum voll Frucht!
Ihr Götter — wie so reich ist doch der Mensch,
Daß er sich selber nur zu geben braucht,
Um überreich den andern zu beschenken!
Und dies dahin! Nun alles so dahin!
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
Wie kalt, mein Lieber? Wie so stumm, ihr Lippen?
Mund voller Weisheit, voller milden Scherzes,
Wie überschreit dich nun so jeder Narr!
Tritt her, Gemeinheit, wirf dich in die Brust,
Er wehrt dir länger nicht — denn er ist tot!

Mit Recht rügte der unerbittliche Frick den Schlag, den der Dichter dadurch seinem Helden versetzte, er ahnte ja in dem Augenblick nicht, daß diese Totenklage einem andern galt, der mit Spartacus nichts zu tun hat.

Diese Verschlingung des subjektiven Elements mit den historisch gegebenen und dramatisch notwendigen Motiven hat die beiden letzteren nicht zur Entwicklung kommen lassen, hat dem Helden von vornherein den Stempel planloser Unselbständigkeit aufgeprägt, die dann später auch, gewissermaßen unwillkürlich, in Szenen zum Ausdruck kommt, in denen der Held nicht unmittelbar durch eine jener beiden Gestalten gedrückt ist.

Das sozialgeschichtliche Problem, das offenbar den Schüler Mommsens zuerst gelockt hatte, ist infolge dieser eigentümlichen Umbiegung des Stoffes und des Hauptcharakters nur gestreift, nicht an der Wurzel gepackt. Und gerade in den Szenen, wo diese Saite angeschlagen wird, zischt und prasselt am meisten rhetorisches Feuerwerk. Im dritten Akt wird in eigentümlicher Weise die Erscheinung des Spartacus, des Befreiers der Bedrängten, mit den messianischen Weissagungen in Verbindung gebracht und er begrüßt als

Der von dem uns Prophezeiung
Durch uns're Väter heil'gen Mund verkündet,
Daß er von Aufgang einst herkommen würde,
Ein Freund der Armen, Helfer der Bedrängten,
Ein Reich sich zu erbau'n, dem alles Land
Der Erde einstmals untertänig sei.

Aber auch dies Motiv ist nicht in die dramatische Struktur eingeschaltet, es bleibt ein lyrischer Begleitakkord. Und so gleitet denn auch das Schlußwort des Römers Petelius an der Leiche des Helden, das im Stil des Epilogs einer Shakespeareschen Historie beginnt, sofort von dem weltgeschichtlichen Problem ab und verrinnt in einer philantropischen Sentenz im Stile Grillparzers:

Denn nicht der Römer Feinde seh' ich mehr,
Nur Menschen seh' ich, sehe Menschentugend,
Die von den Menschen Ehrfurcht stets geheischt
Und immerdar sie heischen wird aufs neue:
Des Mannes hohen Sinn, des Weibes Treue.

Stilmischung ist auch sonst für das Drama charakteristisch. Kleist spricht herein, vor allem „Der Prinz von Homburg“, nicht nur in dem oft wiederkehrenden „O Lieber“, sondern auch in der Führung des Dialogs, vor allem in der Eingangsszene der beiden Freunde Önomaos und Spartacus, in der man aus der Ferne die Stimme Hohenzollerns und seines Arthur in der ersten Gartenszene zu vernehmen glaubt. Vor allem aber spürt man im Rhythmus der Sprache, in den bilderreichen Sentenzen und in einer ihm sonst fremden Neigung, weich zu werden, daß ihm Grillparzer nicht mehr fremd ist und ihn, wenn auch nur vorübergehend, gepackt haben muß. In den Römerszenen, in Capua, auf dem Forum und im Lager aber regiert Shakespeare. Coriolan und seine Mitbürger reden aus den Feldherren und aus den Bürgern Roms. Auch in der Technik ist der Shakespearesche Typus des historischen Dramas mit dem häufigen Szenenwechsel, dem Wechsel zwischen Prosa und Vers, maßgebend. Und wie dem Helden ein Hamletscher Zug im Blute steckt, so ist auch die nächtliche Begegnung der römischen Wachen auf dem Walle am Eingang des fünften Aktes mit Anruf und Antwort und Finsternis ein Seitenstück zu Bernardos und Marcellus' Wortwechsel auf der Terrasse von Helsingör.

„Spartacus“ in dieser Gestalt war nur das erste in der Reihe der Schmerzenskinder, die von nun an aus der stillen Behausung ihres Vaters in die Welt hinauswanderten, an die Türen der Theater Deutschlands pochten und alle, alle unverrichteter Sache wieder umkehren mußten,

weil man ihnen nicht aufgetan. Wenn aber der Bühnenleiter, der im Frühling 1874 das erste Nein sprach, das in der Folge der dumpfe Begleitakkord seines Lebens werden sollte, wenn Gustav zu Putlitz in Karlsruhe als das Ergebnis der wohlwollendsten Prüfung ein „Es geht nicht!“ meldete, so hatte er in diesem Falle als Theaterleiter zweifellos recht, als er das Stück nicht für lebensfähig erklärte.

Aber zugleich war das Verdammungsurteil doch auch typisch für die Konstellation des dramatischen Zeitpunktes. „Mit schwerem Herzen schreibe ich Ihnen,“ begann er. „Am liebsten hätte ich es gleich bei Empfang Ihres Stückes getan, denn hoffnungslos schlug ich es auf. Spartacus! Das ist ein verlorener Stoff für die Bühne ...“ Und dabei war Putlitz von allen damaligen Bühnenleitern wohl einer der vorurteilsfreiesten, durch literarische und ästhetische Bildung gegen den geschäftsmäßigen Schlendrian des Theaterroutiniers am besten geschützten. Kein Kassenmensch, ein wohlwollender, einsichtiger Beobachter der Literatur und zugleich ein Kenner der praktischen Bühne. Aber es fehlte ihm wie der ganzen Generation der Bühnengewaltigen um 1870 an dem inneren Glauben an eine Entfaltungskraft des deutschen Dramas überhaupt.

Wenn man nach den physiologischen Ursachen dieser Zeitkrankheit der Hoffnungslosigkeit forscht, so ist einer der Gründe dafür, daß diese Krankheit die Idealisten ebenso häufig und vielleicht sogar in heftigerer Form befiel, als die reinen Geschäftsleute, wohl zu suchen in den Ergebnissen des Schillerpreises; jener Stiftung, die bestimmt gewesen war, dem Drama höheren Stils die Wege zu ebnen, nicht zum wenigsten auch durch die öffentliche Anerkennung ihm den Zugang zu den spröden Bühnen zu erleichtern. Hebbels „Nibelungen“, die 1863 den Preis davontrugen, hatten allerdings noch als eine große Kunstleistung gelten können, die, wenn auch über die bleibende Bedeutung des Werkes und seines Schöpfers die Meinungen noch nicht geklärt waren, doch schon starke Bühnenerfolge aufzuweisen hatte, aber die beiden folgenden, Albert Lindners „Brutus und Collatinus“, die beste Tragödie, die je ein deutscher Oberlehrer geschrieben, und Geibels „Sophonisbe“, die schwache Leistung eines großen Talents, dessen Stärke auf lyrischem Gebiet lag, hatten kopfscheu und mutlos gemacht. Auch die Preisrichter! Denn 1872 war

man, ohne zu einem Vorschlag zu kommen, auseinandergegangen, und auch drei Jahre später sollte es ebenso ergebnislos verlaufen. Diejenigen, auf die man nach langem Zaudern und Schwanken angefangen hatte, ernstliche Hoffnungen zu setzen, Hebbel und Otto Ludwig, waren vom Schauplatz vor der Zeit abgerufen. Und auf der Bühne hatte weder der eine noch der andere festen Fuß gefaßt. Vestigia terrent. Also die Parole des erfahrenen Alters an die illusionsfreudige Jugend: Gebt euch weiter keine Mühe, laßt euch raten, ehe es zu spät ist, und ehe ihr euer Leben euch damit verpfuscht, der Fall ist hoffnungslos. Eure Zeitgenossen haben andere Wünsche und andere Interessen als ihr, sie haben sehr ernst zu arbeiten, und wenn sie müde von der Arbeit sind, dann wollen sie sich erholen, dann wollen sie fröhliche Eindrücke haben, ein Lustspiel oder eine Operette sich anhören, oder jedenfalls etwas aus dem Leben, das sie kennen, zu kennen glauben oder doch als Zuschauer kennenlernen möchten, Spiegelungen des modernen Gesellschaftslebens mit seinen vielleicht vom moralischen Standpunkt nicht immer ganz einwandfreien Verwickelungen und Verstrickungen, die aber, mit dem beruhigenden Bewußtsein „bei uns kommt so etwas nicht vor" genossen, das innere Gleichgewicht nicht über das Fallen des Vorhangs hinaus erschüttern. Das sind und das wollen eure Zeitgenossen nun einmal, und da ihr doch die Zeitgenossen braucht, so können wir, gerade weil wir im Herzen mit euch sympathisieren, euch keinen besseren Rat geben, als die Zähne zusammenzubeißen und euch nach etwas anderem umzusehen, statt länger dem Phantom nachzujagen, daß das, was ihr wollt und leistet, irgendwie eure Zeitgenossen interessiert und je interessieren wird.

An diese Mauer der wohlwollenden Verständnislosigkeit, die ringsum den Horizont umschloß, rannte der Dichter des „Spartacus" zum erstenmal auf, und es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß es nicht das letztemal gewesen sein sollte.

Unter den Blättern der Tragödie des Fechters von Capua, der dem italischen Bauer den Funken der Empörung wider die das Land aussaugende Stadt in die Seele warf, wuchs noch im Sommer 1874 ein Stück empor, das vielleicht durch die erneute Arbeit an dem Römerdrama die Triebkraft wieder erhalten hatte, sowenig es auf den ersten Blick mit jenem gemein hat, ein Drama, das zur Zeit des Bauernkrieges spielt:

„Auf der hohen Schule.“ Vermutlich ein Plan noch aus den ersten Berliner Jahren, aber damals wohl zurückgelegt und erst jetzt durchgearbeitet. Ein seltsames Stück, kindlich unreif und in der Fabel, auch in der Szenenführung und in der Charakterzeichnung merkwürdig unbehilflich und formlos. In den Gassen und Häusern von Rothenburg a. d. Tauber anhebend, dann unter deutschen Studentenhändeln mit Mord und Totschlag sich durch die Straßen Bolognas ziehend, im Lager der deutschen Landsknechte vor Pavia rastend, durch das Schlachtgetöse von Pavia mit dem gefangenen Franzosenkönig im Hintergrund fortstürmend, und endend wieder in Deutschland zwischen den Mauern von Rothenburg, an denen sich der Ansturm der aufständischen Bauern bricht. Der Held, ein Rothenburger Patriziersohn, der im ersten Akt Abschied von der Mutter und der Liebsten nimmt und mit dem Hofmeister nach Bologna auf die hohe Schule zieht, das römische Recht in seiner Vollkommenheit allda zu studieren. In den Reden von Bürgern und Bauern, wie in denen des römischen Rechtsgelehrten und seines Scholaren der Kampf zwischen dem fremden Recht und dem deutschen Rechtsgefühl in verschiedenen Tonarten anklingend. In Bologna der junge unerfahrene Rothenburger durch die Schurkerei eines Landsmanns und Verwandten in böse Händel verwickelt, die ihn schließlich das Schwert wider den betrügerischen Vetter zücken lassen; der Gauner fällt, scheinbar tödlich getroffen. Vor den Häschern schützt den vermeintlichen Mörder der Rottmeister der deutschen Landsknechte und rettet ihn ins Lager. Zwischen dem Retter und seinem Schützling entwickelt sich ein Verhältnis wie zwischen Vater und Sohn. Bei Pavia fällt der Alte, der den König Franz eigenhändig gefangen genommen, und sterbend offenbart er seinem Schützling, daß er vorzeiten in Rothenburg ein Mädchen geliebt und besessen, sie dann aber verlassen, und daß ihr Kind, vor die Türschwelle einer reichen Witwe gelegt, von dieser als eignes angenommen sei. Dies Kind ist die Pflegeschwester des jungen Patriziers. Nun zieht er mit dem Segen des Vaters, als Führer eines Trupps deutscher Landsknechte heim, um Mutter und Liebste wiederzufinden. Und er erscheint in der Vaterstadt, als eben der Anführer der Bauern, die die Stadt in der Gewalt zu haben glauben, von den Bürgern die Herausgabe eben jener Pflegeschwester fordert, zu der dieser Bauernführer, der einst vor den Toren

Rothenburgs gehaust, seit Jahren in wilder Leidenschaft entflammt ist. Da bricht der junge Hermann Waldmann mit seinen Landsknechten im rechten Augenblick als Retter aus der Not ein. Die Liebenden finden sich, die Mutter ist zwar nicht mehr am Leben, doch hat sie sterbend den fernen Sohn, trotzdem sie ihn für einen Mörder halten mußte, gesegnet. Auch der vermeintliche Gemordete ist zur Stelle, aber weder ihn noch den wilden Bauernführer ereilt die Strafe. Beiden wird verziehen und unter allseitiger Rührung fällt der Vorhang. Ein seltsam naives Stück, wie gesagt, wie aus alten Volksliedmotiven zusammengewachsen, und an den Stellen, wo so ein Volksliedton klingt, gelegentlich rührend und packend, aber als Ganzes doch merkwürdig flach wirkend, wie in eine Holztafel eingeritzte Konturen. Das Motiv des Bauernkrieges, das im ersten Akt sich anmeldet und im letzten den äußeren Hebel der Handlung abgibt, kommt ebensowenig zur Entfaltung, wie das andere des Kampfs zwischen römischem und deutschem Recht. Die Charaktere wachsen nicht aus sich heraus und die Handlung schreitet nur durch Anstöße von außen fort. Auch die Sprache — Prosa — ist ohne individuellen Ton, nur in den Landsknechtsszenen, vor allem in der Schilderung der Gefangennahme des Franzosenkönigs, ist Kraft und Beweglichkeit. Die Szenen in Bologna, alle auf der Straße spielend, gemahnen in der äußeren Anordnung der Bühne — zwei Häuser einander gegenüber, vor denen und aus deren Fenstern man spricht und streitet — an den Schauplatz der italienischen Stegreifkomödie.

Daß es gerade diesem von seinem Eigensten und Besten verhältnismäßig wenig gebenden Drama beschieden sein sollte, auf einer angesehenen Bühne als erstes das Licht der Lampen zu erblicken, erscheint merkwürdig, erklärt sich aber wohl aus eben der Buntschekigkeit der Handlung, von der man sich eine Wirkung auf das Publikum versprach. Doch lag einstweilen dies Ereignis und die Enttäuschung, die es brachte, noch im Schoße der Zukunft.

Von der kaum beendeten Arbeit rief ihn, wie schon erwähnt, im August der königliche Dienst nach Potsdam, und die Eindrücke, die er dort empfing, das Gefühl des starken Erfolges, den er durch „Vionville“ errungen, weckte in ihm die Lust, noch einmal sich an einen ähnlichen Stoff zu wagen, noch einmal als Herold großer Taten vor sein Volk zu

treten. Schon sich regende neue dramatische Pläne wurden zurückgestellt und gleich nach der Rückkehr, vielleicht sogar schon in Potsdam, wächst das neue Heldenlied „Sedan“ in seiner Seele empor und beherrscht bis in den Frühsommer des folgenden Jahres seine Phantasie. Es war begreiflich, daß der Blick in seines Königs Augen die Lust in ihm geweckt, den Helden selbst zum Mittelpunkt seines neuen Liedes zu machen. Und welchen größeren Stoff konnte er da finden, als die große weltgeschichtliche Katastrophe, in der Preußens Racheschwert für alle im Laufe zweier Menschenalter durch das Napoleonische Frankreich geschlagenen Wunden in die Hände des Sohnes der Königin Luise gelegt wurde. „Vionville“ war das Lied gewesen von einem Kampftag, an dem Helden siegten und starben, in „Sedan“ handelte es sich um mehr, um den Tag eines Weltgerichts, der zwischen zwei zur Feldschlacht ausgezogenen Königen und ihrem ganzen Volke entschied. Der Schlachtenlärm und der Kampf von Mann zu Mann, das Ringen der einzelnen Heerhaufen miteinander war diesmal nur der Klang der Trompete, die den Gerichtstag verkündet und vor das Tribunal ladet. Und so große Dimensionen in jeder Beziehung daher auch das Schauspiel des großen „Völkerjagens“ im ersten Gesang, der die Kämpfe um Sedan, die Einkreisung des Gegners und die Übergabe Napoleons schildert, annehmen mußte, und so starke Mittel auch hier schon aufgewendet wurden, um das Bild einer weltgeschichtlichen Katastrophe vor die Seele zu stellen, so konnte und durfte das doch nur der Prolog sein für die große Tragödie, die im zweiten Gesang anhub und ihren Höhepunkt erreichte: „Die Nacht von Donchery“. Die Szene ist das Haus, in dem die Kapitulationsverhandlung geführt wird, das kleine von den Lichtern einer Lampe und zweier Kandelaber dürftig erhellte Gemach, von dessen Wand ein Bild des ersten Napoleon

Das Angesicht vereist in fahlem Blaß,
Wie aufgestiegen aus dem Reich der Toten,
Aus Grabesschlummer aufgepeitscht von Haß.

herniederschaut.

Und in den „Enkeln derer“, auf deren Gräbern er mit seiner Rotte „die Hasen einst gejagt in Jenas Au“ steigt das Erinnerungsbild

auf an die Julinacht vor dreiundsechzig Jahren, als in den Gassen von Tilsit „wie eines Totenvogels nächt'ger Klang“ des Wächters Ruf ertönte: „Hört, Herrn, und laßt euch sagen, eu'r letztes Stündlein hat geschlagen!“, an die Stunde, in der zu Tilsit im Haus am Markt „ein müder Alter, Preußens Feldmarschall ... den der Waffenrock noch schmückte, den Hohenfriedbergs Reitersturm bestaubt“, das Todesurteil Preußens, den „Tilsiter Frieden“ unterzeichnet.

Aus 1807 wird 1870: am Tische sitzt wieder ein preußischer Feldmarschall und der heißt Moltke.

Und dröhnend kam's die Treppe aufgestiegen,
Als stampfte auf den Stufen ein Koloß.
Die Türe wich und einer trat ins Zimmer,
Breitnackig, so wie Atlas' Nacken war,
Aufragend wie ein Fels im Kerzenschimmer,
Die Augen ein entfesselt Adlerpaar.
Wie Schilf, das sich bewegt in nächt'ger Stunde,
Ging's: Bismarck, Bismarck flüsternd in der Runde.

Die Verhandlung mit Wimpffen, „dem unsel'gen Mann“, mit dem das Herz der Schlachtgewaltigen in Mitleid schlägt und die doch nicht weichen um Haaresbreite. Und vor Bismarck tritt „unsichtbar diesen allen“

Zum Himmel ragend wundervoll ein Weib,
Er sah die Flut der goldnen Locken wallen,
Erkannte Deutschlands heil'gen Mutterleib —
Ihm tat sie auf der Lippen Bogenpforte,
Und lauschend trank er seiner Mutter Worte.

Dreimal spricht sie zu ihm, dreimal fragt sie ihn, erinnert an die Schmach des Wiener Friedens:

Soll es, o Sohn, soll's also wieder sein?

an die „Zeit des Jammers und der Schmach“

Da's jedem Buben recht war, den zu kränken,
Der Deutschlands schöne Mutterzunge sprach!
— — — — — — — — — — —
Soll es, o Sohn, soll's länger also sein?

erinnert an

> Das Volk, das dir vertraut . . .
> Soll es vom Labetrunke niemals schlürfen,
> Mit dem Gelingen Menschenseelen speist?
> Soll es, o Sohn, soll's ewig also sein?

Und dreimal heißt es:

> Und Bismarck tat den Mund auf und sprach: Nein!

Und wie er dann zu den Unterhändlern spricht, rollt sich das ganze Schuldregister seit Melacs Wüten bis zu der Herausforderung der letzten Julitage und bis zu den Abertausenden auf den Schlachtfeldern von Metz, von deren Lippen „ein ungeheures schreckliches ‚Warum?'" zu Gott emportönt:

> Warum zerrissen Liebe, Glück und Leben?
> Warum so jung dem kalten Tod gegeben?

wie die Anklage des Weltgerichts in den Worten des Helden ab, und als er geendet, tritt Deutschland zum zweitenmal vor ihn:

> Dich und dein Volk soll keine Welt mehr scheiden!

Die Geister des deutschen Stromes, der deutschen Berge, der deutschen Wälder, die Glocken der deutschen Dome beginnen in der schweigenden Nacht plötzlich zu singen und zu klingen und rauschen die Jubelbotschaft über das schlummernde Deutschland. Der dritte Gesang „Des Königs Ritt" gehört dem König — die Begegnung mit Napoleon und der Ritt durch die Reihen der ihm zujubelnden Truppen — aber er hat gegen das Vorangegangene einen schweren Stand. Es wird Geschichtsbeschreibung, und die Schattengestalten deutscher Vergangenheit, die noch aufgeboten werden, um für die große Begebenheit der Gegenwart die Resonanz zu geben — der Wittelsbacher an der Veroneser Klause, Hermanns Gestalt, die Adler, die auffliegen vor den aus ihren Grüften aufsteigenden Kaiser- und Königsgestalten der deutschen und preußischen Geschichte — sie bleiben im nüchternen Tageslicht leere Schemen, und wollen sich auch mit ihren rauschenden Tonwellen großer Worte nicht als Gefolgschaft der schlichten Greisengestalt schicken, die über das Schlachtfeld reitet, ohne Marschallstab und Pose, als „ein König und ein Held".

In dem Gesagten ist schon angedeutet, worin die Schwäche und die Stärke dieses zweiten Heldenliedes lag. Schon dadurch war hier im Vergleich mit dem ersten die Lage des Dichters ungünstiger, daß die heroischen Akzente des Schlachtfelds, die dort angeschlagen, nicht gut überboten werden konnten, daß auch die in dem Stoffe liegende latente vaterländische Moral schon in dem ersten nachdrücklich und erschöpfend zum Ausdruck gekommen war, und daß schließlich für den Mittelpunkt eines Heldenliedes die Persönlichkeit des Kaisers sich von vornherein versagte. So drängte alle Kraft und Kunst der Darstellung sich in den zweiten Gesang, der dem patriotisch-kriegerischen Thema eine neue Seite abgewann durch die weltgeschichtliche Perspektive, und der durch die Aktion mit der gebornen Heroengestalt Bismarck als Mittelpunkt dem Dichter die Möglichkeit gab, sein eigentümliches Talent für pathetische Freskomalerei an einem wie kein anderes dazu geeigneten Objekt zu betätigen. Aber man begreift vollkommen, daß die Bescheidenheit des alten Kaisers, sobald seine eigene Person in Frage kam, einer Art der Verherrlichung widerstrebte, die ihm bei „Vionville", wo sie seinen tapferen Soldaten galt, so zu Herzen gegangen war. So kam es denn auch zu des Dichters großem Kummer nicht zu einer Vorlesung vor dem alten Herrn, nur dem Kronprinzen hat er das Werk vortragen dürfen. Den unmittelbaren Erfolg, den „Vionville" gehabt hatte, das 1874 eine zweite Auflage erlebte, sollte „Sedan" nicht haben. Er konnte das verschmerzen, da das Drama, das schon während der Arbeit an „Sedan" ihn wieder zu bedrängen begonnen hatte, einstweilen seine Kraft und seine ganze Liebe in Anspruch nahm.

Im Sommer 1875 war „Sedan" im Verlage von Waldmann in Frankfurt erschienen, mit einem prosaischen Vorwort, in dem der Dichter bezüglich der beiden, im zweiten und dritten Gesang erwähnten Episoden von Tilsit und dem Überfall in der Veroneser Klause die historische Glaubwürdigkeit noch besonders glaubte versichern zu müssen und mit den Worten schloß: „Nicht durch willkürlich erfundene, sondern durch wahrhaft gewesene Leiden und Freuden unserer Väter will der Dichter an der Hand seines Gedichtes den Leser führen; möge dieser ihm daher willig auch auf solchen Wegen folgen, die ihm zunächst vielleicht als Nebenwege neben dem Gange der großen Handlung erscheinen. Denn

ein Gesang von großer vaterländischer Tat ist nicht nur für die gegenwärtige Zeit bestimmt, in deren Herzen er das Gefühl durch sein Wort erlösen, auch nicht nur für die zukünftige, deren Gedächtnis er zum großen Tage zurückrufen soll, er ist auch für die Vergangenheit gedichtet, damit die großen Geister des Vaterlandes wieder auferstehen im Herzen des Volkes, sich zu neuem Leben erwärmend an der heiligen Glut, die Begeisterung in der Brust ihrer Nachkommen entzündete."

Als er diese Worte schrieb — die Vorrede ist „Juli 1875" datiert — war er schon weit vom deutschen Heldentag und seinen Männern entfernt, und doch auf einem Wege, auf den ihn vielleicht gerade die innerliche Beschäftigung mit der weltgeschichtlichen Katastrophe, die er selbst miterlebt, geführt hatte. Das alte Problem, der Kampf der Germanen und Romanen, war ihm in einer neuen Beleuchtung aufgegangen. Diesmal die Germanen unterliegend, die Romanen triumphierend, aber der Besiegte umflossen von dem Hauch heldenhafter Größe und tragischer Verklärung seines Untergangs als einer jener großen weltgeschichtlichen Katastrophen, vor denen die Frage nach einer persönlichen Schuld des einzelnen verstummt.

Das war das Drama „Harold, der Angelsachse". So lautete der ursprüngliche Titel und er weist besser als der nachmals gewählte „Harold" auf den Kern und den Ausgangspunkt des Dramas hin: ein Held, der ein ganzes Volk verkörpert, ein sterbendes, dem Untergang geweihtes Volk.

Wer oder was seine Aufmerksamkeit zuerst auf diesen Stoff gelenkt, ist mit Sicherheit nicht mehr festzustellen. Doch war vermutlich Heines Romanze der Anreger.

Das Bild des einsamen Weibes, das einst eines Königs Liebe genossen, das nun im Blut mit nackten Füßen watend, von „fraßbegieriger Rabenschar" umkrächzt den ganzen Tag unter den Leichen den toten König sucht und am Abend findet:

Sie suchte schon den ganzen Tag,
Es ward schon Abend — plötzlich
Bricht aus der Brust des armen Weibs
Ein geller Schrei entsetzlich.

Gefunden hat Edith Schwanenhals
Des toten Königs Leiche.

Sie sprach kein Wort, sie weinte nicht,
Sie küßte das Antlitz, das bleiche.

dies Bild, und die andeutenden Worte über die geschichtliche Situation:

Die Welt ist uns gram,
Wir sind verlassen vom Glücke.

Gefallen ist der bess're Mann,
Es siegte der Bankert, der schlechte . . .

Weh' dem, der jetzt ein Sachse ist!
— — — — — — — — — — —
Jetzt wissen wir, was bedeutet hat
Der große Komet, der heuer
Blutrot am nächtlichen Himmel ritt
Auf einem Besen von Feuer.

Bei Hastings in Erfüllung ging
Des Unsterns böses Zeichen . . .

waren es wohl, die zusammenwirkend seine Phantasie beschäftigten und ihn veranlaßten, sich über den bei Hastings erschlagenen König Harold und seine Angelsachsen genauere Kunde zu verschaffen. Er fand sie in Lappenbergs „Geschichte von England", und zwar nicht nur in einer Fülle von einzelnen Tatsachen, die weiter seine Phantasie mit Bildern tragischer Verwicklungen und dramatischer Momente erfüllten, sondern, was in diesem Augenblick noch wichtiger war, er fand hier den Kampf der Angelsachsen mit den Normannen unter einem Gesichtspunkt eingestellt, der ihn zum erstenmal das Schicksal seines werdenden Helden in einem großen weltgeschichtlichen Zusammenhang erfassen ließ und dadurch für das werdende Drama eine Grundlage schuf, wie er sie bisher noch nie gefunden. Noch beim „Spartacus" hatte er sich von Frick sagen lassen müssen, daß er das Wesen einer geschichtlichen Tragödie noch nicht erfaßt habe, daß die geschichtlichen Begebenheiten bei ihm noch einen nur verbindenden Text zu rhetorischen Explosionen seiner Helden abgäben, statt, wie es sich gebühre, durch die Persönlichkeit und die Taten des Helden zu einer inneren zugleich dramatischen und tragischen Einheit zusammenzuwachsen. Er hatte trotzdem seinen „Spartacus" so gelassen

wie er war; aber wieviel er aus der Frickschen Kritik gelernt hatte, das sollte der „Harold“ zeigen.

Er las die historischen Quellen jetzt mit anderen Augen und anderem Verständnis. Und deshalb war im höchsten Maße lehrreich für ihn, ja geradezu zündend, eine Stelle, die er bei seinen Haroldstudien im Lappenberg fand. Am Schluß der Darstellung des Bürgerkrieges, den Godwin und seine Söhne mit dem normannischem Einfluß verfallenen König Eduard geführt haben und der mit dem Sieg des Angelsachsentums über die normannischen Elemente endet, heißt es: „Die vollkommenste Versöhnung war in dieser Weise zustande gebracht und die allgemeine Zufriedenheit des ganzen Volkes muß auch den König überzeugt haben, daß seine tändelnde Vorliebe für normannische Äußerlichkeiten seinem Reiche das größte Verderben bringen konnte. Unleugbar sah hier das kräftige Naturgefühl des Volkes richtiger als das schwache Auge des zu einem trügerischen kosmopolitischen Standpunkt entrückten Monarchen. Wie drückend auch das Joch der Dänen und Norweger gewesen, so waren doch diese Völker ihnen in Sprache und Sitte nahe verwandt und die Verschiedenheit der Herkunft war nicht so groß, daß sie in der Gemeinsamkeit anderer Verhältnisse und der ... auf die dortigen Dänen übergegangenen Kultur des Angelsachsen nicht bald vergessen werden konnte. Anders war es mit den Normannen. Diese ... waren ihren Stammgenossen längst entfremdet und hatten die Kultur der unterjochten und südlichen Nachbarn angenommen. Statt der Normannen in Frankreich ließen sie sich jetzt besser als die Franzosen in der Normandie bezeichnen ... Für den Angelsachsen war die Normandie nicht allein die nächste Berührung mit dem romanischen Wesen, sondern auch die Grenze des stets mächtiger sich gestaltenden Einflusses des Papsttums. Mit gerechtem Mißtrauen durften die fränkischen [normannischen] Freunde des Königs als Vorzügler und Kundschafter des gewaltigen Neu-Rom betrachtet werden. Eduards des Bekenners Pietät wurde Britannien nicht minder gefährlich als Cäsars kriegerische und Gregors geistliche Eroberung und setzte beide gewissermaßen fort. Da die weltlichen Interessen zu Rom die Überhand gewonnen hatten, so war das geringste Übel, welches der Angelsachse zu fürchten hatte, daß England dem romanischen System eine geistige, der golderpressenden Kurie zu Rom eine weltliche

Der Traum

Fäng' ein Meer in einem Becher,
größer nicht als der Pokal,
als ihn mächtig ein Zecher
schlürfen kann mit einemmal.
Laß den Strand im Becher gießen,
mich zum letzten Küssen ein,
laß uns trinken ihn [illegible] Ströme
u. der Traum ist dein.

G. 3/6. 84 F. v. Wickenburg.

Eroberung werden möge; das größere Übel, eine Unterjochung unter die Herzöge der Normandie mußte die letztere zugleich mit sich führen. So dürfen wir wohl den Bürgerkrieg des Godwine, wenn auch sehr wenig Blut in ihm vergossen ist, als sehr wichtig durch die in demselben ausgesprochenen Ansichten betrachten. Wie Eduard das erste Beispiel des dem späteren Europa so verderblich gewordenen Wohlgefallens an fränkischer Hofsitte und Sprache gab, so erblicken wir in dem Widerstreben der Angelsachsen und dem Anschließen an Godwine eine noch nicht wider feindliche Heere, wohl aber wider entgegengesetzte Geistesrichtungen, vielleicht zum erstenmal in dieser Weise im Mittelalter sich kräftig hervordrängende Nationalität."

Wer sich die Geistesrichtung und die Seelenstimmung Wildenbruchs in diesen Jahren vergegenwärtigt, wird sofort begreifen, wie diese Einstellung eines Themas, das ihn vielleicht zunächst nur durch seinen romantischen Zauber interessiert hatte, in diesem Augenblick ihm wie eine Erleuchtung kommen und ihm einen neuen Weg gebieterisch vorzeichnen mußte, den einzuschlagen er keinen Augenblick zögerte. Denn wer das Drama kennt, kann nicht darüber im Zweifel sein, daß diese hier gegebene allgemeine Charakteristik der geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Faktoren in dem Kampf der Angelsachsen und Normannen die Grundlage bildet für den Aufbau des Werkes. Zugleich aber springt in die Augen, daß er mit und in diesem Angelsachsenstoff schon die Quelle der großen dramatischen und tragischen Probleme der germanischen Geschichte angeschlagen hat, aus der er bis an sein Lebensende immer wieder die Anregung zur Gestaltung schöpfen sollte.

Im Jahre 1898 hat Wildenbruch für eine amerikanische Zeitschrift einen längeren Aufsatz über die Entwicklung des deutschen Dramas bis zur damaligen Gegenwart geschrieben, in dem er sich über seine Lage und seine Ziele als Dramatiker in der Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, also der Epoche seines Schaffens, die mit dem „Harold" anhebt, ausspricht. Nach einer Schilderung der trostlosen Theaterzustände im ersten Jahrzehnt nach dem großen Kriege heißt es da:

„Wie tief sich der Schade einer solchen Literatur in die Gemüter eingefressen, wie weit sich die seichte Anschauungsweise in den theaterleitenden Kreisen Deutschlands verbreitet hatte, das hat niemand bitterer

erfahren, als der Verfasser dieses Aufsatzes selbst, als er in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre seine ersten aus der deutschen und anglo-germanischen Geschichte entnommenen Dramen schrieb, vor denen sich sämtliche Theater Deutschlands wie eine Mauer hermetisch verschlossen.

„Mögen es mir die Leser dieses Aufsatzes als einem ehrlichen Manne glauben, daß es mir nicht lieb ist, persönlich von mir selbst zu sprechen, daß mir der Gedanke, als wollte ich um meine Werke wie ein weihrauch-opfernder Narr herumgehen, unleidlich ist und fernliegt; aber ich muß meiner selbst erwähnen, weil, wie ich damals als Sturmbock gegen die Mauern anlief, auf denen höhnisch grinsende Achselzucker standen, ich noch heute als Verkörperung einer Richtung dastehe, von der sich das neueste Geschlecht schon wieder abgewandt hat, weil es meint, darüber hinausgekommen zu sein. Diese Richtung war die historische, die bewußte Vereinigung menschlich-dramatischer Schicksale mit großen geschichtlichen, insbesondere nationalgeschichtlichen Vorgängen.

„Denn zweierlei war mir klar: einmal, daß ein Wiederaufleben großen dramatischen Empfindens im deutschen Volke nur möglich war, wenn ihm gezeigt wurde, daß es größere Fragen und wichtigere Konflikte für die Menschheit gibt, als die in den deutschen Dramen der letzten Zeit nach französischem Muster abgehandelten Ehestandsfragen und Ehebruchskonflikte; sodann aber, daß, wenn je eine Zeit gekommen war, um zu den großen Aufgaben der dramatischen Kunst zurückzugelangen, diese Zeit jetzt war, und daß, wenn jetzt der Augenblick versäumt wurde, sie vielleicht nie wiedergekommen sein würde ... Deutschland war politisch reif geworden. Nur für ein politisch reifes und zugleich hoffnungsstarkes Volk kann der Dichter historisch-politische Dramen schaffen.“

Das war die Stimmung, das war die Gesinnung, aus der heraus Wildenbruch, seinem nationalen Pflichtgefühl folgend, sich im Sommer 1875 das neue Ziel steckte und ans Werk ging. Und eines ist wohl unbestreitbar: nie ist mit einem so starken, aus dem klaren Bewußtsein der Bedeutung des geschichtlichen Zeitpunktes herausgeborenen, persönlichen Verantwortungsgefühl und aus einer so glühenden selbstlosen Vaterlandsliebe heraus eine neue Epoche in der Geschichte des deutschen Dramas eingeleitet worden.

Eine neue Epoche! Es galt einen Boden, der nach der landläufigen

Meinung der Gelehrten und Ungelehrten seine Kraft ausgegeben hatte und nicht mehr ertragsfähig war, durch ein neues Ferment wieder zu verjüngen, es galt durch die Tat den Beweis zu liefern, daß er noch vollgehaltige edle Frucht zu nähren und zu reifen vermöge. Das heutige Geschlecht, das das Brot, nach dem die Generation um 1870 schrie, als selbstverständlichen Bestandteil von seines Lebens Nahrung und Notdurft hinzunehmen und zu genießen gewöhnt ist, hat wohl durchweg kein Verständnis mehr dafür, wem es dieses Brot zu danken hat. Es macht sich nicht klar, daß es erntet, was vor einem Menschenalter der einsame Mann in seinem Poetenstübchen über der Oder gesät hat, daß die Empfänglichkeit für starke künstlerische Erregungen tatsächlich durch die Persönlichkeit und die Dichtung Wildenbruchs erst wieder in weite Kreise hineingetragen und gepflanzt ist. Und es hat noch weniger Verständnis dafür, daß das, was dieser Mann als etwas Neues und Beherrschendes in das große Drama brachte, der Gedanke, die Dichtung in den Dienst der vaterländischen Idee zu stellen, es gewesen ist, der das deutsche Drama zu neuem Leben erweckt hat.

Das war etwas Neues, das wohl anknüpfte an Ideen, die im Sturm und Drang und in der Bewegung der Romantiker laut und auch Tat wurden — der Weg, den Goethe mit dem „Götz von Berlichingen“ einschlug — das anknüpfte vor allem an Heinrich von Kleist in der „Hermannsschlacht“ und im „Prinzen von Homburg“, das aber gerade an Kleist gemessen, seinen eigenen besonderen Charakter dadurch erhielt, daß die immanente Forderung, das Nationalitätsgefühl durch das Mittel der Kunst zu wecken und zu stärken, hier nicht wie bei jenem aus der Not des Vaterlandes, sondern gerade aus dem Erlebnis des größten nationalen Triumphes herauswächst. So war die Forderung für Kleist eine Augenblicksforderung, das Postulat der Durchgangsphase einer Natur, der noch unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeiten nach den verschiedensten Richtungen hin offenstanden, während bei Wildenbruch durch das Erlebnis des Fünfundzwanzigjährigen das Leben *den* Inhalt und die unablenkbare Richtung erhielt. Ihn füllte ganz aus, was für Kleist, den Reicheren, ein Zwischenfall war, der nur infolge des vorzeitigen Lebensabschlusses als ein Zielpunkt erscheint. Damit sind von vornherein auch die Grenzen der dichterischen Persönlichkeit Wildenbruchs und der Quali-

tätsunterschied der beiderseitigen Veranlagung angedeutet. Um so entschiedener aber muß betont werden, daß als in sich geschlossene dichterische Individualität Wildenbruch in der Geschichte des deutschen Dramas eine so einzigartige Stellung einnimmt, daß gerade der historische Betrachter ihm ernste Betrachtung widmen und — einerlei, wie er sich zu einzelnen Werken stellt — ihm und seinem Werk den Respekt nicht versagen wird, auf den er, wenn einer, Anspruch hat.

Seit wir eine große und mächtige Nation geworden sind, gehört es in gewissen Kreisen zum guten Ton, sich seines Volkstums, wenn nicht zu schämen, so doch möglichst wenig davon herzumachen. Lieber das Vaterland verleugnen, als auch nur von ferne in den Verdacht des „Chauvinismus" geraten. Man glaubt es herrlich weit gebracht zu haben, wenn man jede Betonung des nationalen Standpunktes mit hochgezogenen Augenbrauen als geschmacklos geringschätzig ablehnt. In dieser Wertung finden sich friedlich zusammen jene politischen Radikalen, zu deren Parteiprogramm der Internationalismus gehört und die sich daher die Wortprägung „Hurrapatriotismus" als Schlagwort ihres höheren Menschentums gestatten können, mit den Ästheten, für die politische Erregungen an sich menschenunwürdig sind und die in der Selbstbespiegelung des eigenen Ich den Daseinszweck der Menschheit erblicken. Diese beiden so verschiedenartigen Elemente laufen wie saure Milch beim Gewitter zusammen, sobald am Himmel so etwas wie eine nationale Frage auftaucht. Ein antinationaler Snobismus, der in seiner gespreizten Wichtigtuerei nur komisch und lächerlich wäre, wenn er nicht gerade in den Kreisen sich breit machte, denen, wenn nicht ihr gesunder Menschenverstand so doch ihre geschichtliche Bildung sagen müßte, daß noch keine Nation ungestraft diese Zersetzung ihrer eigenen Daseinsbedingungen geduldet, daß noch allemal ein solches Volk, das sich nicht zu achten weiß, schmachvoll geendet hat. Für unsere ästhetischen Snobs aber sind die Lehren der Geschichte Seifenblasen, deren Farbenspiel in der Sonne zuzuschauen ganz vergnüglich ist, die aber mit den Bedürfnissen, Wünschen und Hoffnungen ihres gegenwärtigen Ich gar nichts zu tun haben. Und so glauben sie Wunder was wie erlesenen Geistes zu sein, wenn sie eine Dichtung, die die Freude am Vaterland weckt und wachhält, die die Errungenschaften, welche ein Volk stark und

groß machen, direkt oder indirekt verherrlicht und ins Licht stellt, von vornherein als Tendenzdichtung, als minderwertig ablehnen. Sie würden aber im höchsten Grade — und mit Recht — sich entrüsten, wenn man die Hereintragung ihrer Welt- und Lebensanschauung in ihre Dichtungen ihnen als Verquickung der Kunst mit tendenziösen Zwecken vorrücken wollte. Nur gerade der Ton, für den ihnen das Organ infolge von Selbstverstümmelung verkrüppelt ist, soll nicht angeschlagen werden, der gilt nicht. Daß das eine Vergewaltigung des künstlerischen Schaffens an und für sich bedeutet, und zugleich eine klägliche Verengerung des geistigen Horizonts, das kann nicht scharf und energisch genug immer wieder betont werden. Es handelt sich um eine Fälschung der natürlichen Voraussetzungen ästhetischer Wertung überhaupt, um eine Fälschung, die nicht nur dem einzelnen Dichter, der nun einmal hier steht und nicht anders kann, ein schweres Unrecht tut, sondern der ganzen Literatur, und damit dem ganzen Volk einen schweren Schaden zufügt.

Aber auch vom Standpunkt jener Ästhetiker selbst ist diese Wertung anfechtbar, weil sie in schärfstem Widerspruch steht mit ihrer eigenen und durchaus berechtigten Forderung, das Kunstwerk nicht nach dem Stoff, sondern lediglich nach der Gestalt, die ihm der Künstler gibt, zu schätzen.

Würde sich die Diskussion auf diesen Boden verpflanzen und darauf beschränken lassen, ob und inwieweit die künstlerische Gestaltung des — an sich ebenso wie jeder andere für die Dichtung daseinsberechtigten — nationalen Stoffes den höchsten künstlerischen Anforderungen entspricht, dann wäre immerhin eine Grundlage gewonnen, auf der man sich, wenn auch vielleicht nicht einigen, so doch verständigen könnte.

Aber auch dieser Diskussion müßte die Erledigung einer Vorfrage vorausgehen, nämlich der: welches Ziel der Dichter — von der Stoffwahl abgesehen — sich selbst gesteckt hat, welche künstlerische Form ihm selbst als Ideal vorgeschwebt hat. Diese Frage ist insofern nicht leicht zu beantworten, als, wie sich noch zeigen wird, Wildenbruchs Anschauungen über die seiner Individualität, wie seinem künstlerischen Ideal entsprechende Form im Laufe der Zeit Wandlungen erfahren haben. Um so notwendiger ist es, sich über seinen Ausgangspunkt klar zu werden. In dem erwähnten Aufsatz über das deutsche Drama aus dem Jahre 1898

spricht er von den Schwierigkeiten „in der Geschichte und Seelenart des deutschen Volkes“, „die es beinahe unmöglich erscheinen lassen, daß ihm das große echte Drama gelingen sollte“. Er weist daraufhin, daß der landläufige Vergleich der Arbeit des Dramatikers mit der des Bildhauers falsch sei: „Die Wirkung der plastischen Kunst beruht auf der Einzelfigur — das Gesetz des Dramas ist, daß die Gestalt der Hauptfigur, des Helden, zu anderen Persönlichkeiten in ein Verhältnis, in einen Konflikt tritt. Sein Gesetz ist die Gruppe. Die Gestalt des Bildhauers stellt einen Moment dar ... Die Gestalt des Dramatikers muß von einem Moment zum anderen fortschreiten; Bewegung ist das Gesetz des Dramas, Entwicklung von einem Anfang zu einem Ende, von einem Fundament zu einem Gipfel. Will man daher die dramatische Kunst mit einer anderen vergleichen, so gibt es nur eine, die sich zu solchem Vergleich heranziehen läßt: die Architektur. Wie sich im Drama der Gedanke des Dichters von Akt zu Akt emporbaut, bis er am Schicksalsschluß des Helden angelangt ist, so steigt vor mir, indem ich ein Bauwerk ansehe, der Gedanke des Baumeisters in bewegter Linie empor, von Stockwerk zu Stockwerk, bis daß das Dach darauf gesetzt ist und nun das Ganze vor mir steht, als ein geschlossener Organismus, ruhevoll, aber nicht starr, gegliedert, aber übersichtlich. Scheinbar ganz verschieden, in Wirklichkeit nahe verwandt sind die Materialien, mit denen der Baumeister arbeitet und der dramatische Dichter: Steine und Tatsachen. Solange die Steine verstreut am Boden liegen, sind es tote Blöcke, die mir nichts sagen; sobald sie von der Hand des Architekten zusammengefaßt ein Gebäude geworden sind, werden sie lebendig; sie sprechen zu mir und ich verstehe den großen Gedanken, den sie aussprechen. Solange die Tatsachen unverbunden, eine neben der anderen, mir aus dem Weltraum des Geschehens entgegentreten, haben sie keine Bedeutung für mich, erscheinen mir wie Zufälligkeiten; sobald sie dagegen von der Hand des Dramatikers zusammengefaßt, zum kunstvoll gegliederten Bau geworden sind, erkenne ich einen weisheitsvollen Zusammenhang zwischen den Dingen, erkenne, daß jede dieser scheinbar zufälligen Tatsachen ein Gedanke des Weltgeistes ist, die sich gegenseitig bedingen und von Anbeginn der Dinge an die Stunde regieren, in der ich augenblicklich lebe. *Steine und Tatsachen, Bauwerk und Drama werden von ein und dem-*

selben Gesetze umschlossen und regiert, von der Linie, die ihnen den Umriß vorschreibt ... Dem Deutschen und nicht nur dem, sondern dem Germanen überhaupt, ist der Gedanke der künstlerischen Linie von Natur aus fremd. Stimmung und Farbe, das ist sein Element, nicht aber die Zeichnung ... Aber in der deutschen Seele ist eine geheimnisvolle, dem Fremden kaum verständliche Eigenschaft, ein Zwiespalt, ein beständiger Kampf ... Dieser Kampf besteht darin, daß der Deutsche sich einerseits mit zäher Gewalt an seine Stammesart anklammert und andererseits aus seiner Art hinaus darüber hinweg verlangt und Fähigkeiten entwickelt, die ihn darüber hinaustragen. Nur so läßt sich eine so wunderbare Erscheinung wie ... Schiller erklären. Vergleicht man den dichterischen Gehalt der Schillerschen Dramen mit dem der Shakespeareschen, so muß man zugestehen, daß er gegenüber der greifbaren Körperlichkeit und der gesättigten Farbengewalt des Engländers blaß, abstrakt und doktrinär ist. Das ist das deutsche Element in ihm. Neben dieser Eigenschaft aber springt aus denselben Dramen eine andere auf, die ganz und gar über die deutsche Natur hinausgeht, die aus dieser und darum eigentlich überhaupt gar nicht erklärt werden kann, eine Begabung zum Aufbau des Dramas, zur Führung der dramatischen Linie, die ihn nicht nur ebenbürtig neben die griechischen und die größten romanischen Dramatiker stellt, sondern ihn geradezu einzig erscheinen läßt ... Im Volke, das seinem großen unbeeinflußten und unbeirrbaren Instinkt folgte, blieb Schiller der große, der geliebte und angebetete nationale Dichter; bei den Gebildeten, die sich von einigen Wortführern einschüchtern und hinnehmen ließen, wurde es zu einem Kennzeichen geistiger Überlegenheit, halb verächtlich über ihn die Achseln zu zucken ... Die Dichter verloren dadurch das Verständnis für die tiefen Bedürfnisse ihrer Volksseele, den Zusammenhang mit den großen unirdischen Gewalten, aus denen einzig und allein die große dramatische Kunst Leben schöpft."

Es hat im Leben Ernst von Wildenbruchs, seit er dichterische Ziele verfolgte, keine Stunde gegeben, in der er nicht in tiefster Ehrfurcht und Andacht vor dem Genius Schillers auf den Knien gelegen hätte — aus zahlreichen Zeugnissen sei nur sein letztes Bekenntnis zu Schiller, das Gedicht zum hundertjährigen Todestag „Heros bleib bei uns" heraus-

gehoben — und immer wieder hat er es ausgesprochen, was er an ihm bewunderte: das war einmal die sittliche Persönlichkeit und dann die Kunst des Baumeisters. In beiden ist er ihm Vorbild gewesen, und doch war Schiller nicht der Prophet, der ihn taufte und an dessen Fackel er seine eigene entzündete. Daß das und warum das nicht der Fall sein konnte, ist schon zwischen den Zeilen des eben zitierten Aufsatzes zu lesen. Er war von Anfang an — und ist es bis an sein Lebensende geblieben — ein Naturalist in dem Sinne, daß die Intuition für ihn das A und O aller Kunst war und blieb. Darin lag seine Kraft und seine Schwäche. Er hatte durch fleißiges Studium der praktischen Bühne wie durch ausgebreitete Lektüre der Dramatiker aller Zeiten schon verhältnismäßig früh einen Schatz von Erfahrungen über die Grundgesetze dramatischer Technik gesammelt, in sich aufgenommen, der zum Teil im Unterbewußtsein verlagert, in den Stunden der schöpferischen Tätigkeit an die Oberfläche kam und den unerschöpflichen Strom der seine Phantasie überflutenden dramatischen Motive in das Bett einer in sich geschlossenen dramatischen Handlung selbsttätig leitete und lenkte. Aber ein Grübeln und Sinnen über das Was und Wie, ein Disponieren nach einem auf dem Verstandeswege gewonnenen Bauplan widerstrebte ihm. Und deshalb sollte ihm auch allezeit das Ändern einer intuitiv gefaßten Konzeption so schwer werden und so häufig mißlingen. Das war ihm eigentlich nur möglich durch das Mittel einer Versetzung unter die Zuschauer, also durch ein Ausgehen von der Wirkung des Aktes oder der Szene auf einen Dritten, nicht durch ein Wiederuntertauchen in die Tiefen, aus denen die ursprüngliche Konzeption der Gesamtidee aufgestiegen war. So hat er fast immer die Kraft besessen, aus den beiden Quellen der dichterischen Intuition und der empirischen Beherrschung der dramatischen Technik seinen Werken im ersten Wurf vom ersten bis zum letzten Akt eine erstaunliche Federkraft zu verleihen; wo aber in der ersten Konzeption ein Konstruktionsfehler untergelaufen war, ist er nur sehr selten imstande gewesen, ihn nachträglich zu beseitigen, weil in der Regel dann die Arbeit nicht im Zentralnervensystem des Kunstwerks, sondern an der schwachen Stelle einsetzte.

Der schöpferische Prozeß war ihm an erster Stelle Temperamentssache. Bei der Besprechung eines Dramas hat er einmal am Schluß

die Frage aufgeworfen, warum das so gut gewollte und bis zu einem gewissen Grade auch gut gebaute Werk seine Wirkung verfehle und er hat sie beantwortet: „Weil der, der mit des Riesen Spielzeug spielen will, die Arme des Riesen haben muß; weil die sanfte, edle Seele für die Tragödie nicht genügt, weil ein Herz dazu gehört, in welchem Raum sein muß für die Stimme der Menschenleidenschaft! Weil die Tragödie nicht ein Ding ist, welches sich nach bestimmten akademischen Regeln konstruieren läßt, sondern welches aus leidenschaftlich gestimmter Seele individuell empfunden und erfunden sein will. Wie eine Naturgewalt muß die tragische Notwendigkeit uns entgegentreten, nicht wie das künftige Ergebnis einer kühlen Berechnung." Und er schließt: „Man schilt die Menschen unserer Zeit materialistisch, wir glauben, daß sie nicht sowohl materialistisch als realistisch sind. Sie wollen allerdings auf der Bühne mit Händen greifen und mit Augen sehen. So war es zu Shakespeares Zeiten auch; und seine große Wirkung entstand daraus, daß er sein Publikum vor eine Fülle neuer großer tatsächlicher Ereignisse stellte und sie von Figuren tragen ließ, die mit warmem, natürlichem und großem Gefühle erfüllt waren. Darum ihr deutschen Dramatiker, laßt die Stürme, die ihr entfacht, wirklich Stürme in Fleisch und Blut, nicht bloß in Gedanken sein; werft Tatsachen auf die Bühne, laßt Bedeutendes geschehen. Sind die Taten da, dann werden die poetischen Worte gleich den Blättern am gesunden Baume von selbst daraus entsprossen."

In diesen 1878 geschriebenen Worten — die zugleich erkennen lassen, warum er weder damals noch später zu Hebbel ein Verhältnis gewinnen konnte — ist die Forderung enthalten, die er an sich selbst und seine Werke stellte. Die Forderung, von der man ausgehen muß, wenn man ihm gerecht werden will. Es kann sich weiter nur darum handeln, zu fragen, inwieweit diese Forderung an sich den höchsten Ansprüchen, die wir an das große Drama stellen, entspricht und inwieweit er diese Forderung erfüllt hat.

Wir machen immer wieder die Beobachtung, daß der Künstler, der theoretische Forderungen über Wege und Ziele der Kunstform aufstellt, unwillkürlich sich das Ideal modelt nach den Fähigkeiten der Gestaltung, die er selbst besitzt. Je nach dem Überwiegen oder dem Zurücktreten eines oder des anden Faktors in seiner eigenen Veranlagung wird in

der von ihm aufgestellten Norm ein Merkmal stärker, als das andere als wesentlich betont und hervorgehoben werden. Für Wildenbruch ist, wie schon erwähnt, die aus einer leidenschaftlichen Erregung des Gemüts geborene Intuition der Ausgangspunkt. In diesem Augenblick strömt ihm eine solche unendliche Fülle von dramatisch prägnanten Motiven und von möglichen Verschlingungen und Verknüpfungen dieser Motive zu, daß ein anderer aus diesem überquellenden Reichtum zehn Dramen gestalten könnte, und daß es für ihn selbst der Aufbietung der ganzen Kraft bedarf, um in diesem Meer von Begebenheiten sich nicht zu verlieren. Das, was neunzig von hundert aller Dramatiker vielleicht die meisten Schwierigkeiten bereitet, die genügende Anzahl von federkräftigen, die Handlung in beständiger vorwärtstreibender Bewegung haltenden Motiven zu finden, ist ihm fast ein Kinderspiel. Sie sind in jeder denkbaren Kombination immer für ihn da. Und ganz selbstverständlich ist daher für ihn die erste Forderung an das Drama: Tatsachen, Tatsachen, und wieder Tatsachen. Aber in dieser ist zugleich eine zweite enthalten: Tatsachen, von denen zu hören und zu sehen sich lohnt. Tatsachen mit bedeutendem Inhalt. Nichts aber ist für ihn bedeutender und wichtiger, als die menschliche Persönlichkeit, die sich einsetzt für die Erreichung eines großen Zieles, und das größte Ziel ist die Hingabe des einzelnen an das, was man Vaterland nennt, d. h. an den Boden — bildlich und eigentlich gesprochen — auf dem er gewachsen und aus dem er die Kraft, er selbst zu sein, gezogen hat, und in den er wieder diese Kraft mit neuen Wurzeln einsenkt. Die Konfliktsmöglichkeiten, die sich aus dem Verhalten des einzelnen zu dieser allen gemeinsamen Aufgabe ergeben können, Konfliktsmöglichkeiten, geboren aus der geschichtlichen Entwicklung, aus der sozialen Stellung als Regierer oder Regierter, aus dem Temperament, dem Charakter, dem Hereinspielen von individuellen Leidenschaften, sie sind es, die diesem Drama der Tatsachen den inneren Gehalt geben. Und zu ihnen gesellt sich als dritter Faktor das nie schlummernde Bewußtsein einer großen persönlichen Verantwortung und zugleich die helle Vorstellung all der horchenden, spähenden Gesichter, wenn der Vorhang aufgeht. Sie haben ein Recht darauf, nicht nur, daß man ihre Erwartungen, von bedeutenden und interessanten Taten zu hören nicht durch langatmige Betrachtungen enttäuscht, sondern vor allem auch, daß

diese Taten ihnen selbst wieder einen Lebensinhalt geben, daß sie um Lebenswerte bereichert das Theater verlassen, bereichert um den höchsten Lebenswert: die Stärkung des vaterländischen Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühls. Immer sieht er diese fragenden, lauschenden Gesichter und immer wieder sucht er ihnen durch die Taten seiner Helden Antwort, Antwort und Lebenswerte zu geben. Darin gleicht er Schiller; aber während dieser einen weiten Bogen beschreibend den ganzen Umkreis sittlicher Pflichtforderungen umschreitet, in dem mit anderen Vaterlandsliebe und -treue ihren Platz haben, ist für den in der strengen Schule der nationalen Kämpfe des 19. Jahrhunderts Gereiften das vaterländische Pflichtgefühl das Gebot, das neue Gebot, das wie ein Stern leuchtet, der nie untergeht, nie untergehen darf.

Daß ein Drama, das sich aus solchen Elementen aufbaut und in solchen Bahnen bewegt, die höchsten Forderungen seiner Art erfüllt, kann wohl nicht bestritten werden. Es trägt den Stempel der Persönlichkeit seines Urhebers, dem als Mensch und als Künstler eine besondere Aufgabe zugefallen war, die keiner von den Großen, denen er sich, der Grenzen seines Talents wohl bewußt, anreihte, so hätte lösen können. Und wenn auch ihn mit Schiller zu vergleichen aus den angeführten Gründen müßig ist, muß doch das eine betont werden: er war seit Schiller der erste, der als Dramatiker seine Aufgabe wieder so als ein ihm verliehenes priesterliches Amt betrachtete, und der durch den tiefen eindringenden Ernst seiner sittlichen Persönlichkeit auch in den Lauen und den Zweiflern wieder den Glauben weckte an eine von der Dichtung ausgehende, den ganzen Volksorganismus neu beseelende und adelnde Kraft. Sittlich im Sinne der Vereinigung aller jener Seelenkräfte, die der Mensch braucht, wenn er das Höchste leisten will.

Während ihm sich diese Wege und Ziele klärten, begegnete ihm einer, in dem er auf den ersten Blick den Gleichgesinnten, die verwandte Natur erkannte und begrüßte: Björnsterne Björnson. In einem 1907 zum 75. Geburtstage des Norwegers geschriebenen Aufsatz hat er uns wundervoll von jenem Theaterabend erzählt, an dem er in Frankfurt mit seinen beiden Freunden Baltzer und Stange Björnsons „Fallissement“ sah und von dem tiefen, unvergeßlichen Eindruck, den dies Stück damals — es war im Winter 1872/73 — auf ihn gemacht hat. Wie da „mitten

in all der Frivolität, Banalität, die wie ein erbärmlicher Widerhall aus der dramatischen Werkstatt Deutschlands auf den ehernen Glockenton antwortete, mit dem die Weltgeschichte über die Erde geschritten war“, ihn dieses Stück wie ein großes Erlebnis packte. „Noch heute, indem ich dieses schreibe,“ heißt es, „sitze ich wieder zu Frankfurt im Theater, fühle den mächtigen Luftstrom, der wie der Atem des Nordpols aus dem Stück mich anwehte, mich und uns alle, die wir zu ersticken begannen in der Gründer- und Spekulantenatmosphäre, die wie ein Miasma Deutschlands Seele zu betäuben anfing, höre wieder den Ton, den ich seit Friedrich Schiller nicht mehr von der deutschen Bühne vernommen hatte, die Stimme des heiligen Zornes, die Stimme eines Mannes, in dem der Dichter aufstand in der Gestalt, wie Gott den Dichter für die Menschheit gewollt hat: als Prophet. Als einer, der nicht paktiert, nicht Kompromisse schließt, sondern „das ist recht und das ist unrecht“ sagt, der nicht mit spitzen Fingern einen kleinen Vorgang aus dem Menschenleben herausangelte, um ein Theaterstück daraus zu machen, sondern der ein Drama aufbaute, weil er ein Ausdrucksmittel brauchte für den mächtigen Inhalt seiner Seele, für das ganze Menschentum, das ihn erfüllte und kein besseres, stärkeres Ausdrucksmittel dafür fand, als das Drama, mit seinen Vorgängen, seinen Worten und Gestalten.

. . . In der Nacht kam ich nach Haus . . . Unmittelbar unter meinem Fenster ging der Strom und der Strom ging mit treibendem Eis. Das war ein düsteres, gewaltiges Bild, und indem ich in dies gewaltige Bild hinaussah, . . . war plötzlich alles wieder lebendig vor mir, was ich den Abend im Theater gesehen, gehört, erlebt hatte, das mächtige Stück, die neue Welt; so lebendig, als wäre da etwas innerlich Verwandtes gewesen zwischen dem dumpfen Getön der krachenden Schollen, die stromhinunter dem unendlichen Meer entgegentrieben, und der Seelensprache dieses Stücks, in dem sich die Menschen aneinander gerieben hatten, wie da draußen das klirrende Eis sich rieb und über dem sich schließlich doch etwas auftat, wie ein stilles, heiliges Gebiet, in dem sich die Leidenschaften beruhigten, die Kämpfer versöhnten: das große Reich der unendlichen Gerechtigkeit.“

Das war die Pforte, durch die Ernst von Wildenbruch geschritten war auf dem Wege zu dem großen Drama, das im Sommer 1875 seine

Seele aufwühlte. Der erste große Wurf einer historischen Tragödie, geboren aus einem an der tiefen Not eines um sein Dasein kämpfenden Volkes leidenschaftlich teilnehmenden Herzen. Zum erstenmal als Mittelpunkt eine tragische Heldengestalt, die in dem Kampf für das höchste Gut, das Volk, dem er entsprossen und das sich seiner Führung vertraut hat, in den Tod geht, ein geborener König. Ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der durch eine Welt von Kleinmut und Arglist sich mit seinem Schwert die Bahn bricht, um wie Siegfried an der Wunde, die ihm aus dem Hinterhalt versetzt wird, schließlich zu verbluten. Ein reiner Tor, der durch das Beste, was in ihm ist — das kindlich reine Vertrauen, den festen Glauben an die Treue von Mann zu Mann — sich selbst und die Seinen ins Verderben verstrickt. Ein königlicher Held, dem zum Ideal eines Herrschers und zum Muster eines tragischen Helden viel fehlt, der in entscheidenden Augenblicken, wo geistige Überlegenheit, ja nur Besonnenheit erforderlich ist, versagt und der doch das große tragische Mitleid vom ersten bis zum letzten Augenblick an sich zu fesseln weiß. Und man spürt in jeder Linie, wie hier noch etwas anderes mitgearbeitet und mitgewirkt hat, als die Glut, die sich an der Vorstellung eines erträumten Heldenschicksals entzündet hat, daß hier — vielleicht dem Schaffenden im Augenblick kaum bewußt — in dem blondgelockten König, der ohne Hoffnung, von den Nächsten verlassen, in die Schlacht zieht und „weil nicht Unterstützung kam aus London", mit dem Häuflein Getreuer nach verzweifeltem Kampf erschlagen wird, der Enkel den letzten Kampf und die letzte bittere Not des Ahnherrn noch einmal erneuert hat.

Es ist sehr leicht, mit dem Maßstab des normalen Heldenschemas nachmessend, an dem Wildenbruchschen „Harold" eine ganze Reihe von Fehlern und Verfehlungen, vor allem nach der Seite des für den tragischen Helden in solcher Lage unentbehrlichen Intellekts, nachzuweisen und daraufhin, wie das nachmals Fontane bei der Berliner Aufführung getan hat, das ganze Drama und seinen Helden mit einem „es ist kein gutes Stück" abzutun.

Auch gegen das Drama als Ganzes und in einzelnen Teilen Bedenken und an sich begründete Bedenken vorzubringen, wird keinem Kritiker schwerfallen, genau so wie man etwa aus Schillers „Kabale und Liebe" sich eine ganze Sammlung von Beispielen, wie es nicht gemacht werden

soll, zusammenstellen kann — ich denke dabei gar nicht einmal an die berühmte Kritik des Goetheschen Reisefreundes: „Ich wasche meine Hände von diesem Schillerschen Schmutze“ — um schließlich doch nicht zu sagen „es ist kein gutes Stück“.

Und gewiß hat auch Wildenbruch später Besseres geschrieben, wie Schiller auch über die „Luise Millerin“ nachmals herausgewachsen ist; gleichwohl ist beiden Dramen etwas von dem Zauberhauch gemeinsam, der uns immer wieder „jugendlich erschüttert“.

Die Hauptpunkte einer tragischen Entwicklung sah er sich in seiner Quelle vorgezeichnet: den Kampf zwischen der höheren Kultur eines zugleich klugen und tapferen Erobererverkes — der Normannen — und der dumpfen, durch die Impulse triebhafter Leidenschaften bestimmten Gebundenheit eines in Parteihader und kleinen Fehden entarteten und zersetzten Bauernvolks. Die Konflikte, die sich aus der Paarung beider Rassen im Familien- und Staatsleben ergeben. Über beiden nach Beute ausschauend, zum Stoß bereit, der Römeradler, mit dem Bannstrahl der Kirche in den Fängen. Von diesem Hintergrund sich abhebend ein typischer Vertreter der Angelsachsen, der durch die typischen Leidenschaften und Schwächen seines Stammes, durch eigene und fremde Schuld tragisch verstrickt wird. Die Etappen: ein abgelisteter, leichtsinnig im Rausch des erhitzten Blutes abgegebener Eid, ein durch die höchste vaterländische Pflicht dem Leister des Schwures auferlegter Bruch des Eides, und schließlich eine durch diesen Eidbruch zwischen ihm und seinen Nächsten, um derentwillen und für die er ihn gebrochen, herbeigeführte Entfremdung, die ihn im Augenblick der Entscheidung einsam, fast wehrlos, dem Eroberer preisgibt.

Um das zu einem Drama zu gestalten, bedurfte es einer Loslösung der konstruktiven Elemente des tragischen Konflikts von allem überflüssigen Beiwerk und der Zusammenraffung der über Jahrzehnte sich erstreckenden Begebenheiten in eine zeitlich und örtlich geschlossene Handlung. So wird — allerdings nicht in der ersten Fassung — die Gewalttat des Eustache von Boulogne in Dover, die noch zu Lebzeiten von Harolds Vater, Godwin, geschah, in den Eingang des Dramas verlegt und die Rolle, die bei diesem Ereignis „Godwin und seine Söhne“ spielen, Harold allein zugeteilt; auch Harolds Brüder, die in der Geschichte neben

ihm in wechselnden Rollen erscheinen, sind — wenn auch ebenfalls erst in späteren Redaktionen — gestrichen, bis auf den zum Knaben verjüngten Wulfnoth, während Harold selbst aus dem vollreifen Mann und Familienvater, wie ihn die Geschichte kennt, in einen Jüngling, der kaum die Schwelle des Mannesalters überschritten hat, verwandelt ist. Ein Zug, der für die psychologische Begründung seines Handelns von entscheidender Bedeutung ist. Der winzige Keim der geschichtlichen Überlieferung, daß Harold bei seinem Aufenthalt in der Normandie Wilhelm verspricht, dereinst eine seiner Töchter zu ehelichen — ein politischer Schachzug — wird zu einem Kernmotiv der tragischen Handlung in freier Erfindung und Verknüpfung der Tatsachen herausgearbeitet. Denn nicht der historische, auf die Reliquien geleistete Eid ist es, der Harold in tragische Schuld verstrickt — der Eid stößt vielmehr nur die Kugel in den Lauf, die schließlich die letzte Katastrophe herbeiführt — sondern das Sichverlieren des Angelsachsen, der vorm Feind steht, in eine Leidenschaft für die Normannentochter, was ihn zum Führer seines Volkes untauglich macht. Von der Mutter Harolds, Gytha, weiß die Überlieferung wenig zu sagen; sie wächst als selbständiger Charakter erst aus der tragischen Schuld des Sohnes zu einem dämonischen Leben empor, wie die Nemesis selbst, und zugleich an sich die Hybris, die die Mutter in eine Rachegöttin verwandelt, sühnend. Die Frau, der die Willenskraft, durch die sie die Männer ihres Hauses und Volkes überragt, zum Verhängnis wird, indem sie durch die Verweigerung der Huldigung das Volk führerlos und den König volklos macht. Eine Gestalt, die an die dämonischen Rächerinnen bei Shakespeare erinnert, die aber in dem beschränkten Starrsinn ihres „ich will nicht“ den typischen hippokratischen Zug ihres Stammes nicht verleugnet. Mutter und Sohn leben genährt vom Herzblut des Dichters, während Eduard, der Sohn Ethelreds, dem die Geschichte wie die Handlung des Dramas sie als Gegner gegenüberstellt, eine von jenen bleichen Schattengestalten bleibt, die, aus den Erinnerungsbildern von durch Schwachheit schuldigen Königen zusammengeflossen, nur ein Scheinleben führt. Die Schwäche des Dramas ist aber vor allem das normannische Gegenspiel. Einmal technisch durch den dadurch bedingten doppelten Schauplatz und die daraus folgende Zerreißung der inneren und äußeren Handlung des Stücks, vor allem

aber auch in der Einstellung und Führung der Charaktere. Diese werden nicht nur moralisch durch Harold und Gytha gedrückt, sondern auch physisch. Sie haben keinen Raum, um sich zu ganzen Menschen auszuwachsen, sie sind wie Planeten, die ihr Licht von einer fremden Sonne bekommen, und die in dem Augenblick, wo sie von dieser nicht beschienen werden, dunkel und farblos werden. Sowohl Wilhelm wie Adele, seine Tochter, beide wesentlich Phantasiegestalten des Dichters, sind nur von außen gesehen und wachsen über das Niveau wirksamer Theaterfiguren nicht hinaus.

Davon abgesehen aber ist die Bewältigung des großen dramatischen Apparats, von der ausgezeichneten Exposition angefangen, eine höchst respektable Arbeit; nicht nur der Rhythmus der stets bewegten, stets vorwärtsdrängenden Handlung, nicht nur die Mobilmachung einer ganzen Armee von scharf und anschaulich gezeichneten, mit den Augen des Dramatikers gesehenen Charakteren zweiter bis vierter Ordnung, ihre Zusammenstellung zu homogenen oder kontrastierenden Gruppen oder Massenszenen, sondern vor allem das Durchhalten des einen großen Tons von der ersten bis zur letzten Szene, das Durchtränktsein jeder einzelnen Gestalt von dem Geist, aus dem das Stück geboren, Vaterlandsnot und Vaterlandsfreude, ohne Aufdringlichkeit und Phrasenschwall, sind Eigenschaften, die auch den, der in der entscheidenden Szene, da Harold den Eid schwört, schmerzlich das Unzulängliche der Begründung empfindet, immer wieder hinwegtragen über diese und andere Mängel der inneren Motivierung.

Der „Harold, der Angelsachse", der im Sommer 1875 geschrieben, im Herbst vollendet wurde, sah allerdings noch wesentlich anders aus, als der, der nachmals auf die Bühne kam. In jenem spielte noch Edith Schwanenhals eine Rolle, und das bedingte natürlich eine etwas andere Einstellung, sowohl Gythas wie Adelens. Doch wissen wir darüber Näheres nicht mehr. Nur daß die erste Begegnung zwischen Harold und Edith nach Harolds erster Rückkehr aus der Normandie stattfand, und Harold, den der Sturm ans Land geschleudert, wie eine Art Meerungetüm auftauchte. Erhalten ist von dieser Fassung überhaupt nur der kleine Bruchteil einer Szene zwischen Edith Schwanenhals und ihrer Mutter, in der Edith die nachmals in die Gedichte aufgenommene Ballade von

„Edward und Egwine“ sich singen läßt. Was ihn verhältnismäßig sehr bald zu der Ausscheidung der Edithfigur und anderen bedeutenden Abänderungen veranlaßte, war wohl das Ergebnis von Erfahrungen, die er im Oktober zum erstenmal aus der Aufführung eines seiner Dramen schöpfen konnte.

Hans Yorck, der seit seiner Verheiratung in Weimar lebte, hatte den Intendanten des Hoftheaters, Freiherrn von Loën, für „Auf der hohen Schule“ zu interessieren gewußt, und schon im Frühling des Jahres hatte er in seinem Geburtstagsbrief an die Schwester melden können, daß das Stück angenommen sei. „Du kannst Dir nicht denken, wie mich dieses erste Gelingen mit einem dramatischen Versuche erfreut hat. Ich kann sagen, daß ich seitdem viel fröhlicher in das Leben blicke als bis dahin; und daraus erkenne ich recht, daß diese Beschäftigung doch die ist, zu der mich das Schicksal geboren werden ließ.“

Am 16. September berichtete ihm Otto Devrient im Auftrage des Intendanten, daß die Leseprobe des „frischen und lebendigen Stückes“ stattgefunden und bei allen Mitspielenden das lebhafteste Interesse erregt habe. „Es sind durchgehends fesselnde schauspielerische Aufgaben und die Lust, mit der sie aufgefaßt werden, verheißt immer die beste Aufnahme.“ Freilich folgte nun noch ein langes Aber: das Stück spiele mindestens eine Stunde länger, als normale Vorstellungsdauer. Es müsse deshalb in allen Szenen bedeutend gestrichen und in mehreren auch nicht unwesentlich geändert werden. Aber mit diesen Strichen und Änderungen werde es sicher Erfolg haben und am 7. Oktober solle die Aufführung sein.

So packte er denn in den ersten Oktobertagen vergnügt seinen Koffer und pilgerte, froher Hoffnung voll, zu den letzten Proben nach Weimar, dort von anteilvollen Herzen begrüßt. Bei Hans Yorck und seiner Frau wohnte er und im Kalkreuthschen Haus ging er täglich aus und ein, hatte er doch hier in der Schwiegermutter seines Freundes eine besondere Gönnerin gefunden, eine vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft für seine Dichterträume und -nöte innig interessierte Vertraute und mütterliche Freundin.

„Mit leuchtenden Augen,“ berichtet aus der Erinnerung die Tochter, „trat er bei ihr ein und in langen Gesprächen ließ er sie einsehen in

sein Fühlen und Denken ... Daß die bevorstehende Aufführung ganz im Vordergrunde stand, ist selbstverständlich. Ich erinnere mich rührender Äußerungen von Dankbarkeit und Glück, in denen er uns aussprach, welches gewaltige Erlebnis es für einen dramatischen Dichter sei, seine Gestalten und Gedanken endlich lebendig verkörpert vor sich zu sehen, ein anderer könne sich dies seltsame Glücksgefühl gar nicht vorstellen! Wie ganz unaussprechlich dankbar er jedem einzelnen Träger seiner Rolle sei für die richtige Auffassung derselben, für jedes seiner Intention nach wiedergegebene Wort sei ... Er berauschte sich ordentlich in Dankbarkeit und Freude zukünftigen Glücks. Wenn ihm auch zuweilen etwas bange wurde, so sah er der Aufführung doch zuversichtlich entgegen. Und der Tag kam. Außer meiner Mutter, die eine kleine Feier im Hause vorbereitete, waren wir alle im Theater, ihn mit zu beklatschen, zu bejubeln, dachten ihn im Triumph heimzubringen. Aber es kam anders! Der Erfolg blieb aus. Von der Mitte an flaute der Beifall sehr ab, verlief im Sande."

Ein trauriger Ausgang des mit so frohen Hoffnungen begrüßten Tages, auf den aber doch dank der herrlichen Frau noch ein Morgenrotschein künftiger Siege fallen sollte. Die Tochter ist aus dem Theater vorangeeilt, um der Mutter zu berichten und zu verhindern, daß man den „Sieger" feiere. Jene läßt also den kaltgestellten Champagner wieder beiseite setzen, aber tragisch nimmt sie die Sache gar nicht. Und als er selbst kommt, geht sie ihm mit freundlichem, heiterem Blick entgegen und reicht ihm mit einer ermutigenden Gebärde die Hand mit den Worten: „Nun sind Sie Ihrem Ziele wieder um eine Stufe entgegengestiegen, lieber Herr von Wildenbruch. Sie sind um eine Erfahrung reicher geworden."

Er stutzt, wirft Oberkörper und Kopf zurück, die nervös gespannten Züge des Gesichts erhellen sich, die Augen leuchten auf, er küßt die gute feine Hand: „Sie haben recht, teuere, verehrte Frau — nur bin ich nicht um *eine* Erfahrung reicher geworden, sondern um viele, viele."

„Hierdurch war die Stimmung für den Abend wiederhergestellt," erzählt die Tochter. Den Dank aber für diesen Augenblick faßte der Dichter bald darauf in dem Sonett zusammen:

Dir ward das schöne Erbteil reiner Frauen
In reichem Maße, edle Frau, geschenkt:
Der warme Blick, der sich voll Liebe senkt
Zum Ort, wo Sorge wohnt und Schmerz und Grauen.

Darum vermagst du dahineinzuschauen,
Wo Dunkel herrscht, für den, der klug sich denkt:
Ins Herz des Dichters, der sich müht und kränkt,
Dir wird der Dichter gerne sich vertrauen.

Dir ist er fremd, der Stolz der sichren Herzen,
Die stolz herab auf den Bewegten sehen,
Das Leid verachten, das sie nicht verstehen.

Du gehst ihm nach mit still bewegten Blicken,
Des Sängers Lieder, die die Welt entzücken,
Du weißt's, sie blühen ja aus diesen Schmerzen.

Und den Widerhall jener guten Worte glaubt man auch noch in dem tapferen Bericht zu hören, den er am 7. Oktober an die Frankfurter Freunde, Stange und Baltzer, sendet: „Die Aufnahme des Stückes durch das Publikum war äußerst lau. Das Stück war viel weniger gekürzt als ich gedacht hatte, infolgedessen viel zu breit. Die Aufführung an sich ganz wunderschön. Die Schauspieler trefflich bei der Sache, sehr gut für das Stück eingenommen; ich konnte allen aufrichtig danken. Das Publikum soll überhaupt kalt sein, war im Beifall sehr karg, paßte aber bis zu Ende gut auf. In mir daher ein seltsam unbestimmtes Gefühl. Herr von Loën behauptete, dem Publikum hätte es dennoch gefallen; ich hatte das Gefühl nicht. Die Kritiken erwarte ich mit Spannung und der Überzeugung, daß sie zerfledernd über das Stück herfallen werden. Das Stück ist ganz wie ich Ihnen sagte, lieber Doktor: gut im Ausdruck; gut im Dialog, charakteristisch in den Figuren; zu weich und breit in der dramatischen Führung. Das Ganze ein vollsaftiger, junger Körper, noch gar nicht zu klarer Form entwickelt, aber aus dem sich Form entwickeln kann! Viel zuviel lyrisches Element! ‚Harold' wird besser sein. Guten Mut! — dem Mut gehört die Zukunft und der Zukunft die Welt!"

In dem erwähnten Briefe an die Schwester, in dem er die Annahme seines Stückes in Weimar meldete, heißt es am Schluß: „Im übrigen geht meine juristische Beschäftigung langsam aber sicher weiter — ich sage es nur, damit Ihr Euch nicht ängstigt. Simson ist wohlwollend."

Wenn man erwägt, daß er nun schon vier Jahre „sich auf die zweite juristische Prüfung vorbereitete", so war die Sorge der Seinigen nicht so ganz grundlos. Und auch seine Vorgesetzten machten sich Gedanken deswegen. In der ersten Frankfurter Zeit hatte er durch peinlich strenge Erfüllung seiner amtlichen Pflichten den Vorgesetzten und Kollegen die Anerkennung abzuringen gewußt, daß der dichtende Referendar wenigstens ein fleißiger Arbeiter sei. Weniger Gnade hatte die Qualität seiner juristischen Leistungen gefunden, und zwar nicht nur wegen des mangelnden eigentlich juristischen Scharfsinns, sondern auch wegen mangelnder Beherrschung der deutschen Sprache! Daß unter diesen Verhältnissen der Eifer nach und nach erlahmte und daß, abgesehen von der Ablenkung durch seine dichterischen Arbeiten, er keinen großen Ehrgeiz verspürte, sich mit seinem Herrn Rat über die Frage zu streiten, wer von ihnen beiden besseres Deutsch schreibe, ist nur natürlich. Und ebenso natürlich, daß die Vorgesetzten und, deren Beispiel folgend, auch die jüngeren Kollegen, die „Garde-Referendare", über den Referendar von Wildenbruch zu demselben Urteil kamen, wie nachmals in der Novelle „Vor den Schranken" der „Präsident" über den Referendar Heidenstein: „Fleißig ist er ja, aber was kann mir der größte Fleiß helfen, wenn Hand in Hand damit eine Ungeschicklichkeit in allen praktischen Fragen geht, die ihn alles verkehrt anfassen läßt? Er hält sich allein, ist ein Träumer, ein Sonderling."

In der Novelle erwidert darauf dem Präsidenten der feine gütige Rat Hainshein: „Eben daß er noch nicht so fertig mit sich ist wie seine Altersgenossen, macht ihn mir lieb; wer mit seiner eigenen Natur nie zu ringen gehabt hat, ist wohl selbst nur eine dürftige Natur und es scheint mir ein sehr zweifelhaftes Lob für unsere Jugend zu sein, daß sie auf dem Wege zu Amt und Brot nie rechts noch links vom Wege geschwenkt sei."

Wenn jedoch im Amtszimmer des Präsidenten des Appellationsgerichts zu Frankfurt a. d. O. über den Referendar von Wildenbruch in diesem Tone gesprochen wurde, dann waren die Rollen anders verteilt.

Der oberste Chef hätte nicht Eduard Simson heißen müssen, wenn er nicht für den Sonderling gegen den konventionellen Aktenmenschen Partei ergriffen hätte. Aber um so mehr lag ihm die Zukunft des seiner Fürsorge Anvertrauten und in seiner Eigenart so gut von ihm Verstandenen am Herzen, und so ließ er ihn eines Tages zu sich bitten und sagte ihm: „Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie sich heut übers Jahr zum Assessorexamen melden." Die beiden sahen sich in die Augen, Hand griff in Hand, das Wort ward gegeben und gehalten. Und so stand, als er in Weimar den ersten bittersüß gemischten Tropfen aus dem Becher trank, den der Theaterteufel immer wieder den Seinen an die Lippen drängt, an seinem Horizont schon dräuend die dunkle, schwere, steile Wand, die zu ersteigen er sein Wort verpfändet hatte. Seine Arbeitskraft war in jungen Jahren ungeheuer, seine Natur schier unverwüstlich, es kam ihm nicht darauf an, den Tag durchzuarbeiten und dann auch noch die Nacht zum Tage zu machen. Mit eiserner Energie konzentriert er seine Willenskraft auf die Erreichung des Ziels und zwingt's auch, ohne deswegen die Muse ganz feiern zu lassen.

Wohl ward in diesem Jahr kein neuer Kiel gelegt, aber an den Schiffen, die der ungünstige Wind immer wieder in den Heimatshafen zurücktrieb, ward emsig um- und ausgebaut. „Harold, der Angelsachse" ward dem Schauspielhause wohl noch vor Ablauf des Jahres 1875 eingereicht, um im März als ungeeignet heimzukehren, als er mitten in dringendsten Examenarbeiten saß. „Lassen Sie nur ja nicht die Flügel hängen," schreibt Marie von Olfers in diesen Tagen ermutigend, „sobald Ihnen die Juristerei wieder Luft läßt, hinein in den Venusberg zur Erfrischung und Erholung. ‚Harolds' Zeit wird schon kommen." Das war ein gutes Wort und er hatte es bitter nötig; in der Pflichtarbeit fast erstickend hatte er auf „Harold" seine ganze Hoffnung gesetzt. Er hatte einen starken Glauben gerade an dies Werk, er war sich bewußt, damit einen großen Schritt weitergekommen zu sein, nicht zum wenigsten das rein Technische gezwungen zu haben. Die Ablehnung durch die Hofbühne traf ihn wie ein Schlag aufs Herz. Zum erstenmal erfuhr er, was ihn später noch so oft bis an den Rand der Verzweiflung treiben sollte, einen Widerstand nicht aus sachlichen Gründen, sondern aus politischen Opportunitätsrücksichten. Man stand mitten im Kulturkampf. Und in der Fassung — es

war die zweite, unter dem Eindruck der Weimarer Theatererfahrungen in den letzten Monaten des Jahres 1875 umgestaltete Fassung — in der er es der königlichen Bühne eingereicht hatte, stand allerdings, im engen Anschluß an die geschichtlichen Quellen, Rom und seine Politik als Verderberin der Angelsachsen als ein dem Rassenkampf der beiden Völker fast gleichwertiges Motiv im Vordergrund. Vor allem in den beiden ersten Akten, in denen, ebenfalls im engsten Anschluß an die Quelle, noch Harolds Vater, Godwin, kämpfend und handelnd auftrat, sprach Rom und der dumpfe Haß der Angelsachsen gegen die fremde volksfeindliche römische Kirche sehr laut und vernehmlich; so laut, daß man Scheu trug, durch die Darstellung von Leidenschaften, die sich so nahe mit den Kämpfen des Tages berührten, allerhöchsten oder anderen Orts Anstoß zu erregen.

Ein böser Sommer folgte. Im Juli lehnte Loën, der wohl den Mißerfolg von „Auf der hohen Schule“ nicht verwunden hatte, ebenfalls den „Harold“ ab.

Aber nur nicht den Mut verlieren. Man denkt unwillkürlich an jene Worte in der „Schwesterseele“: „Er glaubte an sich. Es war noch kein Augenblick in seinem Leben gewesen, da er nicht an sich geglaubt, da er nicht heimlich über die gelacht hätte, die ihn auslachten. Er glaubte an sich, wie er an die ewige Gerechtigkeit der Dinge glaubte. Er sagte sich, daß jede wahrhafte Kraft einen Wert im Haushalt der Welt darstellt, und daß die Welt mit ihren Werten rechnet, damit rechnen muß, ganz gleichgültig, ob die Menschen wollen oder nicht. Und die Kraft war in ihm, das wußte er.“

In diesen selben Sommerwochen 1876 ward das aus einem Trauerspiel in ein Schauspiel umgewandelte Drama „Die Rache der Frau“ (Rudolf von der Wart) beim Königlichen Schauspielhaus eingereicht; der damalige artistische Leiter der königlichen Bühne, Direktor Hein, hatte nach privater Lektüre zwar „die Düsterheit und das allzu Grausige des Stoffes“ hervorgehoben, aber doch geraten, das Drama, das „wieder von einem bedeutenden Talent zeugt“, offiziell einzureichen. Trotzdem entging es auch auf diesem Wege der Ablehnung nicht. Nur das Sommertheater in Frankfurt erbarmte sich seines treuesten Besuchers und führte am 30. August 1876 zum Benefiz des Direktors Töpfer das nach den Erfahrungen von Weimar umgearbeitete Schauspiel „Auf der hohen Schule“

auf, zweifellos die bedeutsamste Aufführung der Saison und ein lokales Ereignis ersten Ranges. Der Dichter und seine Freunde waren nach der Vorstellung im Lienauschen Weinkeller versammelt, besprachen und begossen die Leistung, und ein junger Kaufmann Steinhausen feierte Dichtung und Dichter im Stil Schartenmeiers.

Die letzten Monate des Jahres, das zugleich das letzte in Frankfurt sein sollte, standen ganz im Dienst der Themis. Kurz vor Weihnachten legte er die große zweite Staatsprüfung ab und ward am 29. Dezember zum Gerichtsassessor ernannt. Schwer legte sich ihm die Abschiedsstunde aufs Herz. Zum erstenmal in seinem Leben hatte er das Gefühl, sich losreißen zu müssen von einem Boden, der ihm Heimat geworden war. Trotz des in Permanenz erklärten Kopfschüttelns der Frankfurter „Gesellschaft“ über den „Dichter“ hatte gerade der „Dichter“ hier zum erstenmal eine Gemeinde gefunden, einen Kreis von Menschen, der ihn nicht nur lieb hatte, sondern an ihn glaubte, und er wußte, daß diese Menschen, was auch kommen mochte, nie von ihm lassen würden, denn er hatte in stillen und bitteren Stunden in ihren Augen und in ihren Herzen gelesen, daß seine Freude ihre Freude und sein Schmerz ihr Schmerz sei. Nicht alle Fäden, die sich in diesen Jahren zwischen ihm und den Bewohnern der Oderstadt angesponnen, hatten gehalten; eines oder das andere Band, das anfangs unzerreißbar schien, hatte sich gelockert; das war der Lauf der Welt: wer schnellen Fußes vorwärts geht, muß manchen hinter sich zurücklassen, der nicht Schritt halten kann. Und er war in diesem Lustrum mit Siebenmeilenstiefeln fortgestürmt! Aber die anderen, die ausgehalten hatten, die hingen um so fester an ihm. Niemand mehr, als der kleine Kreis seltsamer stiller Menschen, die in dem Hause an der Ecke der Breiten- und der Scharrenstraße in der „Stube rings mit Uhren ausgehangen“ sich andächtig manchen Abend beim Meister Baltzer zusammengefunden hatten, um von ihrem Freunde „etwas Neues“ vorlesen zu hören und aus deren Gesichtern ihm, unbeschadet der ehrlichen und tapferen Kritik, die sich nach dem Vorlesen bei Bier, Salat und belegtem Brote regte, ein heiliger Respekt vor dem Kunstwerke entgegenleuchtete. Derselbe Kreis, der sich zum Sonntagsfrühschoppen oder an Wochentagen abends am runden Tisch in Lienaus Weinkeller oder bei Reimann zu versammeln pflegte, um bis tief in den

neuen Morgen hinein zu tagen, der Kreis zu dem, außer den beiden Getreuen und Unzertrennlichen, Baltzer und Dr. Stange, der Organist an St. Marien, Karl Blumenthal, der später die Musik zu den „Karolingern“ schrieb, der Musikdirektor Julius Örtling, der alte Steuerinspektor Elsner, der auch dichtete, der Schwager Meister Baltzers, der Lehrer Raue, der „Rektor“ aus den „Kindertränen“, und zuweilen auch der Prorektor Schwarze sich gesellten. Ihrer hat er oft gedacht, laut und leise, zuletzt noch in den Versen, die er 1904 dem letzten Inhaber des Lienauschen Weingeschäfts bei der Auflösung des alten Hauses schickte:

Dem alten Haus am alten Ort,
In dem ich jung und froh gesessen,
Soll heut mein Freundesgruß und -wort
Verkünden, daß ich's nicht vergessen.

Mein Herz geht suchend um und um
Und forscht nach lang verhalltem Klange —
O weh, wie ward der Doktor stumm,
Mein alter, weisheitsvoller Stange.

Nie lächelt freundlich Baltzer mehr,
Nie mehr sarkastisch der Inspektor,
Nie wird das Haupt vom Weine schwer
Dem alten Raue mehr, dem Rektor.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

O weh, wie einsam wird und kalt
Rings um mich her die weite Erde!
Wie predigt mir der Zeit Gewalt,
Daß ich ein alter Knabe werde!

Da schick' ich meine Seele aus,
Dahin, wo Raum und Zeit nicht gelten —
Komm an mein Herz, du altes Haus,
Ihr Freunde, die zu andren Welten

Den Weg ihr suchtet, kommt heran!
Ich will euch Erdenobdach geben:
Solang mein Herz noch klopfen kann,
Sollt ihr in meinem Herzen leben.

An diesen engsten Kreis der Getreuen ist auch die tragikomische Epistel gerichtet, datiert vom 15. Januar 1877:

Da ich nun durch sechsundneunzig Stunden
Mir das Herz an Akten wund geschunden,
Da erscheint ein Traum und führt mich leise
Hin zu meiner Freunde trautem Kreise.
— — — — — — — — — —
Freunde, ach, wie ist's um mich so dunkel,
Statt des Weines Purpurglutgefunkel,
Drin ihr Sinnen euch und Gaumen letzet,
Werde ich zur Obduktion gehetzet!
Immer toller geht's im wüsten Drange —
Während Gläser euch mit hellem Klange
Liebenswürdig Herz und Ohr erfreuen,
Höre ich nur schreiende Parteien!
Und der Schreiber spricht: „Welch ein Accesser!
Meiner Seel', das alles kann ich besser!“
Morgens taumelt er mit dicken Akten
Zum Gericht, zum schändlichen, vertrackten;
Mittags kehrt er wieder vom Gerichte
Mit griesgrämlich graulichem Gesichte.
Kaum, daß sich der Nachmittag ihm nahte,
Sitzt er wieder überm Dezernate.
Abends, wenn im Hain die Elfen flüstern,
Sitzt er unter qualmenden Philistern.
— — — — — — — — — — —
Schläft alsdann bis an den andern Morgen,
Neue Akten warten, neue Sorgen.

Das war in Eberswalde, wohin er Anfang Januar 1877 als Hilfsrichter geschickt war und sich in unerquicklichster Gesellschaft so unglücklich fühlte, daß sein einziger Trost der Gedanke war: „Ich hab' ja den ‚Harold' im Tischkasten.“

Aber wenn auch dieser erste Tausch ein sehr schlechter war, so war einmal die Prüfung nur von kurzer Dauer, und im übrigen war's doch vielleicht die rechte Zeit, daß ein Raum gesetzt wurde zwischen ihm und den Freunden am runden Tisch, eine Entfernung, die auch in der Folge so gering blieb, daß er jeden Augenblick in der Lage war, ein Bei-

sammensein herbeizuführen und die doch ihn der Atmosphäre behaglicher Ofenwärme entrückte, die das dauernde Einspinnen und Einleben in einen harmonischen Freundeskreis zur natürlichen Folge haben mußte. Ihn forderte das Leben da draußen und es war ein gutes Zeichen für die Getreuen, daß sie das vollkommen begriffen und in dem instinktiven Gefühl, daß die Epoche seines Schaffens, in der sie ihm durch tägliches Nahesein helfen konnten, abgelaufen sei, zurücktraten, um fortan aus der Ferne, bescheiden und beglückt, die aufsteigende Bahn ihres Freundes zu verfolgen. Noch lange Jahre haben die Frankfurter die Gestalten der beiden Unzertrennlichen, den Meister Baltzer und den Dr. Stange, zur gewohnten Nachmittagsstunde auf dem Oderdamm wandern sehen, wie sie sie manche Jahre zu dritt mit dem dichtenden Referendar hatten wandern sehen. Und wenn die beiden Alten, die sonst still nebeneinander, jeder in seine Gedanken versunken ihres Weges zogen, einmal stehen blieben und aufeinander einredeten, dann wußte jeder, der sie kannte, daß da sicher von dem Dritten die Rede war, dessen Erinnerung sie still in ihren treuen alten Herzen wie ein Heiligtum bewahrten. Und wenn sie über die alte Oderbrücke zurückwanderten, dann flog ihr Blick zu dem Haus mit dem windenumrankten Balkon, in dem lange Jahre, nachdem er gegangen, noch immer das Zimmer, wie einst, für ihn bereit stand; und die beiden lieben Gesellen wußten in dem Augenblick, daß sie ganz das gleiche dachten: wann er wohl wiederkommen wird und uns vorlesen, was ihm da draußen die Welt Schönes und Großes in die Seele gesungen hat? Und ein Leuchten ging über die Gesichter der beiden Wanderer: gewiß bald! er ist ja so reich und so treu und, wenn er etwas Neues vollendet hat, dann ist sein erster Gedanke an uns, und was wir dazu sagen. Und dann gibt es wieder einen Festtag wie einst in dem „historischen“ Eckzimmer in „der Stube rings mit Uhren ausgehangen“. — Ein Blick noch hinüber nach dem dunklen Torweg in der Dämmerung der Oderstraße, auf dessen Steinen sein Schritt so oft nächtlich das Echo geweckt. Da leuchtet schon an der Ecke Meister Baltzers Fenster. Ein Händedruck, Meister Baltzer geht zu seinen Uhren und Dr. Stange nimmt sich daheim einen Briefbogen und schreibt über die Aufführung der „Quitzows“ vor ausverkauftem Hause, „wie gut, daß der liebe Ernst es nicht gesehen hat“, erkundigt sich, was es

denn eigentlich mit dem „Generalfeldoberst“ für eine Bewandtnis hat usw. „Aber ich sehe, daß mein Papier zu Ende geht und mir höchstens noch Platz gibt, Ihnen zu versichern, daß ich noch immer der alte bin und daß Sie der Mittelpunkt meines geistigen Lebens sind.“

Auf der Rückseite eines angefangenen, an die Generalintendanz des Königlichen Schauspielhauses zu Berlin gerichteten Schreibens vom 26. Juli 1876, der als Begleitbrief für das Manuskript „Die Rache der Frau“ dienen sollte, stehen die Verse:

An sie.

Wenn dieser Strauß, den ich gewunden,
Sich schüchtern vor dein Auge wagt,
Vielleicht, daß er von einst'gen Stunden,
Von seligen dir Kunde sagt.
Daß er von dem, der ferngegangen,
Erinnerung dir wiedergibt,
Der einst, in deinen Bann gefangen,
Ach viel geträumt und viel geliebt.
Und durftest du es nicht erwidern,
Das Flehen meiner tiefen Lust,
Die Seele öffne meinen Liedern:
So ruht mein Herz in deiner Brust.

Diese Verse bilden die zweite, persönliche Widmung der Sammlung „Lieder und Gesänge“, die im Sommer 1877 bei Georg Stilke in Berlin erschien. Schon diese Datierung weist, auch wenn nicht andere Kriterien noch dafür sprächen, daraufhin, daß diese erste Sammlung seiner lyrischen Gedichte noch in Frankfurt zusammengestellt, also Spiegelbild innerer Erlebnisse der Frankfurter Jahre ist. Wenn man aus ihrem Inhalt aber einen Rückschluß ziehen wollte, auf das, was Ernst von Wildenbruch in jenem Zeitpunkt wirklich war und bedeutete, so würde man zu ganz falschen Ergebnissen kommen.

Zweierlei wirkt zusammen. Einmal war Wildenbruch, wie schon früher erwähnt wurde, von Haus aus lyrisch am wenigsten begabt. Seine natürliche Ausdrucksform ist die dramatische und die epische, und zwar die letztere zugleich als eine Art Surrogat, insofern der im Leben auch

gegen die Allernächsten Verschlossene und trotz einem impulsiven Temperament das letzte und tiefste Gefühl schamvoll in sich Verbergende in der Novelle eigentlich die Form gefunden hat, in der er sagen kann, was er leidet. Seine Novellen sind fast ausnahmslos Selbstbekenntnisse, nicht so sehr dessen, was er erlebt, sondern dessen, was er empfunden. Für den rein lyrischen Gefühlsausdruck hat er erst verhältnismäßig spät die eigene Form und den eigenen Ton gefunden. So fruchtbar er auch auf diesem Gebiet von Anfang an gewesen ist und so starke und zarte Töne ihm für die verschiedensten Widerspiegelungen des Lebens in der Form der Gelegenheitsdichtung zu Gebote standen, für das innerste, persönlichste, stärkste Gefühl gibt das Instrument anfangs nur zögernd, widerwillig den Ton her. Und zwar offenbar aus keinem anderen Grunde, als weil seine auf den Ausdruck großer Empfindungen hindrängende Natur mit der Lyrik unwillkürlich die Vorstellung von etwas Spielerischem verbindet, das seinem Wesen nach eine Verkleinerung aller Gefühlswerte bedingt, dem seine eigene Natur widerstrebt. Erst ganz langsam hat er sich im Laufe der Jahre von dieser Vorstellung freizumachen gewußt. Für den Wildenbruch bis in die Mitte der achtziger Jahre ist Lyrik im engsten Sinne, d. h. die Widerspiegelung des innersten Gefühlslebens ein Intermezzo, das nur — und auch dann nur ganz diskret — einsetzen darf, wenn die Seele ausruht von der eigentlichen großen Arbeit, dem Drama. Auch die Novelle ist ihm ja zeitlebens neben dem Drama nur so ein Zwischenspiel in Arbeitspausen gewesen.

Aus dieser inneren, vielleicht ihm selbst nicht immer klar bewußten Wertung des Lyrikers nicht an sich, sondern des Lyrikers Wildenbruch aber ergab sich von vornherein die Stärke und die Tonfarbe des lyrischen Registers. Dem Konventionellen, dem Gefälligen, wird ein Spielraum eingeräumt, der zunächst fast erschreckt, vor allem um der Anpassung willen an das Gefühls- und Intellektsniveau der Persönlichkeit, die der Erreger der lyrischen Empfindung ist, eine Nachgiebigkeit, die zu der trotzigen Ichbetonung, die aus jedem Drama herauszuhören ist, in befremdendem Widerspruch steht. Das ist das eine, was die ältere Lyrik Wildenbruchs so unpersönlich erscheinen läßt. Eng damit zusammen hängt das zweite. Für die Frankfurter Lyrik fehlt es noch durchaus an dem Lebens-

inhalt. Er war, seit er die Kinderschuhe ausgetreten eine leidenschaftliche, sinnliche, durch Frauenschönheit sehr leicht erregbare Natur, wie sein Vater, wie sein Großvater. Und in dieser Beziehung ist der Vierzeiler „Dichterwert“ Lebensbekenntnis:

Ein Dichter, der nicht die Frauen liebt,
Ist ein Wein, der keine Blume gibt,
Ein Stahl, der nicht in Funken stiebt,
Nicht wert, daß um ihn man sich freut noch betrübt.

Aber die große Last der Verantwortung, die ihm das Leben schon so früh auf die Schultern gelegt, zuerst in dem aufgezwungenen Beruf, dann in der frei übernommenen Pflicht und schließlich und vor allem in dem Bewußtsein der dichterischen Aufgabe, die er sich gestellt, hatte in den Jahren, in denen sonst das heiße Blut sein Recht verlangt, ihn wie mit einem Schutzwall nicht nur gegen Liebesabenteuer im gewöhnlichen Sinn, sondern auch gegen große Leidenschaften umgeben. Was in sein Leben gelegentlich von da draußen hereinsprühte, verrann und verlor sich schnell, ohne bleibende Spuren zu hinterlassen.

In Frankfurt hatte es zuerst den Anschein gehabt, als sollte es ihn tiefer packen. Und jene „An sie“ gerichtete Widmung weist ja unmittelbar auf eine solche Spur. Aber wenn schon diese Verse auf eine Vergangenheit hindeuten, die bereits weit zurückliegt, so ist auch diese Vergangenheit selbst weit entfernt von einer großen Leidenschaft gewesen. Ein Blick in die Abteilung „Lieder“ bestätigt das. Das, was aus ihnen uns entgegenklingt, ist nur ein Veilchen ein Begleitakkord gewesen, der ihm willkommen war, ja, den er bis zu einem gewissen Grade brauchte, aber mehr nicht. Aus Freundschaft wollte Liebe werden, aber da das Gefühl von der anderen Seite nicht erwidert oder nicht richtig gewürdigt wurde, blieb es im wesentlichen bei einem Spiel der Phantasie, die, wenn der Tag zur Rüste gegangen, wie ein Nachtfalter mit unruhigem Sehnen die Wege und Plätze umgaukelte, auf denen man im Sonnenschein im harmlos korrekten freundschaftlichen Geplauder gescherzt und getändelt hatte. Aber Tändelei bleibt auch die Erotik, ein Schwelgen in Banalitäten des Kleinlebens der Liebe, eine spielerische gesuchte Schalkhaftigkeit, eine Vorliebe für Diminutive: Liebchen, Köpfchen, Äuglein,

Herzchen, Bettchen, Tierchen, und dabei ganz unbildlich trotz Häufung von Bildern.

Mein Lieb ist eine Lilie,
Die hoch am Stiele nickt,
Eine Königin des Gartens,
Die herrscht und herrschend beglückt.

Mein Lieb ist eine Rose,
Die heiß am Stocke lacht.
— — — — — — —
Mein Liebchen ist ein Veilchen,
Auf still verborgenem Beet.
— — — — — — —
Sie ist mein sel'ger Garten,
Voll Frühlingsmorgenduft.

Es ist mit einem Wort ein angenommener Ton, der festgehalten wird, solange seine Phantasie sich auf den Pfaden der Liebe ergeht und der in schroffstem Gegensatz steht zu dem Grundakkord, auf den sein ganzes Leben gestimmt ist. Die gedruckten Lieder geben nur einen kleinen Bruchteil der tändelnden Poesie wieder, die auf diesem Boden keimte, jener Gelegenheitspoesie, die über jedes Alltagsmöbel und jedes Alltagserlebnis am liebsten ein rosenfarbenes Mäntelchen hängte. In den zahlreichen ungedruckten Liedern und Dichtungen tritt das noch viel stärker hervor. Vor allem aber erhellt aus ihnen, wie diese Einstellung der Persönlichkeit tatsächlich die Folge einer mehr oder minder bewußten Anpassung an die Umwelt ist, von der die Lyrik dieser Jahre ihre Hauptanregung erfahren hat.

Die eigentliche Lyrik, in der Sammlung unter den Gruppen „Lieder" und „Neuer Frühling" zusammengestellt, enthält außer einigen wenigen, aus früherer Zeit stammenden Versen in der Hauptsache die Ernte der Frankfurter Jahre, aber nicht alles davon ist im Pfarrgarten von St. Marien gewachsen, geschweige denn mit einem so deutlichen Ursprungsattest versehen, wie das „Haus der Liebe" oder „Der neue Herr Oluf", dem im Erlenwald „Seekönigs vier Töchter" lockend singen: „Steig nieder, Herr Oluf, hier unten ist's warm", dessen Szene der „Elfensteig" am rechten Oderufer ist. Auch andere Persönlichkeiten

und Beziehungen tauchen mehr oder minder deutlich erkennbar dazwischen auf, wie z. B. „Einladung“, sie fragte: „Willst du morgen kommen?“ mit der Wendung: „Allein mit mir ganz ohne Gäste, nur ich und der Papa“ wohl zweifellos auf das Haus des alten Oberforstmeisters weist. Eine Gelegenheitsdichtung: „Menschenleben“ zu einer Hochzeit im befreundeten Hause, wohl 1875 gedichtet, fällt durch die Lebensperspektive und durch die Kraft und Schönheit der Sprache vollkommen aus dem Rahmen der übrigen heraus.

Auch die Abteilung „Gesänge“ sagt eigentlich nichts Neues. Nur ein Sonett, „Die Büste Homers“, die Umarbeitung eines noch aus dem Ende der sechziger Jahre stammenden Gedichts, bildet einen Gradmesser für die in der Zwischenzeit erworbene Fähigkeit, derartigen Stoffen gerecht zu werden und ein zweites Sonett, „Vionville“ (Widmung an die Mark Brandenburg), zeigt den echten Wildenbruch dieser Jahre.

Bedeutsameres und Bedeutenderes findet sich dagegen in der Abteilung „Balladen und Erzählungen“, doch ist unter diesem Titel manches begriffen, was streng genommen nicht darunter gehört. Hier begegnen uns zunächst die aus älterer Zeit stammenden, seitdem überarbeiteten „Der Wanderer auf Akropolis“, „Einfahrt in den Orkus“, „Des Parsen Gebet“ und „Stadt Irem“. Neu sind „Gespräch der Felsen“ und „Orpheus Gesang an Pluto“, letzteres ursprünglich eine Gelegenheitsdichtung zur Hochzeit seines Freundes Hans Yorck im Juli 1871. Auch hierin ist nichts von jenem flachen, süßlichen Ton der „Lieder“ zu spüren. In wuchtigen fünffüßigen trochäischen Dreizeilern, die dritte katalektisch stumpf abbrechend, in schönen majestätischen Bildern, etwas breit ausgebaut, strömt das Lied von der Menschheit Götterqual dahin:

Erde lauschte ihm in sel'gem Bangen,
Süße Scham umglühte ihre Wangen,
Fühlte schauernd sich noch einmal Braut.

Das „Gespräch der Felsen“, ursprünglich „Das Leid der Großen“, eine symbolische Dichtung im Stil aus dem Ende der sechziger Jahre: Der Fels im Nordmeer, dem „die wild zerstörungslust'ge

Flut Well' auf Welle in toller Wut auf den kampfgenarbten Nacken hetzt", weil sie ihn haßt, und der Fels im Sande der Wüste:

Und dieser Feind ist schlimmer als das Meer:
Es ärgert ihn mein ragendes Gestein,
Mit stummem Hasse drängt er auf mich ein
Und wälzt Vergessenheit rings um mich her.

Der Schluß aber eigentümlich matt und flau, als sänge es:

Steig nieder, Herr Oluf, hier unten ist's warm.

Daß diese Stimmen auch in Stunden großer Schöpferwonnen zeitweilig sich haben vernehmen lassen und in wie bedenklicher Weise er dadurch, wenn auch nur vorübergehend, Ablenkungen von seinen eigenen höchsten Zielen erfuhr, dafür ist ein redendes Beispiel ein Fragment gebliebenes Gedicht „Die Töchter des Priesters", wohl im Sommer 1873 geschrieben. Schon der Titel und mehr noch die auf der ersten Seite notierten anagrammatischen Verstellungen von vier Mädchennamen deuten auf den Heimatsboden, vor allem aber hebt der Inhalt selbst jeden in dieser Hinsicht etwa noch bestehenden Zweifel auf.

Es ist eine Art poetischer Autobiographie, die ihm an einem Sommertag, als er „versenkt ins Liebesleid Sakuntalas stumm lauschend Kalidasas' süßem Munde" im Garten „in stiller duftdurchglühter Mittagsstunde" saß, der Kastanienbaum — wohl der geliebte Kastanienbaum im Logengarten, auf den auch das einzige wirklich schöne Lied der „Lieder und Gesänge": „Kastanienbaum" gedichtet ist — wie eine Mär aus dem fernen Orient in die Seele gerauscht und geraunt hat. Die Mär von Dama — anagrammatische Verstellung seines zweiten Namens Adam — der „fern im Osten" aufwuchs „in liebevoller Mutter heil'ger Hut". Von schwerer Krankheit ergriffen, vertraut sie dem Sohne sterbend:

In jener ersten Stunde,
Da ich lebendig dich im Schoß empfand,
Kam mir von blut'ger Tat die grause Kunde.

Dann Schilderung des Mordes, wie er wirklich geschehen:

In jener fürchterlichen Schreckensnacht
Bist unter meinem Herzen du erwacht.

„Ein Gesicht", das ihr der Himmel sandte, hat ihr später offenbart, die „Eigensucht", die „Eifersucht" und die „Eitelkeit" würden sein Leben beherrschen.

Denn diese drei beherrschten jene Nacht,
Was ihr entsproß gehörte ihrer Macht.

Nur eines schirmte dich vor ihrem Grimme:
Ein Licht, das sanft um deine Wiege floß,
Und aus der Höhe kam mir eine Stimme:
Sieh dies Gebet, das Rettung auf ihn goß.

Doch diese dreie werden ihn begleiten
Durchs Leben nun mit Schmerzen und Gefahr,
Drum eile, seine Seele zu bereiten,
Daß stark sie werde, so wie deine war.

Getreu nach diesem Wort hab' ich getan,
Nun laß ich einsam dich auf schwerer Bahn.

Nun hör' noch dies: es liegt auf dieser Erde
Fern, fern von hier ein Garten wunderbar,
Wenn du ihn findest, endet die Gefährde,
Die jene düstre Stunde dir gebar.

Dort wird ein mondbeglänzter See dich laden,
Mit feuchten Lippen nieder auf den Grund.
Du mußt hinuntersteigen, du mußt baden,
Dann wird dir plötzlich sel'ge Weisheit kund.

Such', Liebling, dieses Gartens Seligkeit,
Doch ach, der Weg zu ihm ist schwer und weit.

Sie legt ein Buch in seine Hand, aber im selben Augenblick ereilt sie der Tod, ohne daß sie diese Gabe deuten könnte. Er drückt es als letztes Vermächtnis an die Lippen und gewahrt dabei „bunt darauf 'nen Hahn gestickt". Dama wandert ins Leben, er wird in die Schar der Krieger des Königs aufgenommen, aber im Kampfspiel besiegt; die Eifersucht redet ihm zu, den Überwinder heimlich zu töten; da erinnert er sich des Buches der Mutter, er sieht sie vor sich, „die mit den Händen schaffend, den geschickten, des Kindes lächelnd denkt, dem dieses gilt". Er denkt ihrer Mahnungen und Verheißungen, legt das Kriegerkleid ab und wandert in die Nacht. Im tiefen Walde trifft er in einsamer Hütte

einen Greis, der sich seiner annimmt und ihn Welt und Natur und ihre Sprache verstehen lehrt. Stolz bemächtigt sich seiner Seele; in einer Mondnacht, der Mutter gedenkend, badet er im Fluße, und wähnt sich schon am Ziel, das die Mutter ihm verheißen. Er nimmt das Buch, schlägt es zum ersten Male auf und findet nur das Wort:

Sorg' du für dich, doch sorge nicht zuviel,
Denn es geschieht, was der im Himmel will.

Hohnlachend ob dieser Ammenweisheit, die „Weltenweisheitsspruch“ sein will, schleudert Dama das Buch in den Fluß.

Ich fühle wohl: der Markstein ist gekommen
Wo Mannesweg sich trennt vom Knabenpfad,
So sei der Abschied schnell und fest genommen
Durch erste, kühn entschloßne Mannestat.

Fern voneinander müssen wir nun gehn,
Du dort im Tale, ich auf lichten Höhn.

Dann aber packt ihn Unruhe, Verzweiflung, die immer wächst, auch die Weisheit des Meisters, so herrlich sie ist, kann ihn nicht trösten. Durch die Nacht hört er seinen Namen rufen „in Tönen tiefsten Leides“, er stürmt dem Klange nach:

Die ganze Welt verstummt rings um ihn her,
Dem Ruf zu folgen, einzig sein Begehr.

Dem ziellosen Wanderer kommt im Traum Erleuchtung. Ein himmlischer Sendling bringt ihm Botschaft von der Mutter, von ihrer Trauer und zugleich ihren Rat:

O du Unsel'ger! Schwach und doch vermessen!
Wo ging er hin, des Kindes stiller Sinn?
Lehr' du dein Herz den Wankelmut vergessen,
Nie find'st du sonst zum Wundergarten hin.

Auf nun, und schreite zu des Stromes Linken
Und wandre rüstig, sei nicht träg und matt,
Bis daß du siehst mit goldnen Spitzen blinken
Die hohen Türme einer stolzen Stadt.

Zum Fuß des höchsten Turms ein Haus sich schmiegt;
Da klopfe an und harre, wie sich's fügt.

O Knabenherz, das du dich männlich träumtest,
In eignen Busens engen Kreis gebannt,
Wach' auf zur Mannheit, die du fast versäumtest,
Empfange Kraft dazu aus meiner Hand.

Er kommt in die Stadt, vor das Haus:

Beschattet von des Turmes Felsenwand
In stiller Ecke er ein Häuschen fand.

Ein würdiger Greis öffnet ihm und begrüßt ihn als Erwarteten. Das Gemach, das er betritt, ist priesterlich ernst; fremdartig. Der Greis erklärt:

Du siehst in mir den, der da ward berufen
Zum Hüter jenes hocherhabnen Baus . . .
Des Amt zu sammeln an des Altars Stufen
Die Kinder Gottes in des Vaters Haus.

Nun du es weißt, mag sich dein Staunen enden,
Daß diesen Raum du heilig siehst geschmückt,
Da unser Geist mit unsichtbaren Händen
Auf das, was um ihn ist, sein Abbild drückt.

Die Tochter Themarrega kredenzt dem Fremdling Wein:

Welch Mensch, so dachte Dama, muß das sein,
Dem sich dies Auge füllt mit Liebesschein.

Der Vater aber blickt sorgenvoll und auf Befragen offenbart er:

Der Schatten ist's zukünft'ger großer Not.

Ein Traum habe ihm verkündet, daß schweres Leid ihn und sein Kind bedrohe. Welcherlei Art es sei, wisse er aber nicht. Doch sei in demselben Traume ihm auch eine Rettung verheißen. Ein Jüngling werde an dem und dem Tage, zu der und der Stunde kommen, der werde vielleicht helfen können — und zu derselben Stunde sei Dama wirklich vor der Tür erschienen. Als besonderes Erkennungszeichen aber habe der Traum ihm angegeben:

Er, den das Schicksal dir zu Hilfe schickt,
Zeigt dir ein Buch mit buntem Hahn bestickt.

Verzweiflung ergreift Damas Herz, als er bekennen muß: „Mein war es, ich verlor das heil'ge Buch.“ „Man findet wieder wohl, was man verloren“ tröstet der Alte, Dama aber schreit:

Bevor du tröstest . . . horch zuvor,
Betrogner Priester, wie ich es verlor!

Vernimm, daß ich's verlor durch eigne Sünde,
Da ich das Buch der Mutter von mir stieß!
So löscht' ich mir und dir und deinem Kinde
Den letzten Stern, den uns das Schicksal ließ.

Hier bricht das Fragment ab.

Wie er sich die Fortsetzung gedacht, ob Dama das verlorene Buch doch noch wiederfinden und dadurch den Priester und seine Tochter vor Leid bewahren sollte, oder ob es auf einen tragischen Ausgang hinstrebte, ist mit Sicherheit nicht zu sagen. Wahrscheinlich ist aber letzteres nicht. Vielmehr deutet alles daraufhin, daß Dama im Hause des Priesters durch die Tochter das Glück finden sollte, das er eigentlich durch den Verlust des Buches verscherzt hat.

Das „Buch mit dem Hahn“ ist erhalten; ein paar weiße Blätter zwischen zwei rosa gefütterten Straminschalen, auf deren Vorderseite ein bunter Hahn gestickt ist. Drin von Ernestinens Hand: „Meinem geliebten Sohn Ernst, zu seinem zehnten Geburtstag. Arnautköi am 3. Februar 1854.“ Darunter: „Ich sage euch aber, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gericht von einem jeglichem unnützen Wort, das sie geredet haben. Ev. Matth. 12, 36.“ Darunter von seiner Kinderhand:

„Sorg' und sorg' auch nicht zuviel,
Es geschieht doch, was Gott haben will.
Schweizer Sprichwort.“

Darauf, ebenfalls von seiner Hand, die sieben Worte Christi am Kreuz und am Schluß wieder von der der Mutter: „Denn die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke und viele törichte und schädliche Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammnis. Denn Geiz ist eine Wurzel alles Übels.“

Das ist alles.

Eine rührende Kindererinnerung aus glücklichen Tagen! Rührend und nicht ohne Zug von Größe ist in der dadurch geweckten Dichtung auch der Abschied von Mutter und Kind, die Mondnachtszene, die nächtliche Erscheinung: eine weite Lebensperspektive eröffnet sich, die ersten Erfahrungen Damas am Königshof, in der Hütte des Weisen immer noch die Hoffnung auf eine große Entfaltung aller Kräfte erweckend. Ein Strom, der immer breiter wird, um dann auf einmal, während die großen Worte und Bilder beibehalten werden, sich zu verengen, zu versanden in eine pastorale Idylle mit moralischen Betrachtungen über die Sünde des durch eigene Schuld verlorenen Kinderglaubens, den er in diesen Mauern wiederfinden soll.

Nein, Wildenbruch ist zeit seines Lebens ein innerlich frommer Mensch gewesen, recht eigentlich gottesfürchtig, aber dies war ein fremder Tropfen in seinem Blute und die gute Natur hat ihn denn auch schnell wieder herausgeworfen.

Unter den gedruckten Balladen ist von dichterischem Wert und gut in der Form eigentlich nur „Jung-Edward und Egwine“ (aus dem „Harold“), die anderen, zum Teil aus früher Zeit stammend, können nur als Versuche gelten.

Aber der ganze Wildenbruch, wie er in den Jahren in Frankfurt geworden und gewachsen ist, spricht — os magna sonaturum — aus „Der letzten Pflicht“, einer ergreifenden Episode vom Untergang der „Deutschland“, gedichtet im Frühling 1876, das Lied vom tapferen Kapitän Brickenstein und seinem alten Zahlmeister; in der Form noch etwas breit und redselig, aber in der männlich-heroischen Stimmung, in der Zusammenraffung der Vorgänge zu prägnanten dramatischen Szenen und dem eigentümlichen, das Ganze durchzitternden leidenschaftlichen Herzschlag etwas, was sich sehen lassen kann. In dieser Sammlung nur überboten durch die Totenklage auf Heinrich von Kleist, den größten Sohn Frankfurts, von dem man freilich zu Wildenbruchs Zeiten, wie er oft klagte, in seiner Vaterstadt nicht viel wissen wollte oder richtiger wußte. Denn wenn man dort von Kleist sprach, dachte man nur an Christian Ewald, den wackeren Helden des Siebenjährigen Krieges, dessen Denkmal im Park stand.

Diese Huldigung an Kleist — zum hundertjährigen Geburtstag am 10. Oktober 1876 — wohl eines der letzten Gedichte, das auf Frankfurter Boden entstanden, war ein würdiger Abschied von der Oderstadt. Kleist war sein Begleiter gewesen seit frühen Tagen, aber erst hier auf diesem Boden war er in eigener Arbeit hineingewachsen in jenes persönliche Verhältnis und Verständnis des Genius, der ihm fortan in seinem Besten Vorbild und Leitstern werden sollte. Es ist ein leidenschaftlich inniges Bekenntnis zu ihm, das in jenen Tagen noch mehr gelten wollte als heute. Es ist eines der ersten aus dem Herzen der Generation, die damals jung war, und die über die böhmischen und französischen Schlachtfelder den Weg zu dem Dichter der „Hermannsschlacht“ gefunden hatte.

Mit seiner Versetzung als Hilfsrichter nach Eberswalde löste sich übrigens, wie bereits angedeutet wurde, seine bürgerliche Zugehörigkeit zu Frankfurt keineswegs. Er brachte es nicht übers Herz, den abschließenden Trennungsstrich unter diese Epoche seines Lebens zu machen, und wenn er seine alten Freunde dort aufsuchte, als Fremder in dem Ort umherzugehn, in dem ihm zum erstenmal ein Heimatsgefühl aufgegangen. Er behielt seine Wohnung in der Oderstraße als Absteigequartier auch für die folgenden Jahre, und die getreue Auguste sorgte dafür, daß der Herr Assessor immer alles so wiederfand, wie der Herr Referendar es gewohnt gewesen. Der „Herr Referendar“, von dem man noch lange sich in der Gesellschaft unter den jungen Herren vom Gericht und von der Regierung lächelnd erzählte, daß er immer noch nicht aufgehört habe, Dramen zu schreiben, die niemand aufführe. Nur einer lächelte nicht, und das war eben der Präsident, der fünf Jahre lang der Chef dieses merkwürdigen Referendars gewesen war: Eduard Simson. Zwei Jahre später — nach der Wohltätigkeitsaufführung des „Menoniten“ im Nationatheater — schreibt er dem „werten und verehrten jungen Freunde“: „An sich würde mein Anteil an Ihnen und Ihrem Ergehen der gleiche sein, auf welchem Gebiet menschlicher Arbeit Sie sich auch versuchen möchten. Sie wissen recht gut, daß ich Ihnen so recht innerlich angehöre. Aber meine Lust wird die größeste sein, wenn es Ihnen, wie ich vertraue, anhaltend und nachhaltig gelingt, das Ohr der Nation von den Brettern her zu fesseln, die die Welt bedeuten. Der Anfang ist glücklich gemacht: i pede fausto!“

IV

Berlin

1877—1885

1. Erwartungen und Enttäuschungen

1877—1880

Die Zeit, sie wird kommen,
Einst werden wir alt,
Das Aug', das heiß geglommen,
Wird trüb dereinst und kalt.

Das Glas, das wir schwangen,
Dereinst steht es leer.
Die Lieder, die erklangen,
Erklingen einst nicht mehr.
— — — — — — — —

Wohlan, füllt die Gläser
Und hebt sie zum Licht,
Es welken Blum' und Gräser,
Die Seelen welken nicht.

— — — — — — — —
Wir finden uns wieder
Trotz Raum und trotz Zeit,
Und jung sind wir dann wieder
Und Brüder so wie heut.

Altes gutes Berlin, wie liebe ich dich, wenn ich zwischen deinen Straßen dahingehend, als wären es die vertrauten Wände meines Zimmers, die mich umschließen, aus Ecken und Winkeln Erinnerungen auftauchen sehe an Menschen, die ich besaß, an Dinge, die ich erlebte und an Gedanken, die mich bewegten.

„Großes, furchtbares Berlin, wie schnürt sich mir jedesmal das Herz wieder zusammen, wenn ich von Reisen zurückkehrend, die steinernen Glieder deines Leibes herauswachsen sehe ins Land, weiter und weiter, gleich den Riesenarmen eines Polypen, der am Grunde gelagert, Scharen von Lebewesen an sich reißt, unerschöpflich im Verlangen, unersättlich im Verschlingen.

„Du Behausung des Widerspruchs, Antlitz voll Lachen und Weinen."

In diese Behausung des Widerspruchs zog im März 1877 der von dem unwirtlichen Pathmos Eberswalde erlöste, jetzt dem Stadtgericht als Hilfsrichter überwiesene Assessor ein und schlug einstweilen im Norden, in der Oranienburger Straße 26 sein Lager auf. Ein anderer kam er, als er vor fünfeinhalb Jahren gegangen, und ein anderes Gesicht zeigte auch die Reichshauptstadt, als in jenen Herbsttagen des Jahres 1871, auf denen noch der Abglanz der Einzugsfeste der siegreichen Armee gelegen hatte. Die Eisernen Kreuze, die Uniformen und die Trauer-

kleider hatte man längst abgelegt, der Tag hatte sein Recht gefordert und die Arbeit: die Arbeit für das Reich, das man auf den französischen Schlachtfeldern mit Eisen und Blut zusammengeschweißt hatte. Man war sehr fleißig gewesen, hie und da auch übereifrig, und hatte beim Platzmachen für das Neue, um erst einmal mit den Restbeständen aus der Dürftigkeit und Kleinlichkeit des alten sparsamen Preußentums aufzuräumen, nicht immer eine glückliche Hand gehabt. Die Gründerjahre hatten einen skrupel- und geschmacklosen Geschäftsgeist erzeugt, der in den neuen wie Pilze aus der Erde schießenden Straßenzügen des Westens, in schlechtem, unechtem Materialaufputz ein unerfreuliches Emporkömmlingswesen großzog und beherbergte. „Nach was aussehen" war die Parole und ihr folgten leider nicht nur die Spekulantenkreise, die bald der Zusammenbruch unter seinen Trümmern begrub, sondern auch manche der von Amts wegen zur Wahrung schlichter Vornehmheit Berufenen. Die kleine bescheidene Siegessäule der Befreiungskriege auf dem Belle-allianceplatz ward übertrumpft durch den Prunk der neuen Siegessäule mit dem Riesenweib auf der Spitze, und neben den vornehmen Bauten des Alten und Neuen Museums spreizte sich die überragende Fassade der neuen Nationalgalerie, in der Schlachtenbilder an Schlachtenbilder sich reihten. Das eigentliche, das alte Berlin freilich war im wesentlichen das alte geblieben. Noch standen die langen und langweiligen Fronten in der Leipziger- und in der Friedrichstraße so unberührt da, wie unter den Friedrich Wilhelmen, und auch der Verkehr spielte sich äußerlich in Formen ab, die von in modernem Sinne großstädtischen, geschweige denn weltstädtischen weit entfernt waren. Die ganze Friedrichstadt noch ohne Straßenbahnen, mit Ausnahme der einen, die von der stillen Behrenstraße durch die Charlottenstraße und den unteren Teil der Friedrichstraße nach dem Kreuzberg ging! In der Leipziger Straße aber sah man von Zeit zu Zeit Schutzleute bei einer rätselhaften Tätigkeit: sie zählten die Wagen und die Menschen, um festzustellen, ob es wohl möglich sein würde, durch diese mit Verkehr schon so überlastete Straße eine Pferdebahn durchzuführen. Die Geschäftswelt, die Beamten, die von der Peripherie in das Zentrum, in ihre Kontore und Bureaus ihre regelmäßigen Wege zu machen hatten, benutzten den Omnibus oder gingen — und das war die Mehrzahl — zu Fuß. Die Droschken

zweiter Klasse in ihrer vorsündflutlichen Ausstattung und Bespannung waren ein Notbehelf, dessen man sich nur ungern bediente, wenn man nicht zu eilig war. Die Droschken erster Klasse aber waren ein Luxus, den sich der gebildete Mittelstand nur mit erheblichen Gewissensbissen leistete. Auch im Luxus war man in diesen Kreisen, wie die alte Stadt, bei den bescheidenen Gewohnheiten und Ansprüchen stehen geblieben. Die Wiener Cafés kamen gerade eben auf. In den Erdgeschoßräumen des Kaiserhofs, der auf derselben Stelle erbaut war, auf der das Sterbehaus Ernestine von Wildenbruchs gestanden, gewöhnte man sich zuerst an diese neue Möglichkeit, den Tag ohne Spirituosen bis in den nächsten Morgen auszudehnen. Das Beispiel weckte Nachahmung, und gerade 1877 erstand an der Ecke der Linden und der Friedrichstraße, als Gipfel eines fast verbrecherischen Luxus bestaunt, das Café Bauer. Die Verächter derartiger prunkhafter Leichtfertigkeiten aber tranken noch wie einst in den überfüllten, von blauem Rauch starrenden, altmodischen, schmucklosen Lokalen bei dem „schweren Wagner“ und „Siechen“ das schwere dunkle Erlanger oder Nürnberger Bier. Das Münchener eroberte sich sehr langsam, und einstweilen auch noch in sehr bescheidenen Räumen — wie der Spatenausschank in der Leipziger Straße — den Boden. Bürger und Studenten löschten aber vorwiegend noch ihren Durst im einheimischen „Patzenhofer“. Man war eben in den Kreisen, wo wirklich gearbeitet wurde, doch noch sehr bescheiden und anspruchslos geblieben. Und wem wäre das nicht als etwas Leichtes und Selbstverständliches erschienen, wenn er sah und hörte, wie es bei „Kaisers“ zuging; wenn er den alten Herrn, den Helden, den ganz Europa bewunderte und fürchtete, die verkörperte vornehme Schlichtheit, auf seinen täglichen Spazierfahrten die Linden herunter in den Tiergarten oder an seinem Eckfenster beobachtete. Und die anderen Großen, die unter den kleinen Menschen des Alltags umhergingen, als wären sie vom selben Schlag, und nicht Helden, von denen man singen und sagen wird, solange es Deutsche gibt, die Bismarck und Moltke und die Heerführer sonst, mit ruhmbedeckten Namen, sie alle machten auch den Kleinen die Anspruchslosigkeit leicht. Schlichter und unscheinbarer konnte niemand des Weges ziehen, als der große Schlachtendenker, und wenn der eiserne Kanzler einmal anstatt zu Fuß zu gehen, im Wagen zum Vortrag beim Kaiser vorfuhr,

dem Gefährt hätte es niemand angesehen, daß in ihm der erste Beamte des Reiches saß.

Das alles waren Eigentümlichkeiten, die auch den, der sonst nicht ohne lautes und leises Mißvergnügen eine Anzahl Begleit- und Folgeerscheinungen der Herrlichkeit des neuen Reiches im Bilde der Hauptstadt beobachtete, immer wieder versöhnen und mit Respekt erfüllen mußten vor dem Geist, der in diesen Mauern umging und arbeitete. Wie gearbeitet wurde und was gearbeitet worden, das spürte jeder, der auf den Rhythmus des Lebens in den Straßen und in den Kontoren und Bureaus des damaligen Berlins lauschte, trotzdem noch kein Telephon klang und das ganz Eilige noch durch Rohrpost erledigt wurde. Nur die Kunst schien nicht recht Schritt zu halten. Und doch hätte der konservative Geist altpreußischer Genügsamkeit, der dem Berlin im ersten Jahrzehnt des neuen Reichs, trotz der Gründerjahre immer noch das Gepräge gab, gerade auf diesem einen Gebiet wohl eine Auffrischung und Erneuerung vertragen, besonders auch in Erwägung der Tatsache, daß Berlin und Preußen in dieser Hinsicht immer etwas überbescheiden gewesen und manches nachzuholen hatten. Das Königliche Schauspielhaus für das Klassische und das Wallnertheater für das Heitere mit der besonderen Marke des Berliner Witzes waren die Säulen. Im Residenztheater sah man sich schon damals wie heute das Französische an, das man eigentlich nicht sehen darf. Draußen vor den Toren kämpften das Bellealliancetheater im Süden und das Nationaltheater im Norden unter stets wechselnden, auch in der Form ihres Zusammenbruchs variierenden Direktoren, dort für bessere Unterhaltung, hier für das Klassische, in Preisen und Leistungen auf den Mittelstand zugeschnitten, einen ziemlich aussichtslosen Kampf mit dem Defizit. Wogegen in der Schumannstraße das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater mit der Pflege der Operette recht gute Geschäfte machte. Die größte Bühne hatte das Viktoriatheater, das unter Direktor Hahn das Ausstattungsstück pflegte, aber gelegentlich auch für höhere Kunst zur Verfügung stand. Eine wirklich führende Rolle hatte keines dieser Kunstinstitute. Das Schauspielhaus, das als königliche Bühne und nach seinen Überlieferungen an erster Stelle berufen gewesen wäre, beanspruchte eine solche vielleicht hinsichtlich der Zusammensetzung des Personals, das einen Stamm von teils ausgezeichneten, teils respek-

tadeln, durch langjährige Zusammengehörigkeit miteinander gut eingespielten Künstlern aufwies, an dem aber doch schon Überalterungserscheinungen zu spüren waren, während der jüngere Nachwuchs qualitativ und quantitativ manches zu wünschen übrig ließ. Hinsichtlich des Repertoirs aber war seiner Leitung jeder Ehrgeiz fremd. Man spielte die Goethe, Schiller, Shakespeare schlecht und recht, in Stil und Ausstattung, wie man es seit Jahrzehnten gewohnt war und hatte für diesen Stil und seine Vertreter bei den Berlinern ein treues, andächtiges Publikum, denen die Kunst, die ihnen am Gendarmenmarkt geboten wurde, *die* Kunst war. Daneben wurde das feine Lustspiel besonders gepflegt, d. h. jene bürgerliche Komödie, die durch die Namen Gustav Freytag, Bauernfeld, Putlitz, Hugo Bürger, Paul Lindau in ihren verschiedenen Abarten vielleicht gekennzeichnet ist, auch diese in einem Stil, der das Entzücken des Stammpublikums war, der aber den Fremden, gerade in dem Spiel einiger seiner Lieblinge, oft Natürlichkeit und Grazie vermissen ließ. Auf diesem Gebiet kamen aber wenigstens Lebende zu Wort, wenn sie auch nicht sonderlich schwer wogen; im ernsten Drama dagegen war die Zurückhaltung so groß, daß sie fast einer Ausschließung gleichkam. Wenn die Berliner erfahren wollten, was in der modernen Literatur auf diesem Gebiet an originellen Talenten sich bemerkbar machte, dann mußten sie schon zum Weinbergsweg hinauswandern, ins Nationaltheater, wo ein minderwertiges Künstlerpersonal sich an Aufgaben abmühte, die eigentlich das Schauspielhaus zu lösen gehabt hätte. Gelegentlich brachten auch Gastspiele einzelner Virtuosen oder kleinerer Gemeinschaften auf den anderen Privatbühnen in einem schlecht passenden Rahmen etwas von neuer deutscher Art und Kunst. Selbst die französische Bühne Berlins, das Residenztheater, das in der Gattin des damaligen Direktors, Hermine Claar-Delia, eine Darstellerin hatte, die weit über den Rahmen des Hausrepertoirs hinausging, war dafür zu haben.

Von einem eigentlichen künstlerischen Leben, das in Berlin selbst wurzelte, konnte also in keiner Weise die Rede sein, und wenn man die maßgebenden kritischen Stimmen in der Tagespresse hörte, so schien auch in weiten Kreisen ein inneres Bedürfnis nach etwas Besserem gar nicht vorhanden. Man hatte keine Lust und keine Zeit, sich an ernsten künstlerischen Fragen aufzuregen. Nie war vielleicht die Gleichgültigkeit

gerade der gebildeten Kreise gegen alles, was mit Drama und Theater zusammenhing, größer und verbreiteter, als in dem Berlin der siebziger Jahre. Daß dieses tiefere Interesse aber doch nicht ganz erstorben, daß es einer Wiederbelebung wohl fähig sei, wenn nur der rechte Lebenswecker kam, das hatte allerdings der Sturm der Begeisterung erwiesen, den „die Meininger“ bei ihrem ersten Auftreten in Berlin im Jahre 1874 erregt hatten, trotzdem die zünftige Kritik keineswegs unbedingt in den Jubel einstimmte. Es ist durchaus richtig, wenn Ernst von Wildenbruch noch im letzten Jahr seines Lebens daran gedenkend schreibt: „Wer die Wirkung der Meininger, die Wirkung auf das Publikum, nicht mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört hat, kann sich keine Vorstellung davon machen. Während der Tage, in denen die Meininger in Berlin spielten, war Berlin in einem festlichen Rausch. Man muß ihn gehört haben, den nicht aus beifallklatschenden Händen, sondern aus allen Seelentiefen daherbrausenden Sturm, als die Meininger zum erstenmal Schillers ‚Räuber‘ spielten.“

Das Gastspiel der Meininger war in der Tat wie die Trompete des Jüngsten Gerichts gewesen, es hatte die Toten aus ihren Gräbern geweckt, nicht nur die toten Seelen, die in Gleichgültigkeit und Blasiertheit erschlafft und entschlafen waren, sondern auch die Geister der Großen, die man für tot gehalten, und die nun plötzlich in ihren Werken in neuer Jugend und Schönheit wieder auferstanden, daß sie empfangen und begrüßt wurden, als sähe man sie zum erstenmal. Es ist hier nicht der Ort, über das Kunstprinzip der Meininger sich zu verbreiten. Nur daran darf erinnert werden, daß das Wesentliche von dem, was die Meininger damals als Neues brachten: der Zusammenschluß aller mitwirkenden Kräfte in der Herausarbeitung des Kunstwerks zur Illusion des Miterlebens — also einer naturalistischen Wirkung — und eine Bearbeitung der Phantasie des Zuschauers durch das farbig malerische Bild, ja das Ferment geworden ist, das bis auf den heutigen Tag das Theaterwesen in arbeitender Bewegung hält, also eine bleibende Lebenskraft. Und man wird es daher begreifen, wie aufrüttelnd der erste Versuch der Verwirklichung dieses Kunstprinzips damals wirken mußte, wo man sich seit Jahrzehnten daran gewöhnt hatte, den Stil der Klassikeraufführungen für stereotypisiert anzusehen.

Aber immerhin war diese Erweckung der Geister durch die Meininger doch nur eine vorübergehende Erscheinung gewesen, vorübergehend trotz der Wiederholungen ihrer Gastspiele, nur ein Symptom vom Vorhandensein eines tieferen Erregungsvermögens. Allein dies Vermögen selbst reagierte einstweilen nur unter ganz besonders günstigen Voraussetzungen. —

Auch in Wildenbruchs persönlichen Beziehungen hatte sich während der Jahre seines Fernseins manches geändert. Das Vaterhaus war aufgelöst, die Stiefmutter lebte bei ihrer in Berlin verheirateten Tochter, vielfach kränkelnd, so daß der Tod im Frühling 1879 als Erlöser kam. Das Olferssche Haus existierte zwar noch, hatte aber nach dem Tode des Familienoberhaupts eine andere Stätte gefunden, im Westen in der Margarethenstraße; und so viele Menschen auch dort noch aus- und eingingen, und so viele Junge und Alte sich zu Frau Hedwig auch hier um den runden Tisch setzten, und soviel Güte und Segen von dieser Stelle für jeden, der kam, ausstrahlte, es war doch ein Witwenheim jetzt, in das die Melodie des großen Lebens nur noch gedämpft hereinklang. Von dem Freundeskreis, der sich einst um Wolf Yorck gesammelt, waren die meisten zerstreut oder — wie Herman Grimm — durch eigene Arbeiten und Lebensverhältnisse in andere Bahnen gelenkt.

Einen aber fand er wieder, so wie er ihn verlassen, einen, dessen Freundschaft er auch noch Wolf Yorck dankte. In dem früher erwähnten Briefe an diesen vom 3. August 1869 ward sein Name bereits genannt: der damalige Oberst und Kommandeur des 2. Garderegiments, von Wißmann. Der Dank für das, was ihm gerade in den ersten Jahren in Berlin nach seiner Rückkehr das Wißmannsche Haus war und wurde, ist in zahlreichen Briefen aus späteren Jahren ein bleibender Akkord gewesen bis an ihr Lebensende, das nur durch wenige Tage getrennt war: die Erinnerung an die „unvergeßlichen Abende am Kronprinzenufer". „Mein Teurer, mein Lieber," schreibt der Vierundsechzigjährige zum 80. Geburtstag des Freundes, „von den achtzig Jahren, die Du morgen vollendest, hast Du mir während vierzigen angehört. Heute komm' ich, Dir zu danken, daß Du mir so angehört hast, wie Du es getan, mir in den vierzig Jahren der gewesen bist, der Du mir warst. Dein Haus mir zum Empfange offen, Dein Ohr und Dein Herz meinem

Schaffen erschlossen, wo niemandes Ohr sich ihm erschloß, mir der immer freundliche ältere Freund, mein Vorbild zugleich ... Heute rufe ich, räumlich fern, innerlich ganz nah Dir zu Glück, Heil und Segen, Dir mein teurer Wißmann von Deinem Ernst von Wildenbruch." Was Wißmann in diesen Jahren Wildenbruch gewesen ist, ist in diesen Zeilen so ergreifend ausgesprochen, daß aus den Worten die Persönlichkeit ersteht, an die sie gerichtet sind. Innerlich und äußerlich der Idealtypus des preußischen Offiziers, männlich, schön, ritterlich, aus klugen Augen gütig in die Welt sehend. Ein Mann, den man nicht wieder vergaß, wenn man ihn auch nur einmal gesehen. Man konnte ihn in jenen Jahren oft in dem Hörsaal von Treitschke sehen, und wohl keiner unter all den jungen Leuten, die da saßen, hat es unterlassen, während der Vorlesung immer wieder und wieder sich an dem Anblick des stattlichen Gardeobersten mit den durchgeistigten Zügen zu erbauen, der mit einem so hingebenden Ernst unserem Professor zuhörte. Einen derartigen verstehenden aufrechten Mann hatte Wildenbruch an seiner Seite damals vielleicht nötiger als jemals; nicht als Bahnweiser, das brauchte er nicht mehr, wohl aber als männlichen Tröster, Ermunterer und Besänftiger in den schweren dunklen Stunden, die ihm in den nächsten Jahren beschieden sein sollten; brauchte ihn um so mehr, als, anders wie in seiner Berliner Studentenzeit, der Kreis, in dem er täglich verkehrte, aus zum Teil sehr viel jüngeren Leuten bestand, die zwar in ihrer Jugend ihm auch etwas brachten, dessen er ebenso dringend bedurfte, die aber doch selbst noch zu wenig fest im Leben standen, um den Halt bieten zu können, den in solchen Zeiten allein die in Erfahrung gefestigte Persönlichkeit des reiferen Mannes zu gewähren vermag. Das hatte er an Wißmann.

Im übrigen war es eigentümlich, daß, während er in seinen Studentenjahren durch seine Freundschaft mit Wolf Yorck und dessen Kreis dem eigentlichen Studentenleben fern und fremd geblieben war, er jetzt, als Dreißiger, als „alter Herr" erst mit der akademischen Jugend die Fühlung bekam, die er seitdem nie wieder verlieren sollte. Zum Teil kam das wohl daher, daß er bei seinen amtlichen Berufsgenossen hier ebensowenig, wie in Frankfurt den Anschluß und den zwanglosen Verkehr fand, der ihm gerade in Frankfurt Bedürfnis geworden war. Und dies hing auch wieder mit der bedeutsamen Veränderung zusammen, die

wenige Monate nach seiner Übersiedelung nach Berlin in seiner amtlichen Tätigkeit erfolgte. Schon in Eberswalde hatte er die Erfahrung zu machen geglaubt, daß Richter und Poet sein sich schwer vereine. In Berlin aber am Stadtgericht hatte die juristische Pflichtarbeit in einer Weise seine Zeit und Arbeitskraft in Anspruch zu nehmen begonnen, daß er — gewissenhafter Beamter, wie er war — zähneknirschend die Wahrheit von Platens Warnung an sich erfahren mußte:

Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,
Morgens zur Kanzlei mit Akten, abends auf den Helikon.

Aus dieser immer unerträglicher sich gestaltenden Lage eröffnete ihm unerwartet der Rat eines Freundes einen Ausweg, der Rat, sich um eine in der juristischen Abteilung des Auswärtigen Amts freiwerdende Hilfsarbeiterstelle zu bewerben. Die Bewerbung hatte insofern Erfolg, als, wohl nicht zum wenigsten unter dem Eindruck einer sehr warmen Empfehlung Simsons unter dem 8. Juni 1877, der Reichskanzler die Genehmigung zur Übernahme des Assessors von Wildenbruch in die juristische Abteilung des Auswärtigen Amts erteilte. Damit war er allen Sorgen um den Zwiespalt der Pflichten des Beamten und des Poeten befreit, wie er es sich in seinen kühnsten Träumen nicht auszumalen gewagt hätte. War es an sich schon für einen jungen Mann seines Schlages ein herrliches Gefühl, auf diese Weise unmittelbar unter Bismarck arbeiten zu dürfen, wenn dieser auch von der Tätigkeit seines „Hilfsarbeiters“ unmittelbar nichts erfuhr, so war die Art der Beschäftigung und die amtliche Tageseinteilung zugleich so, daß ihm in normalen Zeitläuften reichlich Muße für die schöpferische Tätigkeit blieb. Bis sehr weit in den Vormittag war er sein eigener Herr, gegen Mittag wanderte er aufs Amt, arbeitete dort bis 5 oder 6 Uhr und war dann in der Regel fertig, konnte die Abende dem Theater, der Geselligkeit und die Nächte der schöpferischen Arbeit widmen. Wohl kamen auch einmal Zeiten, wo es mehr zu tun gab, wo er auch noch die Abendstunden und sogar einen Teil der heiligen Nacht dem Aktenstudium und der Bearbeitung des ihm übertragenen Referats, mit dem Schicksal grollend, widmen mußte. Aber das waren Ausnahmen und im großen und ganzen konnte er sich, sowenig sein Amt eine Sinekure war, über Über-

bürdung nicht beklagen. Schon im Sommer 1877 übersiedelte er, um dem Amte näher zu wohnen, von Berlin N nach W, zunächst in die Schellingstraße 16, dann in die Potsdamer Straße 11 neben der Weinstube von Frederich, später in die Dessauer Straße 2, dann wieder in die Potsdamer Straße, diesmal jenseits der Brücke (115) und schließlich in die Königin-Augustastraße 29. Übrigens war dieser häufige Wohnungswechsel nicht etwa Folge eines nomadenhaften Triebes, sondern lediglich der Anhänglichkeit an die Familie seiner Wirtsleute, mit der er geduldig von Wohnung zu Wohnung zog. Bescheidene Wohnungen in einem allerdings behaglich, zum Teil mit eigenen Möbeln eingerichteten Zimmer; der eiserne Bestand: das Zylinderbureau von Mahagoniholz, an dem Knopf der zurückgeschobenen Platte die Taschenuhr befestigt, die Photographie eines ihn interessierenden Bildes irgendwo daneben mit Reißnagel angeheftet, auf der Platte selbst die gelben Foliobogen, zwischen Briefen, empfangenen und angefangenen, tintenbespritzt, wirr durcheinandergeworfen. Eine Junggesellenbude wie andere mehr, nicht persönlich wirkend an sich. Der Raum eines Menschen, der keine Zeit und keine Lust hat, sich durch die Außenwelt irgendwie ablenken zu lassen von der Arbeit, die ihn ganz erfüllt, über der er alles vergißt, den Ort, die Zeit, die übrige Menschheit.

Und doch brauchte er diese Menschheit, brauchte einen Resonanzboden für das, was in den vier Wänden sich zu Wort und Bild gestaltete, brauchte Menschen, mit denen er in Rede und Gegenrede die produktiven Entrüstungsstürme über das Literaturelend, die Gleichgültigkeit des Publikums, die Schwunglosigkeit der Dichter, die Lauheit der Kritik entfachen konnte, die ihn am besten über Verstimmungen und Enttäuschungen, die ihm dies Elend bereitete, hinwegtrugen. Und dies instinktive Bedürfnis war es, das ihn die Fühlung mit der jungen Generation suchen ließ, die noch von Enttäuschungen ungebrochen, von der ganzen felsenfesten Gläubigkeit an ihre Ideale, und vor allem von Freude am Reich erfüllt, sich damals in den Hörsälen der Berliner Universität für ihre Zukunftsarbeit ihr Rüstzeug sammelte und schmiedete.

Die Studentengeneration, die um 1875 auf den deutschen Hochschulen und vor allem in Berlin sich zusammenfand, war gerade das,

was ihm in seinen Träumen als der Heerbann vorschwebte, an dessen Spitze er ein Reich erobern wollte, das nicht von dieser Welt und das doch die Welt beherrschen sollte.

Wie sie da zusammenkamen aus den alten Provinzen, aus der Mark, aus Pommern, aus Schlesien, hatten sie alle in ihren Kinderjahren noch die bitterböse Konfliktszeit miterlebt, die Verzerrungen und Verzettelungen des politischen Lebens in Parteikämpfen, die Verärgerung und die Vergiftung der öffentlichen Meinung hüben und drüben, und sie alle hatten schon mit wachen Sinnen als Zuschauer die ungeheure Katastrophe miterlebt, die alle diese Geister der Verneinung und des Unfriedens hinwegfegte und auch die Alltagsmenschen zwang, die kleinen Altäre der Selbstverherrlichung und der Selbstzufriedenheit der Parteien umzustürzen und nur dem einen großen und gewaltigen Gott, der Vaterland hieß, zu dienen. Und die anderen aus den neuen Provinzen, aus Hannover, aus Schleswig-Holstein, aus Hessen, sie alle, die als kleine unverständige Gesellen staunend mit angesehen hatten, wie man ihren Landesvätern die Kronen von den Köpfen und die Grenzpfähle aus dem Boden riß, wie die gelb-weißen und die blau-weiß-roten und die schwarz-rot-goldenen Fahnen gestrichen wurden und wie dann neben dem gehaßten und gefürchteten preußischen Adler — dem „Kuckuck“ — das neue Zeichen der Gemeinschaft schwarz-weiß-rot hochging; die im Kieler Hafen auf den kleinen zierlichen preußischen Korvetten auch den Adler hatten niedergehen sehn und an seiner Stelle dann die Flagge, die über dem schwarzen Kreuz links in der Ecke im schwarz-weiß-roten Feld das Eiserne Kreuz trug, die als Jünglinge miterlebt hatten, wie in einer Sommernacht alles, was an Groll und Verbitterung und Sondergeist noch tags zuvor breit auf den Bänken gesessen und die öffentliche Meinung beherrscht hatte, verschwand wie ein Nachtgespenst, und wie der nächste Morgen ein jauchzendes, jubelndes Volk vom Meer bis in die Alpen gesehen hatte — alle, wie sie da zusammenkamen jetzt, um nun an der Zukunft dieses Volkes mitbauen zu helfen, trugen eine Kraft und Freudigkeit der Lebensbejahung in sich, die glaubte Berge versetzen zu können. Die neuen großen schweren Aufgaben, die vor ihnen lagen: dies neue Vaterland gegen eine Welt von mißgünstigen und neidischen Feinden bis an die Zähne in Waffen starrend zu erhalten, jeden Augen-

blick der Stunde gewärtig, wo die Meute es an der Zeit hält, über uns herzufallen, und die zweite, im Inneren die Brüder, die sich die „Enterbten“ nannten, zu versöhnen, lagen damals noch in dämmernder Ferne, obgleich gerade in diesen Jahren die Stimmen der „Enterbten“ schon drohend und mißtönig in das große Danklied der Nation hineinschrillten. Die heutige Jugend ist über das, was die Gegenwart und die Zukunft vom einzelnen fordert, sicher im allgemeinen besser orientiert und besser ausgerüstet, sie hat in einer anderen Schule gelernt, und ist daher weniger optimistisch, weniger vertrauensvoll als wir damals, denen der alte Kaiser, Bismarck und Moltke dafür standen, daß die Welt uns respektierte. Aber es ist in dieser Schule zugleich etwas von der großen Freudigkeit daraufgegangen an dem, was wir haben, weil die Jugend des 20. Jahrhunderts die Männer, denen sie es zu danken hat, und die damals unter uns umgingen, heute schon fast wie mythische Gestalten einer anderen, einer entlegenen Zeit empfindet.

Diesen Geist, der in der Jugend im ersten Jahrzehnt des neuen Reiches lebendig war, muß man sich vergegenwärtigen, um zu wissen, was sie an Wildenbruch hatte und er an ihr.

Schon im Sommer 1877 hatten sich Beziehungen zwischen ihm und dem „Akademisch-literarischen“ Verein angesponnen, einer seit einigen Jahren (1873) bestehenden studentischen Vereinigung, die ursprünglich als „Akademischer Theaterverein“ begründet worden war, aber bald ihr Programm erweitert hatte und jetzt an ihren allwöchentlich stattfindenden Versammlungsabenden in einem „wissenschaftlichen Teil“ literarische und literar-historische Themata in Vorträgen der Mitglieder mit anschließender Diskussion behandelte, daneben aber auch eigene Dichtungen der Vereinsgenossen je nach dem Umfang, bald im wissenschaftlichen, bald im „gemütlichen Teil“, zum Vortrag bringen ließ. Ursprünglich mochte wohl diese zweite Art der literarischen Betätigung im Vordergrunde gestanden haben, doch war Ende der siebziger Jahre das entschiedene Streben auf Betonung des wissenschaftlichen Charakters gerichtet und die Beschränkung der „Dichterabende“ auf außerordentliche Gelegenheiten. Seit den Tagen des Theatervereins war Prinz Georg von Preußen, der unter dem Namen G. Conrad in schön gebundenen Büchern eine farblose dramatische Tätigkeit pflegte, der „Protektor“ des Vereins. Und der hohe Herr,

der in seinem Palais in der Wilhelmstraße ein stilles, seinen schöngeistigen Neigungen gewidmetes Leben führte, bekundete sein Interesse dadurch, daß er den Mitgliedern bei Aufführung eines seiner oder ihn besonders interessierender Dramen Billets zur Verfügung stellte, wohingegen der Vorstand des Vereins ihm feierlich zu seinem Geburtstag zu gratulieren und mit dem gütigen feingebildeten Herrn sinnige Betrachtungen über die deutsche Literatur im allgemeinen und den Akademisch-literarischen Verein im besonderen auszutauschen pflegte.

Der Verein selbst war nicht groß, und, was nach dem Gesagten natürlich ist, keineswegs auf „Fachleute“, d. h. auf studierende Germanisten, beschränkt. Im Gegenteil, die Laien überwogen, jedenfalls in den ersten Jahren, durchaus. Es waren eben junge Leute, die sich neben ihrem Fachstudium für Literatur interessierten und von denen wohl ein jeder ein Poetenrößlein im Stall hatte, das er mit mehr oder minder Erfolg dann den Genossen vorritt. So fanden sich Mediziner, Juristen, Philologen, Naturwissenschaftler, auch Theologen zusammen. Große Dichter sind aus ihm nicht hervorgegangen; bei den meisten, auch bei denen, die nach den im Verein gegebenen Proben als „nicht unberufen“ gelten konnten, überwuchsen später die Pflichten des Amts die poetischen Ranken, und das war auch gut so. Jedenfalls gilt das für die Vereinsgeneration, mit der Wildenbruch zunächst in Berührung trat. Vielleicht durch ein Vereinsmitglied, einen geborenen Frankfurter, eingeführt, gehörte er seit dem Sommer 1877 zu den ziemlich regelmäßigen Besuchern der wissenschaftlichen Abende und erzwang sich schnell in dem durchaus kritisch veranlagten Kreise einen Respekt, der zunächst seiner Persönlichkeit, seiner überlegenen Erfahrung und Bildung gleicherweise wie seinem liebenswürdigen Wesen galt, der aber bald sich auf das gründete, was man von seinem eigenen Schaffen zu hören bekam. Und er wieder empfand es wohltuend, mit welchem unvoreingenommenen sachlichen Interesse diese jungen Leute an alles, was er ihnen bot, herantraten, mit welcher ehrlichen, fröhlichen Begeisterung sie sich zu dem, was sie gepackt hatte, bekannten, ohne mit ihren Einwänden gegen ihrer Ansicht nach minder Gelungenes zurückzuhalten. Er war, wenn es sich um seine eigenen Sachen handelte und namentlich um Dichtungen, die eben erst abgeschlossen waren, kein bequemer Debatter und konnte auf die Tonart

einer sachlich durchaus berechtigten Kritik unter Umständen mit einer ursprünglichen Heftigkeit reagieren, die den Gegner immer wieder überraschte, und wenn es das erstemal geschah, wohl zunächst verstummen machen konnte. Das hinderte aber beide Teile nicht, nach einer Weile aufs neue gegeneinander in die Schranken zu reiten und ritterlich männlich sich zu messen. So war diese erste kleine Berliner Gemeinde, die ihre Zusammenkünfte in einem Café Schmidt an der Gertraudtenbrücke, später Unter den Linden im Restaurant Jahn hatte, keineswegs eine Gefolgschaft blinder Anbeter; wohl aber bildete sich aus ihr bald ein engerer Kreis durch persönliche Freundschaft mit ihm Verbundener, die auch außerhalb der regelmäßigen Vereinsabende mit ihm zusammenkamen und die durch das Mittel ihrer Freundschaft für Wildenbruch und ihres Glaubens an seine Mission auch miteinander eine nähere Fühlung gewannen. In späten und spätesten Abendstunden fand man sich in der italienischen Weinstube von Raffo in der kleinen Mauerstraße zusammen, um bei vielen „Vierteln" eines unendlich gerbstoffreichen roten Veltliners bis in den Morgen hinein — zuletzt ganz allein zwischen den aufgetürmten Stühlen zum Entsetzen des entschlummernden Kellners — das Wohl und Wehe der deutschen Literatur zu erörtern. Hier gingen dann die Wogen der Begeisterung und der Gottähnlichkeitsempfindung manchmal so hoch unter den „Assessoren" — alle Stammgäste der Wildenbruchschen Tafelrunde wurden nach ihm, dem „Assessor", von dem Wirt mit dem gleichen Titel belegt — daß der Freund aus Kiel wohl schweigend aufstand und das Fenster öffnete, um den Weihrauchswirbeln Abzug zu verschaffen. Die Promptheit der Wirkung — nach einem zunächst höchst erstaunten Blick, dem ein donnerndes Gelächter folgte — ließ nichts zu wünschen übrig.

Viele Gestalten und Gesichter tauchten im Laufe der Jahre an diesem Tisch in der „Italiana" auf. Studenten, Künstler, Schriftsteller, Schauspieler verschiedenen Temperaments, verschiedenster Ansichten, verschiedensten Gewichts. Wildenbruch war kein Menschenkenner und ließ daher auch — zunächst aus Gutmütigkeit — Elemente an sich herankommen und sich bei ihm festsetzen, die nicht dahin gehörten, und deren Abstoßung seinen nächsten Getreuen oft Mühe genug kostete. Die beiden regelmäßigsten Besucher der „Italiana" waren aber Wildenbruch selbst und

Berthold Litzmann, die manche Abende und Nächte allein einander gegenübersaßen. Sie standen in fast täglichem Verkehr miteinander, und es gab wohl in diesen Jahren nichts, was in dem Leben des einen oder des anderen eine Rolle spielte, das sie nicht miteinander durchgesprochen hätten. Das war eben der Unterschied in ihrer beider Beziehungen, daß diese sich nicht auf die gemeinsamen literarischen Interessen beschränkten, wie die mit den übrigen Genossen des Kreises. Wildenbruch hatte dem dreizehn Jahre jüngeren Holsteiner, den er im Sommer 1878 im Akademisch-literarischen Verein kennengelernt hatte, und der ihm in dem Gedankenaustausch nach der ersten Vorlesung der „Karolinger" im literarischen Verein — am 3. August — nahegetreten war, das brüderliche Du angeboten und ihm dadurch auch äußerlich eine Sonderstellung vor den übrigen Vereinsmitgliedern eingeräumt. Was der Ältere dem Jüngeren war und was dieser dem Älteren in jenen Jahren durch sein Dasein gewesen, ist in den veröffentlichten Briefen Wildenbruchs zu lesen, auf die hier verwiesen sein mag. Für Wildenbruch war das Verhältnis zu einem jüngeren Freunde etwas durchaus Neues, er empfand zum erstenmal den Reiz, von seinem Eigensten und Besten etwas geben zu können an jemand, der das gleich in sein eigenes noch in der Bildung begriffenes Ich verarbeitete, und das, was er erworben, als Kraft wieder ausstrahlte. In dem unbedingten gläubigen Vertrauen auf die Persönlichkeit und damit auf die Zukunft des älteren Freundes, einem Vertrauen, das sich auf ein sich Einsfühlen in allen Welt- und Lebensanschauungsfragen gründete, das ihm der junge Holsteiner entgegenbrachte und das dieser auch Fernstehenden und Zweiflern mitzuteilen wußte, lag für Wildenbruch so etwas wie eine Bürgschaft, daß er auf rechtem Wege sei und daß er durch die Jugend sein Ziel erreichen werde. Aber es war weder in ihrem freundschaftlichen Verkehr noch in den Zusammenkünften im Akademisch-literarischen Verein irgend etwas von Überspannung oder blinder Vergötterung, die man an sich ja eigentlich der Jugend nicht hätte zum Vorwurf machen können, sondern was herrschte und beherrschte, war die immer wieder durchbrechende Freude, daß einer da war, der das aussprach und gestaltete, was in den jungen Seelen gärte, ein Mensch, der an sich glaubte und der genau wußte, wohin er, wohin sie zu steuern hatten. Sie liebten in ihm an erster Stelle die sittliche Per-

sönlichkeit, d. h. die Vereinigung aller der Seelenkräfte, die der Mensch braucht, wenn er das Höchste leisten will. Und so scharten sie sich um ihn und standen zu ihm wie eine germanische Gefolgschaft um ihren Herzog. Und diese innere Haltung zu ihm hob auch die in diesem engsten Kreise gepflogenen Unterhaltungen über das Niveau des Literaturgeredes und einseitig schöngeistigen Wesens hinaus; nationale und politische Fragen wurden lebhaft erörtert und keinen Augenblick verlor sich das Bewußtsein, daß der Kunst dienen gleichbedeutend war mit dem Vaterland dienen.

Aber nicht alle aus den Kreisen der Jugend, die in dieser Zeit mit ihm in Verkehr traten, waren auf diesen Ton gestimmt. Zum erstenmal hatte er jetzt auch Gelegenheit, mit der jüngeren Schriftstellerwelt persönliche Fühlung zu bekommen, ebenso wie mit den jungen Schauspielern, die den Mann, der ihnen Rollen zu schreiben versprach, zu umschwärmen begannen und durch die ihnen natürliche Exaltation auch in den Verkehr und in die Bewunderung des Dichters eine Überschwenglichkeit des Tones hineintrugen, die er sich gern gefallen ließ, ohne ihren Wert zu überschätzen. Auch das Ästhetisieren als Selbstzweck, die verschiedenen Abarten literarischer Medisance über dichtende Zeitgenossen mit dem Gefolge literarischer Caféwitze, das die jungen, nur in Literaturinteressen aufgehenden Schriftsteller als ihre Lebensatmosphäre mit in die Italiana oder in die Nachsitzungen im Café Kaiserhof brachten, war ein ihm im Grunde nicht zusagendes Element, doch war er auch hier kein Spielverderber und heulte einmal mit den Wölfen; war er doch sicher, daß, wenn er aus dem Café in die Nacht hinaustrat und mit dem Freunde oder allein der Wohnung zustrebte, wo die große Arbeit seiner wartete, das alles von ihm abfiel und hinter ihm im wesenlosen Scheine versank.

Von all den jüngeren Talenten aber, die sich nachmals eine Stellung erobert haben und die damals, wie er selbst, noch im Emporarbeiten begriffen waren, kam er in nähere Berührung eigentlich nur mit den Brüdern Hart, die eine Zeitlang ihr Schicksal an seines ketten zu wollen schienen. Sie standen aber damals gerade auf dem Gipfel einer kritiklosen, an überschwänglichen Worten sich berauschenden literarischen Schöngeisterei, die Heinrich Hart in seinen „Lebenserinnerungen" nach-

mals ebenso wahrheitsgetreu wie amüsant geschildert hat, „träumten und phantasierten ohne Ende von einer Dichtung, die, erd- und quellfrisch, all den akademischen Firnis durchbrechen“ sollte, begeisterten sich an „Hamerling und Heyse, an Turgenjew und Sacher-Masoch“, „wollten wieder anknüpfen an den jungen Goethe“ und „sahen in dem Hellenismus der Klassiker eine bis auf den Tag nachwirkende Verirrung“, verkehrten mit den Führern der Sozialdemokratie, voran dem grimmigen Johann Most, und tranken in der Potsdamer Straße 11 mit Ernst von Wildenbruch Brüderschaft.

Es bedurfte der ganzen Naivität, die Wildenbruch durch sein Leben im Verkehr mit Menschen treugeblieben ist, und der ganzen Jugendlichkeit der beiden jungen Westfalen, um beide Teile auch nur einen Augenblick glauben zu lassen, daß sie wirklich etwas miteinander gemein hätten, außer der Sehnsucht, aus den unerquicklichen Literaturzuständen der Gegenwart herauszukommen. Die Harts, damals noch liebenswürdigste Bohemiens ohne den geringsten Respekt vor staatlichen und politischen Gewalten und Herren, vollgesogen von den Ideen des modernen Materialismus, und von dem glühenden, fanatischen Ehrgeiz beseelt, mit diesem Geist Deutschland zu erfüllen und zu verjüngen, mit Sacher-Masoch einen neuen Dichterfrühling einzuleiten und morgen den „neuen Goethe, den neuen Shakespeare, den neuen Dante“ auf den Schild zu heben, und daneben der Dichter von „Vionville“ und „Sedan“, der eigentlich auf jede dieser Forderungen und Hoffnungen mit einem „Nein“ antworten mußte. Und doch fanden sie sich zusammen und mit den Namen der Brüder Hart monogrammatisch verschlungen erschien zuerst der Dramatiker Wildenbruch vor einem größeren Leserkreis. Im April 1878 kam das erste Heft einer von den Brüdern begründeten Monatsschrift, „Deutsche Monatsblätter“, heraus, das sich im Nebentitel „Zentralorgan für das literarische Leben der Gegenwart“ nannte. In ihnen sind in der Folge drei Dramen, eine Anzahl Gedichte und einige Kritiken und Essays aus seiner Feder erschienen.

Nun brachte es allerdings diese Zeitschrift, deren Verleger weder den Herausgebern noch deren Mitarbeitern ein Honorar zahlte, und von der die Autoren mit Namen nach erfolglosen Versuchen ihr Honorar zu bekommen, sich denn auch sehr bald zurückzogen, sicher nicht

auf einen großen Abonnentenkreis, aber eben deshalb war das Erscheinen Wildenbruchs in diesem Rahmen für die Außenstehenden alles eher als eine vorteilhafte Einführung. Heinrich Hart hatte in einem Aufsatz „Neue Welt“, einem großzügigen Programm einer Erneuerung der Literatur, Schopenhauerschen Geistes voll, Sacher-Masoch und sein „Vermächtnis Kains“ gewissermaßen als Richtpunkt für die Bahnen, die die deutsche Dichtung einschlagen müsse, aufgestellt; aber der Inhalt der Zeitschrift stand zu diesen Worten in einem höchst auffallenden Mißverhältnis. Nirgendwo ist in der Anordnung, geschweige denn in den aufgenommenen Aufsätzen selbst etwas wie ein leitendes Prinzip, zu entdecken. Bunt durcheinander gewürfelt erschienen mittelmäßige Novellen, ebenso mittelmäßige literarhistorische Essays, dürftigste „Miszellen“, dazwischen ein paar feine Sachen von dem jungen Peter Hille. Viel mittelmäßige Lyrik, einige geringwertige Lustspiele, dazwischen die Arbeiten von Wildenbruch, Saul unter den Propheten. Er selbst schüttelte nachdenklich den Kopf über das das erste Heft eröffnende Gedicht von Hans Herrig: „Ob das nun gerade klug war, im Anfang zu bringen“, fragte er zweifelnd. Und je weiter die Zeitschrift vorrückte, desto häufiger wurde das Kopfschütteln. Aber seiner Freundschaft für die Herausgeber tat das keinen Abbruch; er schätzte in ihnen die Menschen, die bereit waren, für ihre Ideale, die sich, wie ihm erschien, vielfach mit den seinigen deckten, sich aufzuopfern und zugleich die jugendlichen Freunde, die auf jede seiner Äußerungen mit einer überquellend wortreichen Begeisterung reagierten und durch diese Ekstasen ihn über manche Enttäuschungen, die ihm die Gleichgültigkeit der Mehrzahl der literarischen Zunftgenossen bereitete, hinwegtrugen.

Sehr fleißig besuchte er auch jetzt wieder das Theater, und zwar nicht nur das Königliche Schauspielhaus, dessen Repertoir ihm je länger desto mehr durch die Pflege der „Einakter und Konversationsstücke“ Verdruß bereitete. Auf einem Zettelchen aus diesen Tagen findet sich ein Brouillon zorniger Fragen und Antworten: „I. Welches ist der Zweck einer königlichen Bühne? Der dramatischen Kunst zu dienen, einmal durch Pflege der Werke, dann durch Pflege des Publikums zur Aufnahme der Werke. Ihr Zweck daher ein prinzipiell anderer als der einer Privatbühne. II. Ist dieser Zweck bei der jetzigen Leitung erkannt?

Nein, denn sie hat sich den Prinzipien der Privatbühnen gleichgestellt." So sah man ihn denn auch mindestens ebenso häufig in diesen Privattheatern — fast immer allein; und das war kein Zufall, denn er studierte, und fürchtete durch eine unzeitige Zwischenbemerkung gestört zu werden. Er studierte die Stücke und das Publikum, und von den Stücken vor allem die Franzosen, die damals die Häuser füllten; studierte sich selbst mit seinen Eindrücken als Publikum, ließ sich umwerfen und erschüttern von den fremden Tausendkünstlern und zerfaserte und zerlegte dann nachher diese Eindrücke und fragte sich nach dem Warum. Er studierte vor allem Sardou und bewunderte ihn bis zu einem gewissen Grade. Er war in dieser Hinsicht vollkommen vorurteilslos und bereit, die Überlegenheit der Fremden unbedingt anzuerkennen. Aber er fragte immer wieder: „Warum packen die uns, während wir, wenn wir es ihnen nachahmen, versagen? — Ist es wirklich," fragt er am Ende des ersten Theaterwinters in Berlin, im Frühling 1878, „wie behauptet wird, nur die vollendetere Form? Die ausgebildete Technik und Mache?" Und er antwortet: „Nein, der Grund liegt tiefer und liegt darin, daß in diesen französischen Stücken der Puls der Leidenschaft ein ganz anderes Tempo geht als in den modernen Deutschen." „Und," fragt er weiter, „woran liegt das?" und die Antwort lautet: „Daran, daß diese Franzosen im Augenblick, wo sie schreiben, an das glauben, was sie schreiben. Das fühlt man und das überzeugt, und das fühlt man bei den modernen Deutschen" — es kommt nun eine Besprechung von Wilbrandts „Natalie" und „Auf den Brettern", Paul Lindaus „Johannistrieb" und Hugo Bürgers (Lubliner) „Gabriele" — „nicht, und darum überzeugen sie nicht."

Im April 1878 spielte man in Weimar Goethes „Faust", beide Teile in der Einrichtung von Otto Devrient; er ist dort gewesen und berichtet über seine Eindrücke in den „Deutschen Monatsblättern". Man muß den Aufsatz in den „Blättern vom Lebensbaum" lesen. Es ist wie ein großer Jubelhymnus: „Es ist also doch noch möglich, daß während Krieg und Kriegsgeschrei die Welt erfüllt, während die Spekulation ihre staubigen breiten Chausseen durch die blühenden Gefilde der dichtenden Phantasie zieht — sich deutsches Volk zum reinen, stillen Kunstgenuß sammelt und dem Beschauer ein Bild bietet, das in kleinerem Maßstabe

an die olympischen Spiele erinnert?" ... Aber der Jubel: „Zum erstenmal hat man es in seiner natürlichen Körpergröße gesehen das wundersame Gebilde, zum erstenmal das Durcheinanderspielen von jauchzender Laune, herzzermalmendem Ernst, von packendem Realismus und über die Erde hinausgreifender, dämonischer Phantastik genossen, und aus all dem Gewoge und Gewühl ist sie uns wieder emporgestiegen in ihrer kindlichen Schalkhaftigkeit und schwermütigem Ernste, mit ihren treuherzigen, sanftmütigen Augen und der schwellenden Zornesader auf der hohen Stirn die herrliche, ewige," bricht plötzlich in einer schrillen Dissonanz ab, wenn er fortfährt: „heute ach in so nichtswürdige Bande geschlagene Seele des deutschen Volkes. — O heilige Mutter, steh auf von deinem Schlafe, schüttle sie aus dem Saume deines Gewandes, die Parasiten, die sich darin festgesetzt haben." Und wieder schweift ein zorniger Blick hinüber nach Berlin. „Und da sieht man es liegen, das königliche Theater zu Berlin, welches vor allen anderen seine Pforten erschließen sollte der triebfröhlichen, an großen Problemen der Zeit genährten deutschen Poesie — und man sieht, wie es sich gähnend auf seinem Lager von Stroh rekelt ... und während aus dem Weimarer Theater eine Schar von tief ergriffenen, hoch emporgehobenen Menschen strömt, verläßt ein Publikum, das sich räsonierend über die neuerlebte Trivialität Luft macht, die königlichen Theaterräume zu Berlin. O deutsche Nationalbühne! ... Die Berliner Hofbühne leidet an einer Krankheit, die lächerlich erscheinen würde, wenn sie nicht zu so traurigen Ergebnissen führte, am Furchtfieber vor dem Publikum ... Hätte Apoll nicht seit Jahrzehnten gezeigt, daß er vom deutschen Theater nichts mehr wissen will, so würden wir zum Schlusse sagen: Gott bessere es!"

Man braucht kein Herzenskünder zu sein, um beim Lesen dieser zornmütigen Betrachtungen sich zu sagen, daß der so schrieb noch viel mehr auf dem Herzen haben mußte, als diese Gedanken über die Minderwertigkeit des deutschen Dramas der Gegenwart und das künstlerische Versagen der königlichen Bühne. Er hatte sich in dem verflossenen Jahr wieder einmal überzeugen müssen, daß die praktische Bühne von ihm nichts wissen wollte. Zwei Dramen, auf die er Hoffnungen gesetzt, hatten wieder vergeblich an die Pforte des Hauses am Gendarmenmarkt geklopft.

Noch immer lag der „Harold“ im Tischkasten und in den ersten Monaten seit der Rückkehr nach Berlin hatte er, wie die zahlreichen Ansätze zu Neu- und Umarbeitungen beweisen, seinen Herrn und Meister manche Tage und Nächte beunruhigt. Aber zwischen diesen immer wieder anhebenden Zwiegesprächen mit dem ungebärdigen Angelsachsen hatte es noch ein hartes Ringen gegeben mit zwei Stoffen, die ihn, der eine wohl schon längere Zeit, bedrängten. Ein moderner Stoff, an dem es galt, zu zeigen, was er von den Franzosen gelernt, und einer aus der vaterländischen Geschichte, der ihm in den „Erinnerungen“ des Bischofs Eylert an Friedrich Wilhelm III. begegnet war und ihn eigentümlich gepackt hatte. Eylert erzählt von dem tragischen Schicksal eines edlen, kräftigen, hochsinnigen Jünglings aus einer Menonitengemeinde in der Gegend von Danzig, der, „dem Zuge seines Herzens folgend“, sich „gegen den Willen der Eltern und gegen die kirchlichen Gesetze der Gemeinde“ 1813 freiwillig in die Reihen der Kämpfenden gestellt hatte, und dem bei seiner Rückkehr aus dem Feld, als Offizier, mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, die Eltern die Aufnahme verweigerten, den die Gemeinde „wie einen Geächteten“ ausstieß. In seiner Not wendet sich der Arme an den König: „Erbarme dich meiner. Ich habe getan, was ich nicht lassen konnte und dein Wort ‚Mit Gott für König und Vaterland‘ hat mich in die Schlachten und Siege geführt. Ich wollte, ich wäre gefallen, freudig hätte ich mein Blut für dich und deine Sache vergossen. Aber ich bin in allen Gefahren erhalten und nun weiß ich nicht, wo ich unstet und flüchtig hin soll . . . Man flieht mich als einen Mörder; mein Eisernes Kreuz ist der Gemeinde ein Kainszeichen; in den Bann getan liegt auf mir ein Fluch. Was fang' ich an? Gerechter, gnädiger König, hilf mir und rette mich.“ Vergeblich suchte der tief erschütterte König zu vermitteln, und verbannt und unversöhnt starb der Unglückliche wenige Jahre darauf.

Aus dieser — hinsichtlich ihrer geschichtlichen Glaubwürdigkeit übrigens sehr anfechtbaren — Anekdote schuf Wildenbruch sich in den ersten Monaten seines Berliner Aufenthalts sein Menonitendrama, das in der Problemstellung sehr eng mit dem „Harold“ zusammenhängt. Hier wie dort der Kampf jugendlich impulsiver Männlichkeit gegen Schwäche, Kabale, Eifersucht und Verständnislosigkeit einer kompakten Majorität;

hier wie dort das erotische Motiv den Konflikt verschärfend und vor allem die Blutsverwandten (Harold-Gytha, Maria-Waldemar) trennend, und hier wie dort das persönliche Schicksal geadelt durch das Aufgehen und Untergehen des einzelnen in einem Kampf um große nationale Güter. Aber die weltgeschichtlichen Vorgänge des Untergangs eines ganzen Volkes sind hier verjüngt auf den Maßstab einer bürgerlichen Tragödie im Rahmen einer weltgeschichtlichen Begebenheit. Nicht ohne Einfluß darauf, daß er diesen Weg einschlug, waren wohl Erfahrungen des Epikers: die Schwierigkeiten, die sich bei der dichterischen Gestaltung von Vorgängen aus der jüngsten Zeitgeschichte ergaben, die großen Helden selbst in den Mittelpunkt der Begebenheiten zu versetzen und dadurch stets den kritischen Vergleich mit den lebenden Originalen herauszufordern. Diese Schwierigkeiten wachsen für den Dramatiker im Quadrat und machen sich bemerklich auch schon bei Stoffen und Helden, die zwar nicht mehr im Gesichtskreis der Lebenden stehen, die aber doch noch der Patina der historischen Legende entbehren, und infolgedessen, wenn sie selbst erscheinen, leicht genrehaft wirken. Aus dieser Einsicht und dem gleichzeitigen leidenschaftlichen Drang, gerade diese jüngste Zeitgeschichte dramatisch zu gestalten, hatte er sich eine Theorie des historischen Dramas gebildet, wonach dessen Aufgabe nicht allein sei, die Weltgeschichte an den Schicksalen und Persönlichkeiten einzelner großer Führer und Helden zu gestalten, sondern mindestens ebensosehr große Weltbegebenheiten sich widerspiegeln zu lassen in den Schicksalen namenloser Zeitgenossen, die unter den Großen und für die Großen kämpfen und leiden. Daß dies ein äußerst fruchtbarer Gedanke war, ist außer allem Zweifel. Und auch die erste Probe auf das Exempel, „Der Menonit“, bestätigt das, trotz Einwänden, die man gegen die Ausführung im einzelnen sicher machen kann. Um ganz dem Ideal eines solchen Dramentypus zu entsprechen, hätte es einer innerlicheren Durcharbeitung des Motivs bedurft, aber es hätte dann auch vielleicht gerade den Zauber jugendlicher Unmittelbarkeit eingebüßt. Das Drama wirkt heute wie herausgeschleudert im ersten aufwallenden Zorn über das, was er gelesen. Ein Zornausbruch mit allen seinen Übertreibungen und Überspannungen, aber auch mit der Wucht einer elementaren Explosion. Es ist daher in seiner ganzen Art vielleicht der echteste „Wildenbruch“ mit allen Vorzügen und allen

Schwächen, die die Kritik so leicht machen und doch immer wieder entwaffnen. Die Mächte und Ohnmächte, mit denen Reinhold der Menonit kämpft, sind dieselben Feinde, an denen sich Ernst von Wildenbruch mehr als sechzig Jahre müde und wund gerungen hat, und die Waffen, mit denen dieser jugendliche Held kämpft und durch die er auch schließlich sterbend siegt, sind dieselben, mit denen Ernst von Wildenbruch gekämpft hat und durch die er, auch im Tode noch, gesiegt hat und siegen wird.

Es ist eine Lust, zu sehen, wie der Dramatiker zupackt, wie sicher er den dramatischen Höhepunkt eines Aktes, einer Szene ins Auge faßt und über alle Hindernisse fortstürmend sich diesen Punkt herausholt. Daß dabei logische und psychologische Zusammenhänge gesprengt oder übersprungen werden, daß sich der Gegner ihm in der Situation, in der Verfassung stellen muß, die er will und braucht, und daß dadurch der nüchterne Kritiker, der mit dem Bleistift sich alle Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten notiert hat, zur Verzweiflung gebracht wird, darüber sind alle einig. Und doch muß, wer eine Empfindung für dramatisches Temperament hat, sich wieder freuen an dieser in die Zügel schäumenden Überkraft. Ebenso wie Harold versagt der Held in entscheidenden Momenten, weil er einfach den Kopf verliert und dem gesunden Menschenverstand ins Gesicht schlägt. Auch er wird, was schlimmer ist, ebenso wie Harold, in einem entscheidenden Augenblick sich selbst untreu — im sechsten Auftritt des zweiten Aktes — und setzt dadurch das ganze Kapital an Sympathie, das er sich erworben, aufs Spiel, aber ebenso wie im „Harold" ist dieser scheinbare Bruch des Charakters gerade die Stelle, wo die neue Feder einsetzt, die die Handlung über die Misere eines Einzelschicksals emporträgt. Gewiß hätte gerade dieser Punkt bei einer Durcharbeitung des Motivs von innen heraus eine ganz andere dramatische Durchschlagskraft erhalten können; und wie so manchesmal später verläßt auch hier der Zuschauer das Theater mit dem Gefühl des Bedauerns, daß mit der impulsiven Gestaltungskraft hinsichtlich der dramatischen Höhepunkte nicht die Ausdauer und die Besonnenheit in der Legung des Fundaments und in der Verankerung der tragenden Säulen Hand in Hand geht. Die schnell fertige Hand verrät auch die Sprache, die in der ersten — im Juniheft der „Deutschen Monatsblätter" 1878

erschienenen — Fassung noch zahlreichere Überspannungen aufweist, als die spätere Buchausgabe, die daran nicht arm ist; und vor allem sind in dieser Hinsicht die Monologe Reinholds und die Reden des westfälischen Bauern Hennecker, der überhaupt in der Rhetorik stecken bleibt, schwer belastet. Während einzelne Wendungen, an denen die erste Kritik Anstoß nahm, wie: „So bade im kalten Wasser deiner Tugend dich, bis daß du drin erstarrst", das der empörte Reinhold der Entsagung predigenden Geliebten ins Gesicht schleudert, für den Menschen und die Situation charakteristisch und darum gut sind, drängen sich zwischen die männliche und auch in gelegentlichen Übertreibungen charakteristische Sprache hin und wieder abgegriffene Bilder und Worte, die leider eine nachfeilende Hand nicht beseitigt hat.

Im September 1877 las er den Frankfurter Freunden den eben vollendeten „Menoniten" vor. Aber schon stand seine Seele wieder im Bann des neuen Dramas „Die Herrin ihrer Hand". Das sollte die Probe auf das zweite Exempel sein, ob er der Aufgabe gewachsen sei, ein modernes Drama zu schreiben wie — die Franzosen.

An demselben Tag, an dem er die Ablehnung des „Menoniten" durch Herrn von Hülsen meldet, „er will ihn nicht geben, weil es ein religiöser Konflikt sei" und dazu ingrimmig bemerkt: „Nächstens wird man nicht mehr über die Medizinmänner der Kaffern schreiben dürfen, weil es ein religiöses Motiv ist. Ich versuche es nun mit dem Nationaltheater," plaudert er über das neue Stück, das er den Frankfurter Freunden in acht Tagen vorlesen will, mit einer Redseligkeit, die eine gewisse Unsicherheit über das Gelingen des Wagnisses verrät. „Unser modernes Leben ist . . . eine Gestaltung von solcher Eigentümlichkeit, beherrscht von Gesetzen, die nur ihm geschrieben, durchweht von Gedanken, die nur ihm gedacht sind. Wer daher dies Leben in Dialogen widerspiegeln will, der muß imstande sein, in dieselben wirklich eine Fülle von modernen Gedanken und Erfahrungen hineinzulegen. Gelingt ihm das, dann à la bonheur, und das können eben die Franzosen heutzutage so gut. Gelingt es ihm aber nicht, dann ist ein solch nachgemachter moderner Dialog allerdings etwas ganz Widerwärtiges. Und weil so furchtbar wenige unserer modernen deutschen Schriftsteller einen solchen Dialog, wie ich meine, beherrschen, weil die meisten derselben



Ernst von Wildenbruch

(1882)

Witzeleien und Kalauer für Geist, Schlagworte für Leidenschaftlichkeit halten, darum wenden sich unsere edlen jungen Gemüter mit Abscheu von diesem hohlen Zeuge ab. . . . Ich bin nun alt genug geworden, das Wagnis zu unternehmen, und Sie sollen es prüfen, wie weit es mir gelang."

Wie die Frankfurter Freunde damals entschieden haben, wissen wir nicht. Nach späteren Äußerungen aber, einige Jahre darauf gelegentlich einer Aufführung des Stückes in Frankfurt, zu schließen, wird die Aufnahme ziemlich weit hinter der stürmischen Begeisterung zurückgeblieben sein, mit der seine jungen westfälischen Freunde den Versuch begrüßten, von der Heinrich Hart berichtet: „Ich denke noch, wie wir nach der Vorlesung des Prosaschauspiels ‚Die Herrin ihrer Hand' erregt uns in den Armen lagen, uns küßten und dann Brüderschaft tranken."

Der holsteinische Freund, der es ein halbes Jahr später zugleich mit „Harold" und dem „Menoniten" kennenlernte, bereitete ihm dagegen den Kummer, einfach zu erklären: „Ganz nett, wenn es ein anderer geschrieben hätte; aber von dir verlange ich mehr!"

Als autobiographisches Dokument ist das Drama nicht uninteressant, wenn es auch in dieser Hinsicht sich mit den Widerspiegelungen seines eigenen Lebens in den späteren Novellen nicht messen kann. Es leuchtet in jene dunklen Zeiten hinein, in die Stimmungen und Lagen der jugendlichen Kampf- und Enttäuschungsjahre; und der junge Gelehrte Edmund Westerholz, über den sich alle lustig machen, weil er, statt wie sich's gehört, sich um eine Anstellung zu bemühen, einem Phantom nachjagt, der Entdeckung der unter den Trümmern von Ninive begrabenen tönernen Tafeln, auf denen die Assyrer die Geschichte ihres Volkes aufgezeichnet und als „ein heiliges Vermächtnis für kommende Geschlechter niedergelegt haben", dieser junge Gelehrte ist die erste Variation des Typus des Verkannten, der Gartenhofen, Heidenstein, Schottenbauer. Die Tafeln, von denen Edmund Westerholz, den sie wegen seines Entdeckungsspleen den „Kolumbus" nannten, Tag und Nacht träumt, der Schatz, von dem ihm eine innere Stimme sagt, daß er berufen sei, ihn zu heben, diese Tafeln, die er in seinen Träumen liegen sieht „durcheinander geworfen, zerstampft von den Tritten der Herde, die der asiatische Hirt darüber hintreibt,

wartend der Hand, die sie zusammenzustellen vermag", die ihn vom Lager emporjagen — „hier ist er, rufe ich, der Mann, der sie zu lesen und der Welt zu deuten vermag" — sind durchsichtig genug Abbilder der Hoffnungen und Träume des Poeten der Frankfurter Jahre. Und die Betrachtungen „und doch muß sie ein Ende nehmen, diese Traumseligkeit, alle meine Altersgenossen sind schon lange Männer in Amt und Brot . . . und ich, wenn ich im Traum ein König und ein berühmter Mann war, sehe mich des Morgens hohnlachend an und sehe, daß ich nichts bin als ein träumender Bettler", sind dumpfe Widerklänge aus Stunden tiefster Verzweiflung des vierunddreißigjährigen Dramatikers, der immer an verschlossene Pforten pocht, der mit Edmund Westerholz sagen kann: „Sehen Sie, das ist nun der zwanzigste Brief der Art, den ich schreibe . . . wollt Ihr Euch denn nicht für diesen herrlichen Gedanken interessieren?"

Um diese ab irato gegen die kompakte Majorität der Zeitgenossen geschaffene Widerspiegelung seiner eigensten Nöte und Enttäuschungen ist das übrige Drama herumgegossen. Die Sehnsucht nach Befreiung weckte in seiner Seele das Bild einer Frau, die Edmund Westerholz, den Einsamen, versteht und ihm hilft, hilft nicht durch ihr Verständnis, denn das allein kann ihm nichts nützen, sondern durch Geld, denn sie ist reich und gewährt ihm die Mittel, die Entdeckungsreise anzutreten, und mit dem Geld gibt sie ihm ihre Hand, denn sie liebt ihn, und er nimmt das Geld und die Hand, obwohl er sie nicht liebt. Mit dieser Komplikation ist die dramatische Handlung vom Modell losgelöst. Im folgenden handelt es sich, soviel auch noch davon die Rede ist, nur noch sehr bedingt darum, daß jener Träumer Westerholz schließlich doch noch post tot discrimina sein Ziel erreicht und die Spötter beschämt, sondern darum, daß Johanna von Steinberg die Erfahrung überwindet, sich in Edmund Westerholz getäuscht zu haben, und daß ein Dritter, der sie von Anfang an geliebt hat, und der viel Geld und viel Einfluß besitzt, durch seine Liebe „die Herrin ihrer Hand" gewinnt und durch sein Geld und seinen Einfluß gleichzeitig Edmund Westerholz zum Erfolg hilft. Eine Handlung mit einem Wort, die im wesentlichen doch durch den nervus rerum reguliert wird; sein Versiegen bringt den Konflikt, seine Erneuung löst ihn. Die inneren Triebfedern aber versagen im entscheidenden Augen-

blick. Als Johanna von Steinberg Edmund Westerholz sich und ihr Geld zu eigen gegeben, verliert sie ihr Vermögen. Gleichzeitig macht sie die Erfahrung, daß ihr in der Mutter ihres Verlobten, die bis dahin sein Alles gewesen und die übrigens eine unerlaubt beschränkte und unliebenswürdige Person ist, eine sie schon um ihrer adligen Abkunft willen hassende Feindin gegenübersteht. Trotzdem gibt sie den Geliebten nicht sofort frei, sondern wartet, bis der Dritte ihr den Beweis führt, daß sie im besten Begriff ist, ihm sein Leben zu verpfuschen. Auch in der Charakterzeichnung wird eine Begründung von innen heraus vermißt. Vor allem ist die Figur des Dritten, Viktor von Moorsberg, des steinreichen, immer überlegenen und immer gegenwärtigen Deus ex machina nur ad hoc für die Szenen, in denen er auf der Bühne zu tun hat, zurechtgestutzt. Auch die Gesellschaftsschilderung, die Einführung und Charakteristik der Neben- und Hintergrundsfiguren bleiben im Äußerlichen und Trivialen stecken.

Das berührt gelegentlich so peinlich, daß man sich fragt, wie das möglich ist. Er war aber merkwürdigerweise der Meinung, daß er in diesem Rahmen sich dergleichen erlauben könne, ja müsse. „Man hat," schreibt er in dem erwähnten Brief an Dr. Stange, „solch ein Gefühl ungebändigter treibender Kraft dabei, daß man dem schalköpfigen Teufel ‚Publikum' mit seinen allereigensten Waffen zu Leibe geht. Das kommt teils daher, weil man sich nicht zu scheuen braucht, eine ganze Menge von Situationen zu schaffen, die für das gehobene Drama unmöglich sein würden, weil sie trivial sind; aber in diese Dramen gehören sie geradezu notwendig hinein, denn der Charakter derselben ist im Grunde trivial." Während er also im „gehobenen Drama" seinen eigenen Weg geht und jede Anpassung an den Geschmack des Teufels „Publikum" verschmäht, ist er auf diesem Gebiete bereit, eben diesem Teufel den kleinen Finger und mehr zu geben. Was sich denn auch sofort rächt. Er verliert das Urteil über die Grenzen des auch in dieser Form Erlaubten und modelt ganz naiv nach Maßstäben, die er als Kritiker anderer sicher nicht gelten lassen würde. Es rächt sich jetzt hier und auch später, daß er das moderne Drama von Anfang an zu sehr als eine minderwertige Gattung angesehen, die mit entsprechender Technik zu meistern einem nicht schwer fallen könne. Und doch türmte gerade ihm das moderne

Drama schier unübersteigliche Hindernisse auf, die nicht im Sprunge zu nehmen waren. Mußte er doch hier von vornherein auf die Ausdrucksmittel verzichten, die ihm wie keinem seiner Zeitgenossen von der Natur verliehen waren. „Der Vers ist ein tönender Ritterspeer; der moderne Dialog ein surrendes Rapier," schreibt er an Stange. Ganz recht, nur täuschte er sich, wenn er wähnte, daß der Schwinger nur einige Übung brauche, um auch mit der leichteren Waffe sein Ziel nicht zu verfehlen. Es handelt sich ja aber auch beim modernen Drama gar nicht an erster Stelle um diese Gewandtheit in der äußeren Dialogführung, sondern vielmehr um das, was in diesen Dialog an Gedankenwerten hineingelegt wird, was für Lebensausblicke ein Wort, ein Gedanke eröffnet. Und weil er das, was er eigentlich zu sagen hat, das Beste, eben in dieser Form nicht sagen mochte, bis zu einem gewissen Grade auch nicht sagen konnte, hat es auch allen seinen späteren modernen Schauspielen nicht so sehr an dramatischer Wirkung, als an innerem Gehalt gefehlt.

Im Januar 1878 schreibt er an Stange: „Ich bin auf dem Wege ins Belle-Alliancetheater, wo Ibsens ‚Stützen der Gesellschaft' gegeben werden, ein Stück, das man rühmt" . . . und wenige Zeilen weiter: „Neulich sah ich von Sardou, dem Verfasser der famosen ‚Dora', ein Stück ‚Andrea' und erkannte, daß man von den Franzosen doch nur Äußerliches lernen kann."

Bei den Franzosen war er in die Schule gegangen; der neue Lehrmeister, der im Winter 1878 gleichzeitig in zwei Theatern mit seinen „Stützen der Gesellschaft" einzog, von dem man „nicht nur Äußerliches lernen konnte", hatte ihm nichts zu sagen.

Nicht weil er, jetzt mit 34 Jahren, über das eigentliche Lernalter hinaus zu sein glaubte, sondern weil er in diesem Fremden ein seinem innersten Wesen und Fühlen entgegengesetztes, feindliches Element sehr bald zu erkennen glaubte, gegen dessen Ausstrahlungen sich bei ihm die geistigen Poren krampfhaft verschlossen. Seine ganze Natur stand wider ihn auf wie ein brüllender Löwe. Doch kam es zu dieser Gefechtsstellung jetzt noch nicht. Der zweite Norweger brachte ihm zwar insofern eine Enttäuschung, als er nach seinem Landsmann Björnson etwas ganz anderes von ihm erwartet hatte, aber es fehlte

ihm einstweilen an innerer Ruhe, sich über die Ursachen einer instinktiven Abneigung klar zu werden, er hatte mehr als genug mit sich selbst zu tun.

Gleich nach der Vollendung hatte er „Die Herrin ihrer Hand“ der Hofbühne eingereicht, diesmal in der zuversichtlichen Hoffnung auf Annahme. Um so vernichtender traf ihn der ablehnende Bescheid im März. „Hülsen,“ schreibt er am 9. März an Dr. Stange, „hat mir ‚Die Herrin ihrer Hand‘ zurückgegeben. Dies Wort sagt soviel, daß ich nichts mehr zu sagen brauche; ich kann auch nicht, denn mein Herz ist ganz ertrunken in wütenden, bitteren Tränen.“

Der Frühling naht, es regt sich in den Bäumen
des Knospens und des Blühens alte Lust,
das ist die Zeit, wo sonst die Quellen schäumen
zu neuem Schaffen in des Dichters Brust.
Wie anders heut: von wilden, heißen Tränen
rollt durch mein Herz die bitterliche Flut —
ich sehne mich — doch Zorn ist dieses Sehnen,
ich glühe — doch es sengt mich diese Glut.

Tor, der im Reich der Poesie verloren
die Niedrigkeit vergaß der Menschenwelt,
hörst du den Ruf, der nun zu deinen Ohren
wie eines Teufels Hohngelächter gellt?
Es ist das Todesurteil deines Lebens:
Du hoffe neu, so oft der Tag sich hebt;
und jeden Abend sprich: Es war vergebens,
vergebens hast dein Leben du gelebt.

Diese Verse stehen auf der Rückseite eines Blattes der Handschrift eines neuen Dramas, mit dem er seit dem Anfang des Jahres rang. Mitten in diese Arbeit hinein hatte ihn der Schlag der Ablehnung getroffen, und in dieser verzweifelten Stimmung baute er weiter an einem neuen Enttäuschungsbringer.

Im August 1877 hatte die Münchener Generalintendanz, von dem löblichen Eifer beseelt, dem so arg daniederliegenden deutschen Drama

durch einen Ermunterungspreis aufzuhelfen, einen Preis ausgesetzt für „eine Tragödie hohen Stils, für ein Schauspiel, das sich womöglich im Kreise des nationalen Lebens bewegen sollte und für ein Lustspiel höherer Gattung“ und der Dichter des „Harold“ hatte einen Augenblick daran gedacht, den „Angelsachsen“, der im Frühling 1877 eine völlige Umarbeitung erfahren, in der sowohl Harolds Vater und Brüder wie „der ganze Kulturkampf“ ausgeschmolzen waren, auf diese Karte zu setzen. Aber die stille Hoffnung, dies Schmerzenskind in Frankfurt a. M. herauszubringen, wo Otto Devrient — einer von den wenigen Bühnenpraktikern, die damals schon an seinen Stern glaubten, und der vor allem für den „Harold“ sich aufs wärmste interessierte — die Leitung der Bühne zu übernehmen im Begriff stand, hatte ihn schließlich doch von diesem Plane wieder abgebracht, um so mehr, als eben inzwischen sich seiner Phantasie ein anderer historischer Stoff bemächtigt hatte, der nun zur Gestaltung drängte und der auch besser noch in das Programm jenes Preisausschreibens sich einfügte. Auf der Suche nach geschichtlichen Stoffen war noch in Frankfurt seine Aufmerksamkeit auf die „Jahrbücher des deutschen Reiches unter Ludwig dem Frommen“ von Bernhard Simson, die 1874 und 1876 in zwei Bänden erschienen, gelenkt worden. Schon in Frankfurt hatte er sich in diese annalistische quellenmäßige Darstellung des Zerfalls des Reichs Karls des Großen infolge der Schwäche seines Sohnes Ludwig und der Zwietracht seiner Enkel hineingelesen, mit leidenschaftlichem Interesse, ohne daß aus dem Wirrsal von Wortbrüchen, Intrigen und Glückswechseln, Begebenheiten ohne Ziel und Einheit so etwas wie ein dramatischer Held und eine dramatische Handlung herausgesprungen wäre. Erst im Winter 1877/78 wuchs ihm aus diesem Chaos sich bekämpfender und im Spiel und Gegenspiel beständig die Rollen tauschender Kronenträger das große tragische Schicksal des untergehenden Königsgeschlechts leibhaftig zu einer in sich geschlossenen, fest auf das letzte Ziel hinstrebenden Handlung entgegen und zwang ihn zur Gestaltung. Im Februar 1878 saß er schon über dem „Münchener Stück“ und fühlte, daß er sich „eine harte Nuß zu knacken“ gegeben habe.

Ja, es war harte Arbeit in harter Zeit, auf die nur das große innere Erlebnis jener Weimarer Aufführung des ganzen „Faust“ in

der Bearbeitung von Otto Devrient einen verklärenden Schein warf, das ihm auch durch die Aussprache mit Devrient neuen Mut und Zuversicht auf ein endliches Reifen der Erfüllung in die Seele goß. Ein Glück, daß er damals nicht ahnte, wie trügerisch die Hoffnungen, die er gerade auf Otto Devrient setzte, waren, daß noch Jahre vergehen sollten, ehe die Sonne wirklich aufging, deren erste Strahlen er schon in jenem Sommer 1878 glaubte am Horizont aufblitzen zu sehen. Das beste Heilmittel aber wider die Dämonen fiebernder Sorge, wenn er aller der Tauben gedachte, die er schon ausgesandt und deren keine mit einem grünen Blatt, geschweige denn dem ersehnten Lorbeer heimkehren wollte, war eben die harte Arbeit am neuen Werk, die ihn den ganzen Sommer 1878 am Schreibtisch hielt und die ihn auch aus den dunkeln Schatten, die das Nobilingsche Attentat am 2. Juni über Berlin, über ganz Deutschland warf, heraus- und emporriß. Ihr hatte er es vielleicht auch zu danken, daß, während die ganze Welt entsetzt den Atem anhielt ob der fluchwürdigen Tat, ihm das erlösende Wort auf die Lippen sprang in jenem Gedicht „Ein Denkmal", das heute in den „Letzten Gedichten" zu lesen ist. Schon vor Jahren ist an einer anderen Stelle von dem unmittelbaren Eindruck berichtet, den es auf die ersten Hörer ausübte; von jenem schwülen, wolkenverhangenen Juniabend, da in das dumpfe Unbehagen des kleinen Kreises, der sich zur gewohnten Stunde in dem unwirtlichen Versammlungszimmer des Akademisch-literarischen Vereins an der Gertraudtenbrücke zusammengefunden hatte, der Assessor Ernst von Wildenbruch die befreiende Lösung brachte und uns den Alp von der Brust nahm durch jene Verse, in denen er aussprach, was uns allen fast das Herz gebrochen hatte:

Ein Denkmal wird errichtet
wo Heldentat geschah,
ein Mahner und Verkünder
Zukünft'gen steht es da.

Auch diesem Tag ein Denkmal,
ein Zeichen ernst und schwer:
ein Grabmal deutscher Treue,
ein Brandmal deutscher Ehr'.

Wählt nicht Metall und Marmor,
nicht kunstgefügten Block,
nur unsres Herrn und Kaisers
zerschoßnen Waffenrock . . .

Tags darauf, am 9. Juni, stand es in der Sonntagsbeilage der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung zu lesen. Der aber, dessen Name damals wieder einmal durch die Blätter ging als eines, der berufen ist, „im Lied der Nachwelt zu verkünden, was seines Volkes Herzen einst bewegt“, um dann doch schnell durch aufrauschende Tageswelle aus dem Gedächtnis der Menschen weggespült zu werden, saß derweilen schon wieder über der großen Arbeit aus deutscher Vergangenheit, die mit den Ähren reifte und Mitte Juli zuerst dem Frankfurter Freundeskreise vorgelesen wurde, im Laufe der folgenden Wochen aber noch eine ziemlich durchgreifende Umarbeitung erfahren sollte. In dieser Gestalt las er das Drama am 3. August im Akademisch-literarischen Verein vor, und Mitte August wanderten die „Karolinger“, die inzwischen noch einige Änderungen sich hatten gefallen lassen müssen, nach München, um dann, als die Zeit erfüllet war, ungekrönt auf den Schreibtisch in der Potsdamer Straße zurückzukehren. An jenem Augustabend aber lag über der dichtgedrängten Hörerschaft, die in dem dumpfigen kleinen Zimmer sich um den Tisch gereiht hatte, während auf dem derben unter den lebhaften Gesten des Vorlesers schütternden Lesepult die gelben, eben aus der primitiven Umschnürung befreiten Foliobogen sich bäumten und mitten in die dicken blauen Rauchwolken hinein dröhnend von den engen Wänden und der niedrigen Decke zurückgeworfen, die in tiefster Erregung vibrierende Stimme des Dichters Schlachtgeschrei, Liebesgeflüster, Todesröcheln schmetterte und rauschte, eine verhaltene Freudigkeit, die von Akt zu Akt wuchs, die auch die Widerwilligen, die mit fertigen „Abers“ in der Tasche gekommen waren, mit sich fortriß und in der natürlich nachher einsetzenden Diskussion über Einzelheiten die Dominante behauptete. Diese Dominante klang auch in die bis tief in die Nacht hinein im Café Bauer hin- und herwogenden Gespräche wie in das Gespräch zu zweien, als der Dichter im grauenden Sonntagsmorgen durch den Tiergarten heimwandernd am Potsdamer Tor von seinem Holsteiner Freunde für die Ferien Abschied nahm. Wer diesen

Abend miterlebt hatte, der glaubte an die gestaltende Kraft, die sich da am spröden Stoff offenbart hatte und wußte, daß die Übertragung dieses Glaubens auf die große Menge derer, die in jener Sommernacht noch friedlich und ahnungslos schliefen, nur eine Frage der Zeit sein könne. Denn spröde war allerdings der Stoff, den hier eine keck und derb zupackende Faust aus einem Wirrsal von disparaten, zentrifugalen geschichtlichen Überlieferungen herrisch zu einer inneren Einheit zusammengeschmiedet und vernietet hatte, zu einem Gebilde, das die Historiker mit mehr oder minder lautem Widerspruch, als die geschichtlichen Tatsachen verzerrend, glaubten beanstanden zu müssen, dessen Berechtigung aber der Dichter kurz abfertigte mit dem Motto:

Der Historiker liest im Buch der Geschichte die Zeilen,
Zwischen den Zeilen den Sinn liest und erklärt der Poet.

Was die Quellen ihm gaben, konnte er so, wie es da war, nicht brauchen: eine durch ein Jahrzehnt etwa sich hinziehende Katastrophe im Hause und im Reiche der Karolinger, ein Kampf zwischen Männern um ein großes Ziel, aber geführt mit kleinlichen Mitteln von einem Geschlecht, das in Ränken und Zettelungen, Verschwörungen und unnatürlichen Partei- und Gruppenbildungen nur Beweise geistiger und sittlicher Entartung und damit der völligen Unfähigkeit, das Erbe Karls des Großen anzutreten und zu wahren, an den Tag legt. Nur eine Persönlichkeit konnte eigentlich inneres Interesse wecken, denn sie ist die einzige, die wirklich mit unerschütterlichem Willen, mit politischem Geschick und durchhaltender Leidenschaft ein Ziel verfolgt. Das ist die zweite Gemahlin Kaiser Ludwigs, Judith, die Tochter Welfs, die für ihren Sohn Karl die Gleichberechtigung mit den Söhnen aus erster Ehe, Lothar, Ludwig und Pippin, gegen den schwachen Gatten, gegen die nur in dem Haß gegen die Stiefmutter einigen Stiefbrüder ihres Kindes mit allen Mitteln zu erkämpfen sucht. Und neben diesem Weibe erscheint die Gestalt eines Mannes, Bernhard von Barcelona, der Graf der spanischen Mark, ein intriganter, gewalttätiger, skrupelloser Herr, der von Judith für ihre Sache gewonnen und als Kämmerer des Reichs an den Hof gezogen, auf den schwachen Kaiser zeitweise einen Einfluß gewinnt, der nicht nur den um ihr Erbteil bangenden Kaisersöhnen aus

erster Ehe, sondern auch den um die Erhaltung des Reiches besorgten Fürsten und Großen als eine drohende Gefahr für Haus und Reich mehr und mehr klar wird, bis eine plötzlich aufschwellende Flutwelle der Empörung die Kaiserin ins Gefängnis, ihren Ratgeber und, wie man munkelt, Buhlen in jäher Flucht in die Abgelegenheit seiner spanischen Mark zurückschleudert. Des Mannes Rolle ist damit im wesentlichen ausgespielt, nicht aber die der Frau, die bald wieder mit dem Kaiser versöhnt, durch einen Eid von dem Verdacht ehebrecherischer Beziehungen zu Bernhard gereinigt, allein den Kampf mit dem Gemahl und mit den Stiefsöhnen wieder aufnimmt, bis wenige Jahre später auf dem Lügenfelde zu Kolmar eine neue Katastrophe erfolgt, in die diesmal auch der Kaiser selbst verstrickt wird. Er wird gefangen und entthront. Der Zwiespalt aber, der nun unter den siegreichen Söhnen, Lothar auf der einen, Ludwig und Pippin auf der anderen Seite ausbricht, führt abermals einen Umschwung herbei. Mit Hilfe der beiden jüngeren Söhne wird Ludwig der Ältere wieder eingesetzt. Als er aber fünf Jahre später stirbt, ist die Lage abermals eine andere. Pippin tot, Lothar versöhnt, aber Ludwig in Fehde mit dem Vater. Doch auch diesem vergibt der Sterbende.

Wenn hieraus ein Drama, eine Tragödie werden sollte, so war die Frage zunächst: wer ist der Held? Und die Antwort konnte nicht anders lauten als: die einzige Person, die den Mut hat, um eines großen Zieles willen eine tragische Schuld auf sich zu nehmen, d. h. die junge einsame Kaiserin, die für ihren Sohn kämpft, und die deshalb mit Leib und Seele ein Bündnis schließt mit dem einzigen, der ihr zu helfen verspricht und dem sie die Kraft zutraut, sein Versprechen zu halten. Judith und Bernhard werden die Grundpfeiler des Dramas und ihre Taten die Haupttriebfedern der tragischen Handlung. Und so lautete folgerichtig der Titel ursprünglich nicht „Die Karolinger", sondern „Kaiserin Judith". Auf dieser Grundlage baut sich ein zweiter tragischer Konflikt auf: die Tragödie von Mutter und Sohn. Der Sohn, um dessentwillen die Mutter schuldig geworden, steht auf wider sie und ihre Schuld, weist die mit unreinen Händen ihm gebotene Krone zurück, erschlägt den Ehebrecher und gibt damit zugleich der Mutter den Tod. Eine Wendung, schon vorgezeichnet durch die spätere Sage, nach der

der junge Karl Bernhard (seinen wahren Vater!) niederstößt mit den Worten: „Stirb, Frevler, der du das Bett meines Vaters geschändet hast.“ Mit dieser Tragödie aber der Frau und Mutter ist verflochten die auf ganz anderer Grundlage sich aufbauende Tragödie eines schwachen Vaters, gegen den sich das eigene Blut empört und vor der Zeit das Erbteil fordert, weil es sich stärker und klüger dünkt, als der Erzeuger, weil es ihm nicht die Kraft zutraut, ihnen das Erbteil unversehrt zu bewahren. Und diese Tragödie erhält ihre innere Größe nicht wie jene durch die Stärke des zum tragischen Konflikt treibenden Willens, sondern durch das Objekt, um das gekämpft wird, das Schicksal des Karolingerreiches. Das Merkwürdige und Bedenkliche, wenn man will, ist ein gewisser Widerspruch, in dem in diesen beiden Tragödien Mittel und Zweck zueinander stehen. Die großen Menschen und die großen Leidenschaften beherrschen die kleine Bühne der Familientragödie, die kleinen Menschen und die kleinen Leidenschaften beherrschen die große Bühne der Weltbegebenheiten. Ein Zwiespalt, der sich ja bis zu einem gewissen Grade aus dem Stoff, mehr aber noch aus der inneren Stellung des Dichters zu ihm ergab. Und es ist immerhin ein Beweis von großer gestaltender Kraft, wie und wie erfolgreich er bemüht gewesen ist, diesen Widerspruch dadurch auszugleichen, daß er durch die in das Intrigenspiel der Karolinger eingesprengte Gestalt Bernhards von Barcelona auch in diesen Teil der Tragödie einen impetus zu geben verstanden, der ihr von Haus aus fehlt. Wie denn überhaupt die konstruktive Arbeit der „Karolinger“ in hohem Grade interessant, man möchte sagen, vorbildlich ist. Wie hier aus dem Rohmaterial der geschichtlichen Quellen die typischen Züge der weltgeschichtlichen Katastrophe herausgeholt und in ein Bild, in eine geschlossene, aus den verschiedenen Phasen des jahrelangen Kampfes herauskristallisierte, rasch fortschreitende Handlung zusammengedrängt sind; wie geschickt durch eine frei erfundene Nebenhandlung — Hamatelliwa-Abdallah — für die Figur des Bernhard ein individueller Hintergrund und für die dämonische Erotik des verbrecherischen Paares wirksame Kontrastfarben gewonnen sind. Und nicht zum wenigsten auch, wie mit zwei, drei Strichen das Typische der Charaktere wie der Vorgänge, das Typische, das in diesem Fall das dramatisch Wirksame ist, aus den überlieferten konfusen Tatsachenmassen

herausgearbeitet und herausgehoben ist. Diesem Typischen zuliebe ist auch mit den im zweiten Gliede stehenden Gestalten, wie z. B. Wala, ebenso willkürlich geschaltet, wie mit der chronologischen und logischen Verknüpfung der einzelnen geschichtlichen Begebenheiten. Alles Grund genug, um gegen das Drama, als eine die ganze Tragik der weltgeschichtlichen Katastrophe des Untergangs des Karolingerreiches ausschöpfende dichterische Erledigung des Stoffes manchen Einwand zu erheben. Aber wenn der Dichter auch selbst, wie das zitierte Motto beweist, unmittelbar nach der Vollendung des Werkes dieses Ziel erreicht zu haben oder jedenfalls ihm nahegekommen zu sein glaubte, darin lag oder liegt nicht die Stärke und die Bedeutung dieses Dramas, das ihm den ersten großen Erfolg bringen sollte. Wie weltgeschichtliche Begebenheiten als Menschheitserlebnis zu gestalten seien, das hatte er überzeugender, tiefer schürfend schon im „Harold" gezeigt und das hat er vor allem später in den Heinrichsdramen mit ganz anderen Mitteln und Kräften veranschaulicht. Was die „Karolinger" als etwas so Überraschendes und Neues aus der ganzen dramatischen Literatur der Zeit heraushob, war vielmehr die Keckheit und die Klugheit des Aufbaus. Die Keckheit in der skrupellosen Herbeiführung prägnanter dramatischer Situationen — die Szenen des dritten Akts, das Motiv, die Botschaft Pippins durch die maurische Gesandtschaft bringen zu lassen u. a. — die Klugheit in dem planmäßig mit sicherer Hand geregelten Tempo und Rhythmus der Handlung, der nie versagenden Federkraft der für die innere und äußere Handlung eingestellten Motive. Unter allen in dieser Epoche entstandenen Dramen geben die „Karolinger" am wenigsten von Eigentlichstem und Persönlichstem, sind sie am meisten „Epigonendichtung", wenn nicht in der Technik so doch in der innerlichen Einstellung des Problems; aber sie weisen wie keines seiner früheren und späteren Werke eine Vereinigung von spielender Beherrschung der dramatischen Form und von einem vor keinem Hindernis zurückscheuenden dramatischen Temperament auf, wie sie nicht nur damals, sondern überhaupt in Deutschland zu den größten Seltenheiten gehört.

Aber einstweilen schienen nur die Laien und sonstige Unberufene, wie die jungen Leute im Café Schmidt, Auge und Ohr dafür zu haben. Die Berufenen, die Bühnenmenschen, verharrten in skeptischer Teilnahm-

losigkeit. Die wenigen, die sich nur die Mühe nahmen, überhaupt davon Kenntnis zu nehmen — und das war, seitdem im Juni 1878 der „Menonit“ in den „Deutschen Monatsblättern“ der Brüder Hart erschienen war, auch weiteren Kreisen möglich — und die wenigen, die daraufhin sich auch wirklich innerlich für ihn zu interessieren begannen, wie Richard Kahle und Otto Devrient, der seit 1875 mit wachsender Teilnahme und verständnisvoller Bewunderung sein Schaffen begleitete, erwiesen sich als machtlos, den Bann des Vorurteils zu durchbrechen, und mußten sich darauf beschränken, immer wieder zur Geduld zu mahnen und auf die Zukunft zu vertrösten.

Am 10. November 1878 war wieder einmal der Schillerpreis fällig. Otto Devrient war in der Kommission und der „Menonit“ lag vor. Drei aufgesparte Preise konnten verteilt werden und wurden auch verteilt an Wilbrandt, Anzengruber und Nissel. Den beiden ersten mißgönnte er die Ehrung natürlich nicht, wohl aber dem Dritten. „Oktober ist herum,“ schreibt er am 12. November grollend an Devrient, der ihm die Aufführung des „Menoniten“ für den Oktober in Aussicht gestellt hatte, „und der ‚Menonit‘ schläft. Daß der Oktober die Aufführung nicht bringen werde, hatte ich mir gedacht; daß ein Wort, die Ahnung einer Andeutung mir kommen würde über dereinstige Aufführung hatte ich zu hoffen gewagt. Ich sehe, daß meine Hoffnung zu hoch flackert, ich muß sie dämpfen. Freilich fürchte ich, daß ich sie dabei ganz auslösche, denn sie ist schon zu einem verschwindenden Lichtstumpf heruntergebrannt.

Unterdessen entnehme ich den Zeitungen, daß Sie die Sonne Ihrer Gnade über einem anderen, Franz Nissel, haben aufgehen lassen. Sie haben ihm den Schillerpreis zuerkannt und seiner ‚Agnes von Meran‘ die Auferstehung auf Ihrer Bühne versprochen. Nun ja, Nissel ist, wie ich erfahren, 14 Jahre älter als ich. Ich werde also noch 14 Jahre warten und dann wieder einmal nach „Harold“ und dem „Menoniten“ anfragen. Sollte ich dann nicht kommen, dann nehmen Sie bitte an, daß ich mittlerweile aus der Haut gefahren bin oder mir das Herz gebrochen ist, was schließlich auf dasselbe hinauskommt.“

Er ahnte ja nicht, wie schwer jener auf seinem Posten zu kämpfen hatte und wie wenig er in dieser Lage für ihn tun konnte; ahnte nicht,

daß die Tage von Devrients Direktion in Frankfurt gezählt seien und daß binnen kurzem mit dem Rücktritt des Mannes, der für den „Harold" und den „Menoniten" sich ehrlich begeistert hatte, der selbst vor dem spröden Stoff der „Rache der Frau" nicht zurückschreckte, ein für allemal lang und heiß gehegte Hoffnungen begraben sein sollten. Und noch ehe dieser Schlag ihn traf, mußte er sich von Gustav zu Putlitz, dem Karlsruher Bühnenleiter, der seit Jahren mit gleicher Liebenswürdigkeit, Beharrlichkeit und Verständnislosigkeit ihm ein Drama nach dem anderen als „für uns unaufführbar" abgelehnt hatte, „Die Herrin ihrer Hand" zurückschicken lassen mit den Worten: „Lieber Herr von Wildenbruch, ich beschwöre Sie, geben Sie das Drama auf. Sie machen sich mit diesem Kämpfen und Enttäuschtwerden unglücklich fürs Leben, wenn Sie es nicht schon sind. Bleiben Sie beim patriotischen Heldengedicht, mit dem Sie bereits Erfolge errangen oder versuchen Sie es mit der Novelle. Schreiben Sie einen Teil Ihrer Stücke zum Roman um, da können Sie Ihre psychologischen Probleme motivieren, die im Drama von einem Akt zum anderen umspringen."

Es war zum Verzweifeln, nicht am eigenen Werk, wohl aber an der Generation der Vordermänner, dieser ganzen Generation, die wie es in einem Brief aus jenen Tagen heißt, „am altersschwachen Magen leidet. Sie haben keine großen Erinnerungen und keine Zukunft, darum haben sie weder große Schmerzen, noch große Hoffnung. Von diesem Geschlecht müssen wir uns scheiden." Und wieder wandte er die Blicke fragend, suchend, hoffend auf die junge Generation. Wenn jene nichts von ihm wissen wollte, diese mußte doch zum Glauben und Hoffen auf die Zukunft und mehr als das: zu Taten für die Zukunft, wie er sie im Herzen trug, aufzurufen und zu entflammen sein. Und als hätte die Jugend das gefühlt, kam es gerade in diesem Augenblick wirklich zu einer Betätigung dieses Gemeinschaftsgefühls, die, so sehr sie ihre Veranlassung mehr einem zufälligen Zusammentreffen von äußeren Umständen, als einem zielbewußten Plan dankte, und so wenig sie im weiteren Verlauf und vor allem in ihren Folgen den auf sie gesetzten Hoffnungen entsprach, von ihm selbst wie eine Bürgschaft des endlichen Sieges mit Hilfe der Jugend begrüßt wurde. Seine Ansprüche waren ja so bescheiden. Hatte er doch noch im September 1877

allen Ernstes daran gedacht, dem Direktor einer in Landsberg a. d. Warthe spielenden Truppe den „Menoniten“ zur Erstaufführung zu geben, um nur einmal auf einer wirklichen Bühne die Probe aufs Exempel machen zu können. Daraus war freilich nichts geworden, aber jetzt im Frühling 1879 bot sich ihm in Berlin selbst Gelegenheit, das damals Versäumte nachzuholen. Und wie gesagt, diesmal war es die Jugend, die kam und sagte: „wir wollen dir deinen Menoniten aufführen. Wenn du uns ein Theater schaffst, wenn du ihn uns einstudierst, dann wollen wir Berlin und der Welt zeigen, wer du bist und — was wir sind“. Denn es waren zunächst ein paar junge Schauspieler, die sich im März engagementsuchend in Berlin aufhielten, die durch eine große Überschwemmung, die eben um diese Zeit u. a. die Stadt Schwetz betroffen hatte, auf den Gedanken kamen, in einer „Wohltätigkeitsaufführung“ den Agenten und Direktoren in ihrem Glanze sich zu zeigen, und die durch ein Mitglied des Akademisch-literarischen Vereins auf den ihnen bis dahin völlig unbekannten Wildenbruch und seinen „Menoniten“ aufmerksam gemacht, die Idee, dies Stück aufzuführen mit Begeisterung ergriffen. Halt und Ziel bekam freilich das kühne Unternehmen erst, als aus dem Kreise des Akademisch-literarischen und des diesem nahestehenden Akademischen Gesangvereins sich dilettantische Genossen ihnen gesellten, die, was ihnen an Bühnenpraxis abging, durch rein sachliches Interesse aufwogen. Aber auch so noch ein verwegenes Abenteuer, das bis in die Generalprobe herein mit den seltsamsten materiellen und ideellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und bei dem es noch zu verwundern war, daß in der am 22. April 1879 im alten Nationaltheater am Weinbergsweg stattfindenden Aufführung alles ganz leidlich, manches vortrefflich klappte, und ein wirklich ergriffenes Publikum dem Dichter und seinen Darstellern ehrlichen, stürmischen Beifall zollte. Auch die Berliner Kritik verhielt sich durchweg sehr wohlwollend, wenn auch gegen die „jungen Leute“ und den unbekannten Dichter ein etwas gönnerhafter Ton angeschlagen wurde. Wenn aber in den Wogen der Begeisterung nach Schluß der Vorstellung der Dichter und seine Freunde von diesem Abend eine auch nur über die nächsten 24 Stunden sich erstreckende Wirkung, die Morgenröte der neuen Zeit sich versprachen, so sollte sich das nur zu bald als eine schwere Täuschung erweisen. Ein Stein in den Teich, der seine

Kreise zieht, dann wieder dieselbe glatte Fläche wie zuvor! Und doch bedeutete dieser Theaterabend innerlich für ihn selbst mehr. Nicht nur, daß er trotz aller Widerwärtigkeiten, die die Vorbereitung mit sich gebracht hatte, das Zusammenarbeiten mit dem kleinen Häuflein Getreuer als eine Herzensfreude empfunden, nicht nur, daß er in den Proben und von der Aufführung selbst viel gelernt hatte, sondern vor allem hatte er auch zum erstenmal an einer großen Aufgabe sich selber als Organisator und Regisseur betätigen und die Erfahrung machen können, daß er seine Kräfte nicht überschätzt habe. Und so weckte dieser an sich so bescheidene Sieg in seiner Seele neuen Mut; die Zuversicht, daß der Sommer „hart für der Tür“ sei, trieb das Blut schneller und freudiger durch die Adern zu neuem Werk.

Die Arbeit des Winters hatte zunächst wieder einmal dem „Harold“ gegolten. Die Umschmelzung, die dieser, wesentlich unter dem Eindruck von Einwendungen und Vorschlägen Otto Devrients im Frühling 1877 erfahren, und die vor allem auf die Beseitigung des „Kulturkampfes“ und die Ausschaltung der Gestalt von Harolds Vater hinausgelaufen war, hatte ihm doch auf die Dauer nicht genügt, namentlich hatte er sich überzeugt, daß die neue Schlußwendung, in der der Charakter Gythas ins Weichliche umgebogen war, keine Verbesserung sei. So hatte er sich noch einmal an das Werk herangemacht, das ihm so am Herzen lag, weil er, wie er Devrient schrieb, gewissermaßen seinen literarischen Beruf darauf gründete, hatte den alten Schluß wieder hergestellt und auch sonst in vielen Einzelheiten um- und neu aufgebaut. In dieser Gestalt erschien das Drama zuerst vor der Öffentlichkeit im Juni- und Juliheft der „Deutschen Monatsblätter“, in deren Leitung Max Stempel die Brüder Hart abgelöst hatte.

Im Sommer aber reifte etwas Neues, vielleicht nicht ganz unbeeinflußt durch jenen Rat Putlitzens, seine Kraft doch einmal wieder auf epischem Gebiet zu erproben. Sechs Jahre waren seit seinen ersten noch auf Frankfurter Boden gewachsenen novellistischen Versuchen verstrichen; Jahre, die ganz mit dem heißen und immer noch — wenigstens äußerlich — erfolglosen Ringen mit dramatischen Problemen ausgefüllt waren. Jetzt, während diese Arbeit für eine Weile ruhte, regte sich zum erstenmal wieder die Lust, episch zu fabulieren. Und wieder

war, wie in jener ersten Epoche, der Phantasieanreger etwas Geschautes. Schon in den ersten siebziger Jahren hatten auf ihn die zierliche Anmut jener tanagräischen Tonfiguren tiefsten Eindruck gemacht, die damals im Neuen Museum Staunen und Entzücken erregten wie eine neue Offenbarung der griechischen Volksseele, die bisher, für die Mehrzahl wenigstens, nur aus monumentalen Schöpfungen zu uns gesprochen hatte. „Das Ganze," schrieb er nachmals an Frick, „wirkte auf mich vermöge der der Antike sonst so fremden Individualisierung der einzelnen Gestalten mit der Lebendigkeit einer verkörperten Idylle aus alter hellenischer Zeit; dazu kam die poetische Dunkelheit, in welche sich ihre Entstehung hüllt, da man den ursprünglichen Verfertiger der kleinen Kunstwerke nicht kennt, und so war mir mit dem ersten Anschauen derselben der Gedanke geboren, die Schöpfung und den Zusammenhang der Figürchen zu einer Novelle zusammenzuarbeiten." Es fällt also die erste Anregung in jene Zeit, in der überhaupt seine Phantasie eine Neigung hatte, sich in der liebevollen Kleinmalerei der Idylle zu ergehen. Glücklicherweise aber war damals das Motiv über dem unmittelbar darauf so stark einsetzenden heroischen Aufschwung aus dem Bereich der Gestaltung heischenden Stoffe wieder unter die Schwelle des Bewußtseins gesunken, um erst einige Zeit später, im ersten Berliner Jahr, durch einen neuen Keim befruchtet, wieder an die Oberfläche zu kommen. Dieser neue Keim war der Hermes von Olympia, der, wie seinerzeit jene kleinen Tonfiguren, plötzlich (1877) aus tiefer Vergessenheit ans Licht gebracht, aus dem hastenden Lärm und der Gegenwartsfreudigkeit des jungen Deutschen Reiches einen neuen Ausblick und Einblick in die heilige Größe und Stille der griechischen Kunst im Zeitalter des Praxiteles eröffnete.

Keiner aber unter den Unzähligen, denen damals dieser Geistesgruß einer Welt versunkener Schönheit das Herz mit staunender Freude erfüllte, ward tiefer und mächtiger gepackt von diesem Anhauch, als der, dessen Seele erfüllt und bedrängt war von der Not und dem Todeskampf der Angelsachsen, denn aus dieser Welt versunkener Schönheit sah ihn seine eigene Kindheit mit großen leuchtenden Augen geheimnisvoll und vertraut zugleich an. Die Trümmer der Akropolis und das Erechtheion, die sein Knabenherz mit heiligen Schauern gerührt, stiegen wieder empor,

und noch einmal ging die Sonne im griechischen Meer unter. Heimatluft wehte. Und als der Kampf der Normänner und Sachsen ausgetobt, der Leidenschaftssturm, der das Haus der Karolinger zerbrochen, vorübergerauscht und auf dem Sande zu Danzig der einsame Jüngling für eine kommende Freiheit sein Blut verspritzt, da kamen Myrtolaos und Hellanodike und erzählten ihm ihr Schicksal, erzählten ihm von zwei Menschen, die um Schönheit und um Liebe leiden.

In den letzten Augusttagen des Jahres 1879 war der „Meister von Tanagra" vollendet und nach der Vorlesung im kleinen Freundeskreise in der Potsdamer Straße 11 fragten sich die Hörer zweifelnd, ob der Erzähler nicht doch vielleicht dem Dramatiker überlegen sei. Eine Frage, die ja später auch noch häufig aufgeworfen und von manchen entschieden bejaht worden ist. Sicher mit Unrecht. Es erklärt sich aber wohl daraus, daß die Möglichkeit und die Notwendigkeit, in der epischen Form die stets dramatisch konzipierten und auf dramatische Wirkungen hinarbeitenden Motive psychologisch zu unterbauen und vorzubereiten, für diejenigen, die an der sprunghaften Technik des Dramatikers Wildenbruch, in der zugleich seine Stärke und seine Schwäche lag, Anstoß nehmen, einen größeren, feineren, künstlerischen Reiz hat. Der Dramatiker reitet Galopp, der Epiker Trab. Und je nachdem dem einen diese, dem anderen jene Gangart mehr zusagt, wird er die besondere Kunst und Kraft, die hier und dort zum Ausdruck kommt, werten und verstehen. Was den „Meister von Tanagra" nun im besonderen betrifft, so ist er allerdings eine Leistung, die nicht nur, wenn man sie an den ersten novellistischen Versuchen mißt, Respekt erweckt. Denn man sieht und fühlt, wieviel er in der Zwischenzeit gelernt hat, wie das Spielen auf dem dramatischen Instrument ihm nicht nur die Finger gelenkig und geschmeidig gemacht und dem Bogenstrich Kraft und damit dem Instrument eine früher nicht dagewesene Tonfülle gegeben hat, sondern man spürt vor allem, wieviel an innerem Erleben inzwischen durch seine Seele gegangen, wieviel weiter der Horizont geworden ist, wieviel feiner und individueller die Menschen gesehen sind, wieviel mehr aus ihnen herausgeholt ist. Noch hat er sein höchstes Ziel nicht erreicht, aber er ist schon ganz ein Eigener, der, von Vorbildern losgelöst, sich seinen Weg sucht. Der Erzähler hat seine eigene Sprache, die aber weniger in den einzel-

nen Worten, als in dem eigentümlich federnden Rhythmus der Sätze und Dialogglieder liegt; auch die nur erzählenden Teile der Novelle gehorchen diesem rhythmischen Gesetz. Man denkt unwillkürlich an das Bild des Praxiteles am Eingang: „wie die Wellen heranschäumen einem schreitenden Heer gleich, Mann für Mann mit silbernem Helm und Schild.“ Man hat wohl nach Urbildern gesucht und gefragt, und beim Myrtolaos auch geglaubt, eins gefunden zu haben. Es kann aber mit Bestimmtheit versichert werden, daß jener Künstler, der nachmals in Myrtolaosscher Art sich unter uns betätigte, das Urbild nicht gewesen ist. Wenn ihm bei der Gestalt des Myrtolaos in seinem Verhältnis zum Praxiteles vielleicht ein bestimmtes Modell dunkel vorgeschwebt haben mag, so ist es jedenfalls nicht in der angedeuteten Richtung zu suchen.

In denselben Wochen, in denen die Seele des Dichters an den Ufern des Ilissus zu den Füßen des Parthenon mit Myrtolaos und Hellanodike Zwiesprach hielt, klopfte, einstweilen zwar noch schüchtern, aber doch das Herz jäh zu fiebernden Hoffnungen schwellend, das Schicksal an die Tür. Schon im Frühling hatte der Flügeladjutant des Herzogs von Meiningen, Major von Schleinitz, ein früherer Bekannter der beiden Wildenbruchs vom Kadettenkorps her, an Ludwig von Wildenbruch geschrieben, er habe „von einem Trauerspiel“ gehört, das sein Bruder geschrieben habe und sich erboten, wenn dieser sein Stück etwa in Meiningen einreichen wolle, dies zu vermitteln und auf diese Weise dafür zu sorgen, daß es wirklich zur Kenntnis der höchsten Instanz, d. h. des Herzogs, gelange. Da das Stück nicht genannt war, sandte Wildenbruch in der Meinung, es handle sich um den „Menoniten“, diesen an den freundlichen Vermittler, um aber nach einigen Wochen des Bangens zu erfahren, daß jener an die „Karolinger“ gedacht habe, und um so mehr um dessen Übersendung bitte, als er glaube, daß der „Menonit“ „nicht den Ansprüchen, die der Herzog an ein Stück für seine Bühne mache, entspreche“.

Dies Schreiben erreichte ihn Ende Juli, gerade zu dem Zeitpunkt, als in München die Entscheidung gefallen und die „Karolinger“ also frei waren. So trat das Manuskript, noch ehe das Korn geschnitten wurde, die Reise nach Meiningen an, aber schon lange wehte der Oktoberwind

18*

über die Stoppeln, bevor von dort etwas verlautete. Dafür klang die Kunde, die dann kam, um so erfreulicher, fast märchenhaft unglaublich: Die Gemahlin des Herzogs, Frau von Heldburg, habe erklärt, die „Karolinger“ seien das Bedeutendste, was ihr seit mehreren Jahren von neueren Dramen zu Gesicht gekommen, und der Herzog sei derselben Ansicht. Allerdings berichteten die folgenden Briefe von allerlei Bedenken und Einwänden, sowohl gegen die düstre, unerfreuliche Stimmung des ganzen Dramas, wie gegen Einzelheiten in der Charakterzeichnung — Bernhard, die Wandlung des jungen Karl im letzten Akt — in der Technik — die Gartenszene im zweiten Akt, die Zeltszene im letzten — aber alles bekundete doch ein starkes Interesse und eine, wenn auch noch nicht direkt ausgesprochene Geneigtheit, dem Gedanken der Aufführung näher zu treten, die einstweilen freilich mehr in der Betonung der Schwierigkeiten, das Stück mit den dortigen Kräften zu besetzen, zutage trat. Dann aber kam eine neue überraschende Wendung. Anfang November berichtete Herr von Schleinitz, der Herzog habe nun auch den „Menoniten“ gelesen und sich mehr und mehr mit diesem zu befreunden begonnen und geäußert, er dächte daran die Rollen ausschreiben zu lassen. Die Aufführung scheine danach „mehr als wahrscheinlich“ und trotz der noch fortbestehenden Bedenken gegen die Aufführbarkeit der „Karolinger“ ständen also die Dinge durchaus günstig. „Sie sind seit Jahren der einzige, dem es gelungen, hier ein neues Stück zur Aufführung anzubringen, außer Björnson der einzige Lebende ... Das Theater beginnt hier voraussichtlich erst Anfang Januar, dann würden also auch frühestens die Proben für den ‚Menoniten‘ anfangen.“

Man muß sich vor Augen halten, daß es sich hier nicht allein um die Aussicht handelte, endlich einmal eines seiner Dramen überhaupt auf die Bühne zu bringen, sondern mit diesem von dem herzoglichen Regisseur selbst inszenierten, in das Reiserepertoir der Meininger aufgenommenen Werk durch die große Kunst dieser auserlesenen Gemeinschaft durch ganz Deutschland getragen und, mit einem Schlage aus dem Dunkel herausgehoben, die deutschen Seelen zu erobern. Und man begreift, wie diese Botschaft den Vielenttäuschten erschüttern und mit neuer Schwungkraft beleben mußte. Aus allen Winkeln seines einsamen Gemachs sah's ihn mit freudig freundlichen Augen an und die Silvester-

glocken des neuen Jahres sangen ihm zum erstenmal seit Kindertagen ein Lied von Hoffnung:

„Erinn'rung spricht mit leisem Munde
und blickt ins Herz mir ernst und tief,
und jede gut' und böse Stunde
wacht auf, die halbvergessen schlief.

Geliebte Stimmen reden wieder,
die Grabesschweigen längst bedeckt;
ersehnte Augen schauen hernieder,
die mir kein Morgen mehr erweckt.

So manche Wunde voller Schmerzen
bricht wieder auf, die halb vernarbt —
Ihr Jugendträume, meinem Herzen
Gespielen einst, ihr gingt und starbt!

Und dieses Herz, wo Well' auf Welle
sich sprudelnd hob in Schaffenshast,
Enttäuschung trat auf seine Schwelle,
der graue kalte Wintergast. —

Da horch — was naht sich leise, leise,
und drängt ans Herz mir sanft und warm?
o süßer Ton, vertraute Weise —
im Busen schwillt mir Lust und Harm.

Ich blick' hinweg, um nicht zu sehen,
und dennoch reißt's den Blick mir hin —
ich seh' dich wieder vor mir stehen,
holdselige Betörerin.

Liebreizend so wie die Geliebte,
als ich sie sah zum erstenmal;
o Hoffnung, die mich oft betrübte,
kommst du zu neuer Täuschung Qual?

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Heut sollst du ganz mir Antwort geben,
denn blindlings folg' ich länger nicht —
da seh' ich sie das Haupt erheben
im Auge schwimmt's wie Tränenlicht —

„Willst mein Geheimnis du erzwingen?
Es gibt auch Rätsel ohne Trug —
du frage nicht, was Götter bringen,
wenn Götter kommen ist's genug.“

Noch kurz vor Jahresschluß hatte ihm wieder die Jugend eine Freude bereitet. Da lag noch unter seinen Handschriften seit dem Mai 1878 eine kleine Gelegenheitsdichtung, die ihren Zweck — eine festliche Begrüßung des Kaisers durch Offiziere der Bodenseegarnisonen bei einem für den Sommer 1878 geplanten Besuch der Insel Mainau — infolge des Attentats vom 2. Juni verfehlt hatte. Das holte die Berliner Studentenschaft, in der die Erinnerung an die Menonitenaufführung am 22. April noch fortlebte, ihm aus der Tischlade und führte es am 11. Dezember zusammen mit Wallensteins Lager im Nationaltheater auf. Es war kein großer Tag, trotzdem der alte Kaiser selbst in der Proszeniumsloge saß und mit freundlichem Lächeln auf seinem gütigen Gesicht die Vorstellung begleitete. Das Festspielchen, „Swanhild“, so gewaltig die Worte darin einherrauschten, wog nicht schwer, wirkte — als Aufführung im Freien gedacht — im Rampenlicht stillos und der jugendliche Übereifer der dilettantischen Darsteller, die in rasselnden Rüstungen sich als höchst bösartige Römer sehr wild gebärdeten, erhöhte den Genuß und den Erfolg nicht, trotzdem es an lautem Applaus, zu dem der Kaiser das Zeichen gab, nicht fehlte. Aber in seiner augenblicklichen Stimmung war ihm diese abermalige Berührung mit der Jugend doch nur Freude, so sehr gerade diesmal die wirklich innerliche Fühlung zwischen Dichter und Darstellern fehlte. Und zum Überfluß hatte sich ebenfalls noch vor Toresschluß in dem Buchhändler Hugo Steinitz ein mutiger Mann gefunden, der es wagen wollte, den „Meister von Tanagra“, dem die tonangebenden Monatsschriften einstweilen noch den Zutritt versagten, als Buch zu verlegen.

Aber wieder einmal riß die Hand des Schicksals ihm den schon an die Lippen gesetzten Becher aus den Händen. Gerade um die Jahreswende erkrankte der Herzog von Meiningen schwer, und damit waren alle Hoffnungen auf eine Aufführung dort, wie es schien, auf unabsehbare Zeit vernichtet. Denn, wenn man auch jetzt zu einer Aufführung des „Menoniten“, wenn er es wünschte, noch in diesem Winter sich bereit er-

klärte, so war ihm damit, so wie er seine Erwartungen einmal eingestellt, am wenigsten gedient. Das hätte eine ein- oder zweimalige Aufführung vor dem Meininger Publikum gegeben, und damit wäre das Drama für diese Bühne ein für allemal erledigt gewesen. So konnte denn auch der freundliche Vermittler wieder einmal nur raten, sich in Geduld zu fassen und bessere Zeiten abzuwarten, d. h. bis der Herzog wieder völlig hergestellt und imstande sei, sich selbst der Inszenierung zu widmen, ein Zeitpunkt, der allerdings in nebelgrauer Ferne lag.

Und dennoch war die Hoffnung diesmal keine Truggöttin gewesen; wenn sie ihm die erträumte Erfüllung auch versagte, so gab sie ihm dafür in diesen schwersten Stunden bitterster Enttäuschung den Trost, der noch nie im Leben eines Mannes versagt hat, Mut und Kraft zu neuem Schaffen. „Wenn es etwas gibt,“ heißt es in einem Brief an den getreuen Dr. Stange, vom 3. Februar, „was mir immer wieder das Bewußtsein erneut, daß mein Beruf der des schaffenden Dichters ist, so ist es diese tiefe, einzige Beglücktheit, die mir aus meinem Schaffen selbst erwächst. Sie wissen ja, wieviel Bitteres ich in jüngster Zeit wieder erlitten habe, Sie können ermessen, daß ich wirklich blutige Tränen geweint habe, als durch ... die Erkrankung des Herzogs von Meiningen meine schönen Hoffnungen auf Meiningen vertagt worden sind ... aber Sie können mir auch glauben, daß der neue Stoff, der mich erfüllt, mich in diesen bösen Stunden getragen, gehalten und riesenstark gemacht hat. Das Bewußtsein, einen wirklich großen dramatischen Gedanken im Herzen zu tragen, gewährt ein Gefühl königlichen Reichtums und noch glaube ich, habe ich keine größere dramatische Konzeption gehabt. Man fühlt, wie sich alle Schwierigkeiten der äußeren Gestaltung des Stoffes beugen müssen und beugen, wenn nur die Grundidee fruchtbar und gut ist, und daß sie es sei, dafür spricht es, wenn man sie, wie ich es getan, beinah ein Jahr lang unter anderen Arbeiten ruhen läßt und wenn sie im Augenblick, da man zu ihr zurückkehrt, mit der instinktiven Macht einer Naturkraft da ist.“

Das Drama, das in diesen Worten angekündigt wird, war ein Schauspiel in fünf Akten: „Väter und Söhne.“ Ein Werk, mit dem er in der Tat über den Kreis seines bisherigen Wollens und Vollbringens mit einem mächtigen Schritt hinaustrat. Unter diesem Ein-

druck stand vor allem der engste Freundeskreis, dem er an einem Abend in der zweiten Hälfte des März das eben vollendete Drama in seiner bescheidenen Behausung in der Potsdamer Straße 11 zum erstenmal vorlas, er selbst noch kaum losgelöst von dem Kinde schwerer Stunden, dem nun zum erstenmal die Außenwelt in das Antlitz sehen sollte. Wohl wußte er, daß es Freundesaugen waren, die es grüßten, aber ebenso, daß diese Augen es messen würden mit den höchsten Ansprüchen, die ihnen das Vertrauen auf seine Kraft gab. Nach seiner unverbrüchlichen, Zeit seines Lebens festgehaltenen Gewohnheit hatte er auch den Nächsten nichts über den Inhalt verraten. Man wußte nur, daß es ein vaterländischer Stoff sei aus der Zeit von Preußens schwerster Not. Und Not und Verzweiflung schrie aus den gelben Foliobogen der beiden ersten Akte; aus angst- und qualverzerrten Augen starrte das Geschlecht, dem unter den Kanonenschlägen von Jena und Auerstädt das Herz gebrochen, die Kinder einer glücklichen Zeit an, und wie ein düsteres Gewölk legte es sich lastend auf ihre Seele. Und wie aus weiter Ferne klang der einsame Rolandshornruf von Saalfeld. In dumpfem Grausen lauschte die kleine Gemeinde, kein Wort ward laut, als am Schluß des zweiten Akts der Vorleser den Vorhang über der Katastrophe in Küstrin fallen ließ und düster sinnend, wie selbst an die eigenen Gestalten gebannt, lange in Schweigen verharrte. Dann ein Ruck, die Glieder straffen sich, ein flüchtiger, blitzender Blick in das im Dämmer liegende Rund des kleinen Gemaches die Augen der Hörer suchend, ein nervöses Blättern, ein glättender Druck auf die Bogen des Manuskripts: Dritter Akt. Und Riekebusch beginnt. Grenzenloses Erstaunen, zögerndes, sich selbst noch nicht trauendes Lächeln und dann langsam wachsend eine große, tiefe Freudigkeit, ein Aufatmen, ein innerliches Jubeln, Jauchzen, während langsam, immer noch mit düsterem Sturmgewölk kämpfend, aber unaufhaltbar siegreich die Sonne durchbricht, und auf den verquälten und verängsteten, schuldbeladenen Gestalten der erste Widerschein des großen Völkerfrühlings aufblitzt; und nun in beschwingter, über Höhen und Tiefen wie Frühlingsgewitter dahinstürmender Handlung Schlag auf Schlag alle Schwüle und Dumpfheit weggefegt, bis über Gerechten und Ungerechten, unter den Siegesglocken des befreiten Berlin die Sommersonne von Großbeeren leuchtend aufgeht. Ob das alles, was sich da

begibt an inneren und äußeren Wandlungen, da oder dort vielleicht mit allzu herrisch-gewaltsamer Hand zusammengerafft und -geschmiedet ist, danach fragt im Augenblick niemand. Die innere Notwendigkeit ist da, lebt in Fleisch und Blut, und über dem Tumult der zur Versöhnung und Befreiung sich durchkämpfender Leidenschaften schwebt, wie die Taube des Friedens, das große, befreiende Wort:

Um diese Wunden
Sollst du nicht sorgen, denn sie schmerzen nicht;
das ist der Saft, der von den Bäumen träufelt
zum Zeichen, daß es Frühling werden will.

Auch nach dem letzten Akt ward zunächst kein Wort laut, aber als der Dichter tief aufatmend das letzte Blatt beiseite legte, da sah er in all den Augen ringsum den Widerschein einer bedingungslosen Hingabe, wie er ihm bisher noch nie so hell und freudig aufgegangen.

Das Drama, das er an jenem Märzabend las, sah in manchen Punkten anders aus, als wie es später vor der Öffentlichkeit erschien. Charakteristisch war vor allem, daß der heiße Wunsch, die Wunde, die die beiden ersten Akte geschlagen, völlig zu schließen, ihn über das innerlich für dieses Problem gesetzte Ziel hinausgetrieben und auch dem alten Bergmann nicht nur das Wort der Versöhnung auf die Lippen gelegt, sondern ihn — ebenso wie seinen Sohn — lebend in die neue Zeit mit hinübergerettet hatte. Das Drama klang aus in Rede und Gegenrede der Vertreter des alten Geschlechts; mit den Worten Frau von Ingerslebens:

Vernimm die Antwort aus dem Mund der Glocken,
der eines Volkes Dank zum Himmel trägt.
Dem Vaterland floß meiner Söhne Blut —
Sind wir nicht Kinder von derselben Mutter?
Blutbrüderschaft ist zwischen Euch und uns.

und der Erwiderung Valentin Bergmanns:

Dann tönt auch mir, ihr Glocken meines Volkes,
und ruft ihn heim den lang verlornen Sohn!

Wenn du's vermagst, selbstsüchtiges Gefühl
zu brüderlichem Dienste so zu weihen,
dann sei gesegnet Quelle du der Menschheit,
heiligstes Gut der Erde — Vaterland.

Wenn er in dem oben erwähnten Brief an Stange aus dem Februar 1880 die Anfänge des werdenden Dramas „beinahe ein Jahr" zurückverlegte, so würde das in den Frühling 1879 führen. Auch innere Anhaltspunkte scheinen das zu bestätigen.

Es ward schon früher darauf hingewiesen, daß im „Menoniten", dem ersten Versuch, dem Problem des historischen Dramas auf einem neuen Wege beizukommen, er noch nicht zu dem eigentlichen Kern der Lösung durchgedrungen war; das weltgeschichtlich-heroische Element, das den zweiten Teil des Dramas beherrscht, war nicht mit den den ersten Teil beherrschenden Motiven einer bürgerlichen Tragödie zu einem korinthischen Erz verschmolzen. Eine Durcharbeitung in dieser Richtung hatte damals der andrängende neue Stoff der „Herrin ihrer Hand" verhindert, und diesem war dann wohl im Hinblick auf das Münchener Preisausschreiben das Karolingerproblem auf den Fersen gefolgt. Erst die Aufführung des „Menoniten" im Frühling 1879 hatte ihn wieder in die alten Gedankengänge hineingebracht, ja ihm die Maschen des schon fertigen Gewebes noch einmal aufgelöst, so daß er im Frühsommer sich zu einer Umarbeitung des vierten Aktes entschloß, die an sich als mißraten bezeichnet werden muß, die aber als Symptom für die vertiefte Einsicht in das Wesen des ihm vorschwebenden Ideals eines historischen Dramas bedeutsam ist. Denn in den Aussprachen, die sich hier zwischen Hennecker und Waldemar und zwischen Reinhold und Waldemar finden, verrät sich schon das Bestreben, den Pulsschlag der vaterländischen Begeisterung, der im Drama selbst nur in Hennecker und Reinhold vibriert, auch auf die übrigen, vor allem Waldemar hinüberzuleiten und damit das historische Element zu verstärken. Vor allem aber ist im Hinblick auf die Arbeit des darauffolgenden Winters bedeutsam, daß sich in diesen Reden schon die Helden und die Motive des kommenden Dramas vernehmlich ankünden.

Wenn aber so die innerlichen Vorarbeiten für „Väter und Söhne" — in Übereinstimmung mit jener brieflichen Äußerung — mit der

Menonitenaufführung in einen gewissen Zusammenhang gebracht werden können, ja müssen, so lagen die ersten Anregungen zu dem „Küstriner Drama“, wie er es in demselben Brief an Stange bezeichnet, offenbar noch viel weiter zurück. Daß seine Phantasie schon in den Frankfurter Jahren die alte Festung und ihre Kasematten umspielt hatte, wissen wir aus jener früher erwähnten Erzählung: „Die Taufe von Küstrin.“ Die Menschen aber, die diesen Schauplatz nachmals beleben sollten, die waren ihm mit der sie umgebenden düsteren Atmosphäre von Schande, Todesnot und Verzweiflung schon wohlvertraut aus dem vierten Bande von Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“. Wer dort im achten Kapitel „Aus der Zeit der Zerstörung“ die Schilderung der Zustände der preußischen Monarchie nach dem Tode Friedrichs des Großen, vor allem der Armee und des Offizierkorps, und besonders die Charakteristik der überalterten Festungskommandanten liest, wird nicht daran zweifeln, daß diese Schilderungen für das Bild des Festungskommandanten von Küstrin Züge und Farben gegeben haben. Als unmittelbare geschichtliche Quelle aber diente ihm Eduard von Höpfners „Der Krieg von 1806 und 1807“. Hier fand er alle Einzelheiten der schmachvollen Katastrophe, auch die wenigen Lichtpunkte: die klägliche Schwäche des Kommandanten von Ingersleben, die zaudernde Haltung der älteren Offiziere, Oberst Weyherr, Oberst Boumann, Oberst Manteuffel, das tapfere, energische Auftreten des „Ingenieurs vom Platz“ Leutnant Tynkel, der im Kriegsrat betont, „daß auch nach dem Verlassen der Außenwerke der Hauptwall sich hinlänglich halten könne“ und der schließlich seine Unterschrift bei der Kapitulation verweigert. Und ebenso fand er hier die Nachricht, daß der Kommandant, im Begriff sich über die Oder setzen zu lassen „von seinem Weibe angehalten und flehentlich gebeten sei, seine Familie nicht unglücklich zu machen“. Historisch ist auch die Tatsache, daß General Gudin in der Nacht zum 1. November mit dem größeren Teile des Belagerungskorps abrückte und General Gautier mit „einem einzigen Regiment“ zurückließ. Historisch schließlich, daß sich der Kommandant, „überhäuft von den Vorwürfen der Subalternoffiziere“, vom Marktplatz retten mußte. Nicht historisch ist nur, daß er sich selbst gerichtet hat. Er ward vielmehr „wegen bewiesener Feigheit“ durch Kriegsrecht zum Tode verurteilt, doch zu lebenslänglicher Festungshaft begnadigt.

So fest also die Handlung auf geschichtlichem Boden steht, solange sie zwischen den Mauern und Wällen Küstrins sich abspielt, so schnell löst sie sich in freie Phantasiegebilde auf in dem Augenblick, da sie aus diesem Bannkreis heraustritt. Das gilt schon von dem Sohn des Kommandanten Ferdinand von Ingersleben. Um so seltsamer mußte es Wildenbruch berühren, als ihm im Sommer 1882 von einem ehemaligen Genossen aus dem Akademisch-literarischen Verein die Nachricht kam, im Parke des Ritterguts Kleinbeeren im Teltower Kreis liege ein einsamer Grabhügel, der weder durch frühere Besitzer noch sonstwie erklärt werde. Und dieser trage die Aufschrift:

„Karl Ludwig Ferdinand von Ingersleben
geboren den 23. Oktober 1787,
gefallen im heiligen Kampfe bei Wittstock
den 22. August 1813."

Der Bekannte begehrte zu wissen, wer dieser offenbar fern von seinen Verwandten begrabene, niemals requirierte und rekognoszierte Ingersleben sei. „Du weißt," schrieb Wildenbruch unter dem Eindruck dieser merkwürdigen Entdeckung seinem Kieler Freunde, „daß ich Ferdinand von Ingersleben frei erfunden habe — wenn nun der dort Begrabene wirklich ein Sohn des Kommandanten gewesen wäre? Was er dem Alter nach sehr gut hätte sein können — und wenn er wirklich Ferdinand geheißen hätte. Es hat für mich etwas geradezu Schauerliches."

Dieser aus dem Grabe auftauchende junge Ingersleben, der sich so plötzlich mit seiner Todeswunde von Wittstock unter die historisch beglaubigten Gestalten des Dramas als einer der dabei Gewesenen mischt, ist aber nur ein seltsames Spiel des Zufalls. Denn, von jenen aus der Quelle geschöpften Küstriner Begebenheiten abgesehen, sind die geschichtlichen Vorgänge des Dramas gleichsam nur das Sprungbrett, von dem die Helden, die Bergmanns wie die Ingerslebens, sich ins Meer der Begebenheiten stürzen, wobei allerdings dieses Meer selbst wieder Beleuchtung, Farbe und Wellenschlag durch die Gewitter der Weltbegebenheiten erhält, die sich bald näher bald ferner vom Schauplatz der Handlung entladen. Das Leitbild des geschichtlichen Dramas, wie

es ihm schon beim Menoniten vorgeschwebt hatte, ist hier in Tat umgesetzt.

Das tragische Problem wächst aus derselben Wurzel, wie im „Harold“, wie im „Menoniten“. Es ist eine neue Variante des typischen Kampfes zweier Generationen, die in allen drei Fällen ein individuelles Gepräge dadurch erhält, daß es sich um den Gegensatz der Anschauungen über die höchsten und letzten Ziele nationaler Pflichterfüllung handelt. Im „Harold“ blieb dieser Widerstreit durch die in den Quellen fest verankerten geschichtlichen Tatsachen, die dem Dichter den Weg wiesen und eine Zuspitzung dieses Konfliktes oft im entscheidenden Augenblick verhinderten oder abbogen, noch mehr im Hintergrunde, latent; im „Menoniten“ bestimmte er zwar schon den Gang der Haupthandlung, aber mit aussetzenden Pulsen, in „Vätern und Söhnen“ durchdringt und beherrscht er Haupt- und Nebenhandlung von der ersten bis zur letzten Szene. Man spürt, daß sich hier auch etwas von persönlichen Kämpfen junger Jahre zur Gestaltung losgerungen, daß sich damit auch ein Stück eigener Vergangenheit von ihm gelöst und ihm den Weg zu neuen Zielen freigegeben hat.

Wie schon angedeutet war das Drama im März 1880 noch keineswegs innerlich fertig. Und für die Dichtung war es gut, daß ihm damals kein spielfreudiger Bühnenleiter das Manuskript vom Schreibtisch riß, daß er also Zeit hatte, zu den eigenen Gestalten Distanz zu gewinnen. Daß der fünfte Akt nicht nur in Einzelheiten, sondern vor allem auch mit der letzten Schlußwendung nicht auf der Höhe stehe, war ihm schon bald nach der ersten Vorlesung klar geworden, und ehe das Jahr zu Ende ging, ward denn auch hier Hand angelegt und Valentin Bergmann unter dem Geläute der Siegesglocken von Großbeeren aus dem Leben entrückt; aber fest blieben einstweilen noch die Grundlagen der ersten Fassung, in der nämlich Adelheid die Schwester Ferdinand von Ingerslebens war, und zwischen ihr und Heinrich Bergmann sich Beziehungen flochten, die den Szenen im dritten Akt und vor allem der Schlußwendung ein anderes Gepräge gaben. Im fünften Akt kam es an der Bahre des schwer verwundeten Heinrich zum gegenseitigen Bekenntnis und Heinrich starb nicht. Erst zwei Jahr später nach der ersten Aufführung griff auch hier die niederreißende und aufbauende Hand

des Schöpfers durchgreifend ein, befreite Heinrich Bergmann von der konventionellen Rolle des Liebhabers und hob durch seinen Opfertod fürs Vaterland ihn und vor allem sein Ende in die tragisch-heroische Atmosphäre, die dieser Gestalt, ihrer Anlage wie ihrer Verwicklung in die tragische Handlung nach, gebührt. Von späteren Änderungen wird noch zu reden sein.

Als er den „Menoniten“ dem königlichen Schauspielhause eingereicht hatte, war ihm aus dem Munde des Intendanten die Ablehnung u. a. mit dem Einwand gegen Bauern, „die wie Professoren sprächen“, begründet worden. Vielleicht war diese Kritik, so tief sie ihn verstimmte, nicht ganz ohne Einfluß auf das kühne Wagnis gewesen, in dem neuen Drama das hochgespannte tragische Pathos durch naturalistische Dialektszenen zu unterbrechen. Stärker aber fiel bei dieser kühnen Stilneuerung wohl ins Gewicht, daß er in der Zwischenzeit eine eigentümliche Begabung für drastische Situationskomik, und zwar im Berliner Dialekt, an sich entdeckt hatte. Letzteren beherrschte er seit seinen Kindertagen und hatte auch mehr als einmal durch Vorträge aus dem „Eckensteher Nante“ im Familienkreise heiteren Beifall geerntet. Trotzdem hatte in den zahlreichen aber durchweg sehr unbedeutenden Lustspiel- und Schwankdichtungen, die er, wesentlich in den Spuren Kotzebues wandelnd, in all diesen Jahren in Feierabendstunden sich gezimmert, seine Beherrschung des Berliner Jargons eine verhältnismäßig kleine Rolle gespielt. Erst Ausgang des Jahres 1878 war als Schnitzel von der Hobelbank ein drastischer Schwank „Theorie und Praxis“ gefallen, in dessen Mittelpunkt ein Berliner Philister stand, dessen vis comica freilich nicht ausgereicht hatte, dem minderwertigen Produkt auch nur bei Vorlesungen im Bekanntenkreise mehr als einen verlegenen Achtungserfolg einzutragen. Aber der Held, der den Namen „Fatzke“ führte, war nicht übel gelungen und hatte die Lacher auf seiner Seite gehabt. Und so ward er denn auch zweifellos der Ahnherr der späteren Dialektfiguren in seinen Dramen von Riekebusch bis Köne Finke. Manche haben dies Element als stilwidrig in der hohen Tragödie rügen und ablehnen zu müssen geglaubt. Sehr mit Unrecht. Denn nicht glücklicher konnte die ungeheure Umwandlung, die zwischen 1806 und 1813 vorgegangen, zum überzeugenden Ausdruck gebracht werden, als in der Einführung

dieser prächtigen, aus Kernholz geschnittenen Gestalt, die mit ihrem befreienden Lachen dem Zuschauer und Hörer die Genesung des Volkes von der äußeren wie von der inneren Knechtschaft sowohl als Typus wie als Individualität verkörpert und veranschaulicht. Keine Spur von jenem an den Haaren herbeigezogenen frostig-geistreichelnden sogenannten Humor, mit dem das angeblich in Shakespeares Spuren wandelnde Drama in ernster Handlung komische Kontrastwirkungen zu erzwingen sich bemüht. Kein Sinner und Tiftler hat hier einen Trick ausgeheckt, geschweige denn ein Welträtselgrübler den tiefen Zwiespalt der Menschennatur veranschaulichen wollen. Sondern aus dem Erdreich, in dem die herben und tragischen Gestalten des Dramas wurzeln, wächst auch dieser derbe, fröhliche Gesell als etwas Natürliches heraus und ist ebenso daseinsberechtigt in dem „Frühling Anno dreizehn“, wie die freiwilligen Jäger und die Offiziere von Küstrin, die Ferdinand von Ingersleben seine Ehre wiedergeben.

Daß „Väter und Söhne“ trotzdem auch in den späteren Umarbeitungen kein Werk geworden ist, vor dem die nachgeborene Kritik einfach die Flagge zu streichen hat, wer wollte das bestreiten. Es krankt — ewig schade — wie so viele Dramen Wildenbruchs an unwahrscheinlichen, zum Teil unmöglichen Voraussetzungen; vor allem der, daß der vor den Toren Küstrins aufgewachsene Heinrich Bergmann bis zum Aufgehen des Vorhangs nichts von dem Schicksal seines älteren Bruders gehört haben soll, und daß auch zwischen Vater und Sohn in den zwanzig Jahren ihres einsamen Zusammenlebens n i e auf den verstorbenen Bruder die Rede gekommen ist. Aber bis auf den heutigen Tag hat uns noch kein Dichter deutscher Zunge ein Drama geschenkt, das mit einem solchen künstlerischen Gestaltungsvermögen, einer solchen Wucht und einer solchen Energie das, was vor hundert Jahren in Preußen durchlitten und durchkämpft worden ist, von innen heraus veranschaulicht, wie der Enkel dessen, der bei Saalfeld fiel.

In demselben Frühling 1880, in dem „Väter und Söhne“ vollendet wurden, erschien der „Meister von Tanagra“ und der darauf folgende Sommer, in dem er in Potsdam beim ersten Garderegiment als Hauptmann der Landwehr für mehrere Wochen zu einer Übung eingezogen war, brachte ihn zum erstenmal in persönliche Berührung mit

dem Prinzen Wilhelm. „Im Kreise der Offiziere," berichtet er dem Kieler Freunde, „denen ich wiederholt aus meinen Werken vorlesen mußte, habe ich das Gefühl bekommen, daß ich an einer Stelle unseres Vaterlandes, und wahrlich nicht an der schlechtesten, ein populärer Dichter bin. Einen begeisterten Verehrer für ‚Vionville‘ und ‚Sedan‘ habe ich an dem jungen Prinzen Wilhelm gewonnen, der nicht müde ward, sich von mir vorlesen zu lassen und der auch seiner Braut meine Gedichte vorgelesen hat. Du kannst Dir denken, wie mir das Herz brannte, wenn ich dem einstigen deutschen Kaiser die deutschen Heldentaten vortrug. Auch der Kronprinz, der mich an einem Abend ins neue Palais befahl, war sehr gütig und sprach ernst und eingehend mit mir über meine dramatischen Pläne, und der Kronprinzessin, die durchaus etwas von meinen gedruckten Sachen lesen wollte, mußte ich ein Exemplar von meinen ‚Liedern und Gesängen‘ dedizieren ... Beim Adlerschießen des ersten Garderegiments sprach sie sehr lange und eingehend mit mir ..." Sein Bataillonskommandeur war der Erbprinz von Meiningen, und es freute ihn besonders diesem in einer Gesellschaft „vorlesenderweise den Menoniten beizubringen".

In Meiningen selbst hatten sich mittlerweile wieder die Verhältnisse seltsam, aber nicht ungünstig verändert. Während der Rekonvaleszenz des Herzogs hatte sich Frau von Heldburg eingehend mit beiden Dramen beschäftigt, vor allem mit den „Karolingern", denen sie vor dem „Menoniten" den Vorzug gab, trotzdem weder sie noch der Herzog eine Aufführung der ersteren in der vorliegenden Form für möglich und erwünscht hielten. Die Folge einer eingehenden Korrespondenz mit Frau von Heldburg, deren Einwände sich vor allem gegen die zu streng eingehaltene Einheit des Orts, den zu jäh herbeigeführten Schluß und gegen die Rolle des jungen Karl im letzten Akt als Richter seiner Mutter kehrten, war, daß Wildenbruch sich zu einer Umarbeitung des dritten und vierten Aktes entschloß, die diese Bedenken aus der Welt schaffen sollte. Der dritte Akt wurde in zwei Szenen zerlegt, deren erste in jenem Saal spielt, in dem der junge Karl schläft; in ihr war vor allem in einem längeren Gespräch zwischen Bernhard und Karl der Charakter des Kaisersohnes breiter entwickelt, außerdem ward in Bernhards Inneres ein tieferer Einblick gewährt, und vor allem die



Maria von Weber

Nach dem Gemälde von Albert Gliemann

(1865)

sympathischen Seiten seiner Übermenschennatur mehr herausgearbeitet, zugleich versucht, unwahrscheinlich wirkende Nebenumstände der äußeren Handlung besser zu begründen. Die zweite Szene, in Judiths Gemach spielend, wies neue, starke dramatische Akzente auf, brachte u. a. ein Zusammentreffen Judiths mit Hamatelliwa, weckte in einem Gespräch zwischen Mutter und Sohn bisher nicht angeschlagene innere Gefühlstöne und schloß nach dieser Aussprache mit der wie eine Enthüllung wirkenden Warnung Abdallahs und dem völligen Zusammenbruch des „Sohnes der schönen Judith“ in bedeutend wirkender, wuchtig dramatischer Wendung ab. Der vierte Akt, ebenfalls in zwei Szenen geteilt, gab in der ersten, im Lager der rebellierenden Söhne spielenden, durch stürmisch bewegte Auftritte, in denen das Erscheinen Abdallahs und des jungen Karl starke erregende Momente bringen, eine eindringliche Begründung des Umschlags der Stimmung, und in der zweiten, in das Zelt des sterbenden Kaisers verlegten, die Katastrophe, ohne die Aussprache zwischen Mutter und Sohn, in der dieser sich zum Richter gegen sie aufwirft.

Wieder gingen Wochen, Monate ins Land, ohne daß er erfuhr, wie man in Meiningen sich zu der neuen Fassung stelle. Inzwischen aber begann sich nach anderer Richtung der Horizont zu lichten. Der Direktor des Lobetheaters in Breslau, Schönfeld, den ein Redakteur der Schlesischen Zeitung, der eine Zeitlang in Berlin Genosse der Tafelrunde in der italienischen Weinstube gewesen, dafür zu interessieren gewußt, erklärte sich bereit, am 22. März zu Kaisers Geburtstag es mit „Vätern und Söhnen“ zu wagen. Und ehe das mit so „abergläubischem Vertrauen“ begrüßte Jahr 1880 zu Ende ging, kam auch aus Meiningen die Kunde, man wolle die „Karolinger“ geben, im Januar, nur die Entscheidung, in welcher Fassung, blieb noch offen.

So stieg denn endlich Erfüllung „schönste Tochter des größten Vaters“ zu ihm nieder, und mit der königlichen Priesterin mochte er schauernd rufen: „Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir!“ Er aber schreibt in diesen Tagen: „Ich habe genau vorausgesehen, daß der Auferstehungstag für meine Dramen kommen würde, wenn meine Seele nicht mehr bei der Dramatik sei; und so ist es jetzt, wo mich die Novellistik mehr und mehr in ihr Geleise zieht. Das Schicksal hat es mir

stets versagt, mir den Trank des Glücks frisch gekeltert und im vollen Becher zu reichen."

Das war sicher für den gegenwärtigen Augenblick und auch für das, was nachmals kommen sollte, undankbar und zum mindesten eine arge Selbsttäuschung, die aber begreiflich wird, wenn man erwägt, daß dies Wort geschrieben ward unmittelbar nach der Vollendung der Novelle „Francesca von Rimini" und während schon eine zweite Novelle „Vor den Schranken" zur Gestaltung drängte. Unter diesen neuen Schöpfernöten und -wonnen, die über ihn hereinbrachen, unachtend, daß die kommende Stunde die zusammengeraffte Kraft des Dramatikers verlangte, konnte ihn wohl für Augenblicke die Frage an das Schicksal: „Was hast du mit mir im Sinn?" bedrängen und fast beängsten. Und doch war es auch hier nur ein Naturgesetz, das nicht störend, sondern ausgleichend in die Erscheinung trat.

Alle Zeichen sprachen dafür, innerliche und äußerliche, daß er an einem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens angelangt sei. Die Saat der Vergangenheit war erntereif, schon klirrten die Sensen, die die vollen Ähren endlich schneiden und den Boden freigeben sollten für neue Saat und neue Ernten. Die hinter ihm liegende Lebensepoche war im Begriff, nun ihre Tore zu schließen, und unwillkürlich rafften im Scheideblick sich die vergangenen Kämpfe und Nöte zu einem Bilde zusammen, konzentrierten sich über Jahre verstreute Empfindungen und Gefühle zu der geschlossenen Einheit eines großen Fugenthemas, und aus Bild und Ton wuchs der Drang, mit dem, was nun Vergangenheit werden sollte, auch künstlerisch abzuschließen. Dem im Leben auch gegen die Allernächsten sich schwer Erschließenden, der trotz einem impulsiven Temperament das letzte und tiefste Gefühl schamvoll in sich zu verbergen in strenger Selbstzucht sich gewöhnt hatte, und der eben deswegen auch in der Lyrik sich nie ganz ausgeben konnte, hatte bisher die Möglichkeit gefehlt, sich von diesen innersten Erlebnissen freizumachen. Unter der Arbeit am „Meister von Tanagra" aber war er sich bewußt geworden, daß dieser Restbestand doch auch für ihn lösbar sei, in epischer Erzählung. Er hatte es erfahren, daß die Novelle für ihn die Ausdrucksform sei, in einer Art Selbstbekenntnis nicht so sehr dessen, was er erlebt, als vielmehr dessen, was er empfunden, Herr zu werden über die Ver-

gangenheit. Und damit war ein bisher schlummernder Keimtrieb geweckt, der nun ungestüm zur Entfaltung und Gestaltung drängte. Er sah sich auf einmal von Gestalten umgeben, die ihn aus seinen eigenen Augen ansahen, mit seinen Worten sprachen und durch die zugleich sein Ich in eine ganz neue Beziehung zu der Außenwelt trat. Und der dämonische Reiz, mit ihnen in dies Neuland seiner Dichtung einzudringen, sich einen neuen Punkt zu erobern, von dem aus er den Erdball bewegen und die Schicksale seiner Bewohner gestalten konnte, ward so übermächtig, daß er ihm, mochte er wollen oder nicht, gehorchen mußte.

Wenn also so die Novellendichtung Wildenbruchs in dieser Epoche durch das subjektiv-lyrische Element, das dank der starken Männlichkeit und gesunden Herbheit des Menschen und der inneren Beweglichkeit und Vielseitigkeit des Gestalters gleichwohl nie ins Weichliche und Monotone ausartet, nicht nur ihre Färbung, sondern auch ihre Struktur erhielt — sofern die Einstellung des Problems und seine Führung bedingt erscheint dadurch, daß die Vorgänge und die Menschen gesehen und bewertet werden mit den Augen und den Empfindungen des männlichen Helden, der wieder eins ist mit dem Dichter — so verkörperte sich damit keineswegs in diesem männlichen Helden nun das Problem, dessen künstlerische Lösung dem Dichter als Aufgabe vorschwebte. Im Gegenteil, diese Spiegelbilder seiner eigensten Empfindungen und zum Teil auch Erlebnisse von dem stillen, weltfremden Leutnant Paul von Gartenhofen angefangen bis zu Schottenbauer in der „Schwesterseele“, sind doch eigentlich nur Mittel zum Zweck, die durch ihr Dasein ein anderes Problem, das Hauptproblem befruchten und zur Entfaltung bringen: ein Problem aus dem weiblichen Seelenleben. Und wenn der Dramatiker, ein rüstiger Schwimmer, sich in den wildbrausenden Wogen stürmischer Begebenheiten tummelt, wo Mann mit Mann um die höchsten Güter der Menschheit auf Tod und Leben ringt, ist für den Novellisten die Psyche der Frau das unergründliche, unerschöpfliche Meer, über dessen Spiegel seine spürende, kombinierende Phantasie, wie ein Adler, der nach Beute ausschaut, ihre Kreise zieht. So war denn auch in jener ersten, im Herbst 1880 vollendeten Novelle „Francesca von Rimini“ nicht jener stille, weltfremde Leutnant Paul von Gartenhofen, mit der leidenschaftlichen, schönheitsdurstigen Seele eines Künstlers, den

sie spottweis den „Raffael“ nennen, der Held, sondern der Held war „die Idee,“ wie er dem Frankfurter Freunde Stange schrieb, „zu zeigen, wie in einem weiblichen Wesen, das sich infolge bedeutender, namentlich intellektueller Veranlagung über die Bedürfnisse der Natur entrückt geglaubt, die Natur zum Durchbruch kommt und wie dieser Durchbruch zur Vernichtung jenes Weibes führen muß, wenn es, wie Franziska getan, eine der Natur widersprechende Stellung eingenommen hat“. Und diese Problemstellung — die sich merkwürdig genug mit gewissen Gedankengängen Hebbels bei der Gestaltung der Judith berührt — ist wieder im höchsten Grade charakteristisch für das innere Verhältnis des Dichters nicht nur zur Frau allein, sondern überhaupt zu den geheimsten Fragen des Lebens. So zart und so tief er die innerlichsten Regungen der Frauennatur zu erfassen und zu fühlen weiß, es handelt sich bei ihm auch in den feinsten Verästelungen, denen er verstehend und sich einfühlend nachgeht, am letzten Ende immer um die Ergründung und Erfassung des Elementaren, die Zurückführung auch der kompliziertesten Ausdrucks- und Erscheinungsformen der Frauenseele auf die großen, ewigen, im Urgrund aller Dinge ruhenden und herrschenden Naturgesetze.

Die äußere Anregung zu der tragischen Begebenheit von Franziska von Maienburg und Paul von Gartenhofen hatte ihm schon im Sommer 1878 ein Gemälde von Hoffmann-Zeitz „Francesca von Rimini“ gegeben, das auf der großen Berliner Kunstausstellung am Cantianplatz viele Bewunderer gefunden hatte. Ohne sich zu nennen, hatte er damals an den Maler einige Verse geschickt, die verraten, wie tief ihn das Geschaute ergriffen. Ein Erlebnis, das in der Frankfurter Gesellschaft viel Aufsehen erregte, gab den epischen Kern, und aus beiden wuchs die Novelle, die eben um dieses epischen Kernes willen bei seinen ehemaligen Frankfurter Mitbürgern, ja selbst bei seinen dortigen Freunden, Entrüstung und Mißbilligung erregen sollte. Den Einwänden dieser Art aber, zu deren Wortführer sich diesmal auch sein alter Freund, Dr. Stange, machte, erwiderte der Dichter kurz und bündig: „Daß tatsächliche Vorgänge den Untergrund zu der Novelle bilden ... werde ich niemandem verschweigen; und daß in Frankfurt manche nur eine getreue Kopie der realen Ereignisse darin suchen werden, und auch

vielleicht Vorwürfe darauf gegen mich gründen werden, kann ich mir denken. Sollte ich mich dieser Anschauung beugen, so hieße das ... die unveräußerlichen Rechte der Dichtung und Kunst unter die Forderungen der Trivialität und des Philistertums unterordnen. — Denn zunächst sind die tatsächlichen Verhältnisse mit so vielen Zutaten freier Phantasie versetzt, daß eben nur der äußerlichste Untergrund wohl geblieben ist ... Dann aber, und das ist die Hauptsache, ist es nicht nur das Recht, nein es ist die Pflicht des Dichters, namentlich des erzählenden modernen Dichters, seine Dichtung auf ‚Wirklichkeit' aufzubauen ... Und wenn er in seiner Umgebung lebendige Menschen sieht, die vor seinen Augen ein merkwürdiges und bedeutendes Geschick durchleben, soll er die Augen zumachen und sich abwenden aus Furcht, daß seine Wiedergabe zu reich an Fleisch und Blut werden möchte? Wer das überhaupt kann, ist gar kein Dichter, denn er besitzt nicht das, was den Dichter macht, das Seelenauge, in welches alle Gegenstände der umgebenden Welt hineinfallen, um in sein Herz, wie in eine ewig rastlos arbeitende Retorte hinunter- und aus letzterem zum Kunstwerk kristallisiert wieder ans Tageslicht zu gelangen. — Wer dieses Auge besitzt, der mag sich sträuben, es wird ihm nichts helfen, er muß in den Menschen, die um ihn her sind, lesen und das Gelesene der Welt wieder erzählen; und wenn die Menschen, die mit einem Dichter verkehren, sich darüber beklagen, so ist das ihre Sache."

Diese Worte sind bedeutsam nicht nur für die Dichtung, die sie unmittelbar veranlaßte, sondern auch für die ganze spätere Arbeit Wildenbruchs als Novellist. Das Recht, das er hier dem Dichter wahrt, hat er auch nachmals sich immer wieder und wieder genommen, unbekümmert um die Empfindungen derer, die sich diesen Umschmelzungsprozeß ihrer Persönlichkeit, ihres Schicksals in der „rastlos arbeitenden Retorte" seines Dichterherzens gefallen lassen mußten.

Während „Francesca von Rimini" wie ein ins Wasser geworfener Stein ihre Kreise zog und nicht nur bei den Frankfurter Philistern, sondern auch bei den Lesern der Schlesischen Zeitung, in deren Feuilleton sie seit dem Januar 1881 erschien, allerlei moralische Beklemmungen und Ärgernisse erregte, ward auf dem eben frei gewordenen Helling in der Potsdamer Straße schon wieder der Kiel zu einem Schwesterschiff ge-

legt, der Novelle „Vor den Schranken“, die allerdings erst im Frühling 1881 vollendet wurde; aus demselben Holz geschnitten und auch im inneren Bau ihrer Vorgängerin gleichend. Eine Variation des dort behandelten psychologischen Problems. Als habe es ihn gereizt, dem durch Kultur und überstarken Intellekt geschwächten Typ, wie er in der Franziska gezeichnet war, den schroffst entgegengesetzten weiblichen Typ gegenüberzustellen: die junge ungebrochene, nur aus den ursprünglichsten Trieben der weiblichen Natur wie unter einem Zwange handelnde Frau, die als reiner Instinktmensch wehrlos im Kampfe mit dem höheren Intellekt, wie er sich in den verschiedenen Gesellschaftsschichten der modernen Kultur ausbildet, ebenso zum Opfer fällt, wie ihre vornehmere und bedeutendere Schwester dem mißachteten inneren Naturgesetz unterliegt. Ein Versuch, in der Hauptsache und in der Hauptgestalt entschieden gelungen und in der Durchführung bis zur entscheidenden Katastrophe auch nicht nur technisch einen Fortschritt über Francesca hinaus bekundend, und doch als Ganzes hinter dieser zurückbleibend. Erwachsen wie jene aus eigensten, inneren Erlebnissen, aufgefangen in dem Spiegelbild seines diesmal in manchen Zügen bis zur Identifikation gesteigerten Doppelgängers und einer Erfahrung seines kurzen richterlichen Berufslebens — die Untersuchung, die er als Assessor Anfang 1877 in einer Mordsache in Eberswalde zu führen gehabt hatte — krankt sie an einer weichlich schwächlichen Schlußwendung, der Versandung einer tragisch angelegten Handlung in fast familienblättlich wirkende kleinbürgerliche Idylle. Ein Bruch, der wohl eben nur daraus zu erklären ist, daß zwischen dem ersten und zweiten Teil das „Angesicht der Welt“ sich für den Gestaltenden geändert hatte und daß den Schluß ein gegenwartsfroher Mann schrieb, der der Sonne, die plötzlich in das dunkle Gemach fehlgeschlagener Hoffnungen und Träume die ersten Strahlen der Erfüllung sandte, nun es schuldig zu sein glaubte, dem auf einen rein tragischen Ausgang hindrängenden Motiv einen freundlichen Schluß aufzupfropfen. Eine Entgleisung, die, wie sie durchaus seinem innersten Wesen widersprach, auch die einzige ihrer Art in seiner weiteren dichterischen Laufbahn bleiben sollte.

Endlich waren inzwischen, nachdem noch verschiedene Verschiebungen des Aufführungstermins in den beiden ersten Monaten des Jahres seine

Geduld auf die Folter gespannt hatten, am 6. März die Würfel gefallen. Am 3. März war er nach Meiningen gefahren, um den letzten Proben beizuwohnen.

2. Erfüllungen
1881—1885

„Mitten in der Probe, der Herzog von Anfang an dabei; das Stück schlägt seine Augen auf; Brief folgt," telegraphiert in der „Schwesterseele" an den Regierungsrat Nöhring der Referendar Walter Schottenbauer, der in diesem Falle mit gleichem, wenn nicht größerem Recht sich auch als Wildenbruch hätte unterzeichnen können, denn geschrieben ist dies Telegramm, wie der nachfolgende Brief nicht nur aus der Seele, sondern aus dem tatsächlichen Erlebnis des Mannes, der mehr als zehn Jahre später von diesen Begebenheiten sehr durchsichtig als von dem Erlebnis eines frei erfundenen Helden berichtet hat. Und wer das, was in der Seele des Dichters der „Karolinger" in diesen Märztagen des Jahres 1881 sich an tiefsten Erregungen und Wonnen ohnegleichen zusammendrängte, sich vorstellen will, der muß im neunzehnten Kapitel des Romans jenen Brief lesen, den Walter Schottenbauer in Meiningen „am Abend des Tages, da ich geboren wurde", geschrieben hat. Die erste Begegnung mit dem Herzog, diesem „Maler und Dichter, Leiter des Ganzen und Beobachter des Kleinsten, alles so zusammen, daß man meint, die dramatische Kunst müßte vom Himmel heruntersteigen und die Arme um ihn schlingen: ‚Sei du mein Verkünder!'" Die erste Begegnung mit den Schauspielern, „zu denen ich wie zu einer Schar von Heroen aufgeschaut hatte damals, als sie in Berlin den ‚Julius Cäsar' spielten und die ‚Hermannsschlacht'; den herrlichen Nesper [Bernhard], der auf mich herniedersah, stark wie der farnesische Herkules, und Teller [Lothar] mit dem prachtvollen, charakteristischen Kopf und Kraußneck [Ludwig der Deutsche], der wie ein feuriger, edler Hengst in die Worte des Dichters hineinschäumte und all die anderen, deren Namen, das fühl' ich, mich durchs Leben begleiten werden, wie die Namen von Kameraden, neben denen man in der Schlacht gestanden hat, Grube [Matfried] und Kober [Abdallah] und Heine [Satilatlas]

und der junge Rollet [Karl] und Frau von Moser-Sperner [Judith], Fräulein Werner [Hamatelliwa]." Die Probe selbst, „als nun das Stück vor mir aufwuchs und sich reckte in seinen Gliedern und als ich sah, wie das Stück in der Seele des einzigen Mannes, ‚des Verkünders', des Herzogs, gelegen hatte, wie seine Seele darüber gebrütet hatte, daß es nun lebendig geworden war bis in die tiefste Faser der Seele und das letzte Kräuseln der Haut, wie es daraus hervorstieg, von prachtvollen Dekorationen umrahmt, in aller Farbenglut eines farbenfreudigen Malerauges gebadet, jede Szene angeordnet bis zur letzten Herausgabe des letzten Tropfens dramatischer Wirkung — dieser Stolz! Diese Wonne! Diese tiefe, große Seligkeit!"

Man fühlt, auch ohne weiter zu lesen, wie das, was in diesen Stunden, wo zum erstenmal „das Stück die Augen aufschlägt", durch seine Seele zieht, das Größte und Schönste ist, was ihm das Leben bisher beschert hat, ja, daß es so in seiner noch von keinem Alltagshauch geschwätziger Menschlichkeit getrübten, makellosen, heiligen Schönheit auch von dem größten äußeren Erfolg nicht überboten, kaum erreicht werden kann. Und wenn in diese Schale reinsten Glücks damals vielleicht doch ein bitterer Tropfen gefallen ist, so kam er nicht aus der Gegenwart, sondern aus dem Schoß der Vergangenheit, aus dem Gedanken, den er damals in einem Briefe an den Freund Ausdruck gegeben hat: „Es gibt für den Mann keine größere edlere Freude, als wenn er die ersten Erfolge, die er auf der von ihm erwählten Bahn errungen, seinen Eltern, namentlich seiner Mutter noch zu Füßen legen kann. Ich spreche ... aus eigenster bitterster Herzenserfahrung ... Jedes Jahr, wenn ich an ihrem Geburtstag an ihrem Grabe stehe, kommt der ganze tiefe Schmerz zurück, daß ich ihr von allen Plänen, Hoffnungen und Entwürfen, die mein Herz bewegen, nichts, gar nichts mitteilen, daß sie sich an allem, was mir geglückt und gelungen, nicht mehr mitfreuen kann ... und wie würde sie teilgenommen haben."

Das war vor jenem Abend in Meiningen, an dem Walter Schottenbauer, wie er nachmals im zwanzigsten Kapitel berichtet, etwas so Merkwürdiges erlebte. „Die ganze Zeit," erzählt er, „ich kann kaum sagen seit wann, war es mir gewesen, als trüge ich hier auf der Brust eine Last, eine körperliche Last. Und zugleich, als wäre hier in meinem

Innersten eine dunkle Stelle, wo es nicht hell werden wollte . . . immer war die Last da und immer der dunkle Fleck. Als ich nun in Meiningen am Abend vor der Aufführung aus dem Fenster meines Gasthofes zum Theater hinübersah, das schräg gegenüber lag, und sah, wie sich auf dem Schnürboden des Theaters das Licht entzündete, da war's mir, als wäre das ein großes, geheimnisvolles Auge, das mir ins Herz blickte, und da, zum erstenmal, fing die dunkle Stelle in mir da drinnen an, sich aufzuhellen . . . Und wie nun die Aufführung zu Ende und der Vorhang zum letztenmal niedergegangen war und wie ich aus dem Hause trat und wie die tiefe, große Bewegung, die da drinnen geherrscht hatte, an mir vorüber und hinausflutete, wie das Rauschen des Meeres, das von lauter flüsternden Menschenlippen kam — und wie ich aufblickte und die goldenen Sterne über den grünen Thüringer Hügeln stehen sah — in dem Augenblick war die Last plötzlich nicht mehr da . . . und ist nicht wiedergekommen seitdem und wird nicht wiederkommen, denn seitdem weiß ich . . . daß die deutsche Literaturgeschichte nicht mehr an meinem Namen vorbeigehen kann."

Aber Namen, die bleiben sollen, werden eingegraben, werden eingebrannt, nicht in Erz und Marmor, sondern in das Fleisch und Blut dessen, der den Namen trägt, und wehe ihm, wenn er nicht Kraft hat, das Martyrium zu ertragen, zu dem bei jedem neuen Werk die Eisen frisch geglüht werden und das erst endet mit dem letzten Atemzug.

Es war ein großer Erfolg in Meiningen gewesen, aber nicht nur Walter Schottenbauer sollte nur zu bald im nüchternen Lichte des Tages aus seinem Schöpferrausch unfreundlich geweckt werden.

Es stellte sich bald heraus, daß der Zeitpunkt, in dem sich seine Beziehungen zur Meininger Bühne anknüpften, alles eher als glücklich war für eine Ausbeutung des Erfolges, wie er ihn sich erträumte. Man stand dort am Vorabend der großen Gastspielreise nach England und ganz natürlich beherrschten die Vorbereitungen dafür die Situation so sehr, daß nicht einmal die auf den 22. März angesetzte Wiederholung der „Karolinger" zur Ausführung kam. Diese an sich schon schmerzliche Enttäuschung wäre aber zu ertragen gewesen, wenn nicht gleichzeitig die sichere Hoffnung, daß das Werk wenigstens für Deutschland in den Reisespielplan aufgenommen würde, sich ebenfalls als eitel er-

wiesen hätte. Die Schuld an diesem Fehlschlag trug wohl hauptsächlich das schon seit einigen Jahren bei den Gastspielreisen der Meininger — im Gegensatz zu früher — befolgte System, sich dabei auf Musteraufführungen der Klassiker zu beschränken und von Wagnissen mit Neuaufführungen von Werken Lebender abzusehen. Björnson war der letzte gewesen, zu dessen Gunsten sie im Jahre 1880 eine Ausnahme gemacht hatten. In den Jahren 1880 bis 1883 blieben die Lebenden vom Reisespielplan ganz ausgeschlossen und eben in diese kritische Zeit der fehlenden Initiative fiel die Erstaufführung der „Karolinger“, die ja vielleicht, wenn nicht gerade die Londoner Reise dazwischen gekommen wäre, es vermocht hätten, schon jetzt in das System Bresche zu legen, die aber nun, trotzdem es seit langer Zeit das erste Drama eines Lebenden war, bei dem der Herzog selbst seine Kraft eingesetzt hatte, dem Schicksal der übrigen nur für die Unterhaltung des Meininger Theaterpublikums herausgebrachten Stücke anheimfielen. Als man ein Jahr später endlich mit diesem System brach und auch die Lebenden wieder auf den Gastspielreisen zur Geltung kamen, da hatte inzwischen der am 6. März 1881 aus der Taufe gehobene Dichter der „Karolinger“ aus eigener Kraft sich die deutschen Bühnen erobert, so daß er und sein Werk der Meininger Patenschaft nicht mehr bedurfte. Und doch, trotzdem die bittere Enttäuschung, die ihm die Änderung der Dispositionen des Reisespielplans im Frühling 1881 bereitete, ihn ins Herz traf — „Erfolg erwarten, wenn auch vergeblich, ist ein Krankheitszustand, an den man sich allmählich gewöhnt — Erfolg genießen und dann wieder verlieren ist ein Schlag, der plötzlich in die Nerven trifft,“ sagt Schottenbauer — er hat dieser Bühne und ihrem herzoglichen Leiter nie die unendliche Bereicherung seines Lebens vergessen, die er für alle Zeiten jenen Vorfrühlingstagen seines Ruhms in Meiningen dankte. Und wenn auch Gleichgültige und Übelwollende damals aus der ausbleibenden zweiten Aufführung genau dieselben Schlüsse zogen, wie die Kollegen und „guten Freunde“ Walter Schottenbauers — „nur ein ganz mäßiger Erfolg . . . eigentlich durchgefallen“ — den Stein ins Rollen gebracht hatte doch dieser eine Meininger Theaterabend, und was von dort verlautete, das blieb in den Kreisen, auf die es zunächst ankam, nicht ohne Wirkung. Etwas mußte doch daran sein an dem neuen Menschen, um

dessen „Ritterdrama“ sich ein Herzog von Meiningen selbst solche Mühe gegeben. Vielleicht lohnte es sich trotz des ja im höchsten Grade ausgefallenen Stoffes, sich diesen dichtenden preußischen Assessor einmal näher anzusehen. Auf einer Hoffestlichkeit beim kronprinzlichen Paar im April, bei der lebende Bilder mit begleitenden Texten von Wildenbruch gestellt wurden, äußerte der bisher immer ablehnende Generalintendant der königlichen Schauspiele sich hinsichtlich der unlängst eingereichten „Karolinger“ so freundlich entgegenkommend, daß man fast hätte glauben können, er habe seine Meinung wirklich geändert. Und in der Direktion des Hofburgtheaters in Wien zerbrach sich Dingelstedt den Kopf, wer doch wohl der Verfasser der „Karolinger“ sein möge — denn den Namen hielt er für einen „angenommenen“ — und geriet dabei auf den Herzog von Meiningen selbst! War es nun diese Hypothese oder die aus der Lektüre gewonnene Überzeugung von der „Aufführbarkeit“, jedenfalls entschloß er sich mit einem Vorbehalt zur Annahme. Für die Spurlosigkeit aber der Meininger Aufführung bei dem großen Publikum und der Presse zeugte am besten die Notiz, die im Juni — Dingelstedt war inzwischen gestorben — durch viele deutsche Zeitungen ging. „Der Direktion des Burgtheaters wurde noch zu Lebzeiten Dingelstedts ein anonymes Stück: ‚Die Karolinger‘ eingereicht, welches große Aufmerksamkeit erregte und zur eventuellen Aufführung bestimmt wurde. Wie die ‚W. Pr.‘ erfährt, soll der Verfasser des Stückes kein geringerer als Herzog Georg von Meiningen sein.“

Den wirklichen Verfasser aber hatte, während die Manuskriptdrucke der „Karolinger“ zum Versand an die deutschen Bühnen vorbereitet wurden, wieder einmal ein Schöpferrausch über die letzten Verstimmungen des Ausgangs in Meiningen siegreich hinweggetragen. Während jener Aufführung, am 6. März, war ihm der Gedanke zu einer neuen Umschmelzung des „Harold“ gekommen, und ehe die Kirschen in Werder ausgeblüht hatten, war Mitte April das große Werk gelungen, hatte „Harold“ endlich die Gestalt empfangen, in der er nun bald nach den „Karolingern“ — als Druckmanuskript — an die Bühnen versandt wurde. Den gleichen Wanderzug trat neubeschwingt auch der „Menonit“ an. Und ehe noch die Rosen abgeblüht hatten, stand es fest, daß im kommenden Winter die „Karolinger“, „Väter und Söhne“, der „Me-

nonit“ und auch der „Harold“ an den verschiedensten Theatern Deutschlands gespielt werden würden.

Was verschlug es da, während Hamburg, Frankfurt, Hannover, Breslau zugriffen, daß auch diesmal wieder die königliche Generalintendanz mittels lithographierten Schreibens die „Karolinger“ ohne Erklärung zurückschickte. Darum kamen die „Karolinger“ doch in Berlin heraus, und zwar zuerst, wenn auch einstweilen nicht auf der königlichen Bühne. Im Viktoriatheater, das in den siebziger Jahren wesentlich das Ausstattungsstück gepflegt hatte, das dann aber die ersten Aufführungen des „Nibelungenringes“ in Berlin gebracht und dadurch — wie auch schon vorher durch die Aufführungen des ersten und zweiten Teiles des „Faust“ in der Devrientschen Bearbeitung — sich in den Kreis der wirkliche Kunst übenden Bühnen eingereiht hatte, trat zum Winter ein neuer Mann, der Direktor M. Ernst, die Herrschaft an, mit gutem, auf höhere Ziele gerichtetem Willen, ungebrochener Tatkraft und einem Künstlerpersonal, das, wenn es auch keine große Namen aufwies, doch sich zum Teil wenigstens aus frischen, jungen Kräften zusammensetzte, die nicht nur Tüchtiges leisten wollten, sondern auch konnten. Und dieser neue Mann erwarb das Aufführungsrecht der „Karolinger“.

Am Mittwoch den 26. Oktober 1881 verkündeten die Zettel an den Anschlagsäulen: „Viktoriatheater, Direktion M. Ernst. Zum ersten Male: ‚Die Karolinger‘, Trauerspiel in vier Akten von Ernst von Wildenbruch.“ Am Abend gab es ein bis auf den letzten Platz gefülltes Haus und auch der „Hof“ fehlte nicht; im Hintergrund einer Loge verbarg sich Prinz Georg — nun, das war selbstverständlich, der gehörte ja mit zum Bau — aber Aufsehen erregte in einer anderen Loge die Erscheinung des Prinzen Wilhelm, und vor allem, wie er sich an dem Beifall beteiligte. Ferner — und das war das Entscheidende und zugleich das Merkwürdigste an dem Abend — dieses Publikum, das zu seinem größeren Teil bis zum Aufgehen des Vorhangs mit den Gestalten und den Vorgängen, die ihm der Theaterzettel ankündigte, ebensowenig eine klare Vorstellung, geschweige denn das leiseste Interesse verband, wie mit der Person des Dichters, dieses Herrn von Wildenbruch, der im auswärtigen Amt beschäftigt sein und in seinen Mußestunden

ein historisches Drama nach dem anderen schreiben sollte, dieses Publikum war nach den ersten Szenen von der Art, wie dieser unbekannte Mensch ihm diesen unbekannten Stoff nahebrachte, so gepackt, so hingerissen, daß das weite Haus von Akt zu Akt von einem Beifallssturm erdröhnte, wie er bei einem „Jambendrama“ in Berlin seit Menschengedenken nicht dagewesen. Auch die kritischen Leute vom Fach wie aus Neigung, die über die seltsame Naivität der Begebenheiten des dritten Aktes auf einer Szene, über die immer im entscheidenden Augenblick aus der Versenkung auftauchenden Mauren und Ähnliches nachdenklich skeptisch die Häupter schüttelten, gingen mit, schlugen in die Hände und riefen den Dichter heraus. Man mußte sich ihn ansehen, diesen Menschen, der es fertiggebracht hatte, über Hindernisse kühn hinwegzusetzen, vor denen neun Zehntel seiner Brüder in Apoll zu Fall gekommen wären. Was wollte, was konnte dieser gar nicht nach einem Dichter aussehende, blonde, untersetzte, mit einem so merkwürdig kindlich-fröhlichen Lächeln die Huldigungen in Empfang nehmende Assessor? Warum hatte man bisher nichts von ihm gewußt und was würde er das nächstemal zu sagen haben, wenn wieder sein Name auf dem Theaterzettel stünde über einem anderen Werk? Das waren die Fragen, mit denen man an jenem Abend auseinanderging und auf die am nächsten Morgen — die Kritik der Zeitungen die Antwort geben sollte.

Nach der damaligen Theaterrangordnung kamen allerdings, da es sich um die Aufführung an einer Privatbühne handelte, die eigentlichen Stimmführer, also in der Nationalzeitung Karl Frenzel und in der Vossischen Theodor Fontane, diesmal nicht zu Wort, und damit war für die literaturfreundliche, aber hinsichtlich der Wertung ihres persönlichen Eindrucks stets der offiziellen Bestätigung und Abstempelung ihres Urteils durch die kritischen Protagonisten bedürftige Masse der gebildeten Theaterbesucher auch die eigentliche Entscheidung noch vertagt. Aber immerhin war in dieser Vorinstanz doch soviel entschieden, daß man Grund hatte, sich zu wundern; zu wundern an erster Stelle über das königliche Schauspielhaus, das die ihm gebotene Gelegenheit, endlich einmal durch die Aufführung dieses ernsten Werkes den ihm seinen Überlieferungen nach gebührenden Platz unter den Berliner Bühnen wieder zu erobern, sich hatte entgehen lassen; dann über die Kollegen des Herrn von Hülsen

im Reich und in der Provinz aus demselben Grunde. Denn darüber waren alle ohne Ausnahme einig: man hatte es hier mit einem der bühnenwirksamsten Dramen zu tun, das man seit langen Jahren zu sehen bekommen. Bei der Beantwortung der zweiten Frage aber, ob und welche Hoffnungen dadurch für die Zukunft seines Urhebers und damit weiter für das ernste deutsche Drama überhaupt geweckt würden, gingen die Meinungen schon auseinander. Es gab schlechthin Begeisterte — wenn sie auch in der Minorität blieben — die das Morgenrot einer neuen Blüte des heroischen Dramas witterten und den Namen Shakespeares unnützlich im Munde führten. Andere wieder, wie z. B. der junge Otto Brahm in der Vossischen Zeitung, sprachen allerdings auch von Shakespeare, aber in anderem Sinne. Sie zogen Parallelen zwischen beiden und stellten erhebliche Größen- und Wertunterschiede gerade in den Gestalten fest, die, wie z. B. Bernhard von Barcelona, am meisten zu einem solchen Vergleich herausforderten, und fanden, daß an Macbeth und Richard III. gemessen doch der Graf der spanischen Mark entschieden nicht gut wegkomme. Immerhin bekundete das Bedürfnis, diesen höchsten Maßstab überhaupt anzulegen, indirekt eine Einschätzung, mit der der Verfasser wohl zufrieden sein konnte. Wie immer aber bereitete die größte Schwierigkeit die tatsächliche Feststellung des Charakters und die Einreihung der neuen Erscheinung in die Entwicklungslinie des modernen Dramas. Mit Bemerkungen wie: es seien da „Farben aus verschiedenen Jahrhunderten zusammengemischt, etwas Shakespeare, etwas Voltaire, etwas Kleist“, war natürlich ebensowenig anzufangen, wie mit gedankenvollen Betrachtungen, ob die „Karolinger“ wirklich ein „historisches“ Drama genannt werden könnten. Knapp, fein und treffend faßte dagegen der werdende Kleistbiograph, Otto Brahm, das Wesen dieses „ganz eigenartigen und originellen Talentes“ zusammen, wenn er ihn einen preußischen Dichter nannte und dabei preußisch gleichbedeutend setzte „mit energischer Männlichkeit und Kraft, mit der Freude an der Fülle der Aktion, an dem Stoß und Schlag der Tat. Andere Dramatiker mögen schärfer beobachten, geistreicher charakterisieren, tiefer in die Abgründe des Seelenlebens tauchen, wo die Gedanken werden und die Entschlüsse sich erzeugen, mögen sorgfältiger motivieren, sicherer über die Technik herrschen: aber die Fähigkeit,

in welcher Wildenbruch keinem nachsteht, die meisten überholt, ist die Gabe, welche zuerst und zuletzt den Dramatiker ausmacht, die Gabe, lebendige, stürmisch pulsierende, nach vorwärts drängende Handlung zu gestalten". Es ist aber bezeichnend, daß dieser in Wilhelm Scherers Schule in die Geschichte des Dramas von Lessing bis Hebbel in selbständigen und eindringenden Untersuchungen eingearbeitete Kritiker auch nicht den leisesten Versuch macht, den Neuling an irgendeine frühere Erscheinung anzuschließen. So stark ist der Eindruck, daß das, was hier zu Worte kommt, in seiner Art wirklich etwas Neues, mit keinem Vorgänger Vergleichbares ist, ohne durch diese Feststellung nach oben oder nach unten irgendein Werturteil begründen zu wollen.

Das aber, worin teils offen ausgesprochen, teils zwischen den Zeilen zu lesen, fast die ganze Kritik einig ist, das ist die Entdeckung, die man über Nacht gemacht hat, daß das heroische Drama, das historische Jambendrama, hinter das man bereits in der deutschen Literaturgeschichte ein † zu setzen gewohnt war, fälschlich tot gesagt worden ist, daß es jung, lebendig und gesund in dem Augenblick aufspringt, wo der Rechte kommt und spricht: „Nimm dein Bett und wandle!"

Das, das Gefühl davon, das war es, was in den Wochen und Monaten, die dieser Aufführung im Viktoriatheater zu Berlin folgten, wie eine werbende Macht durch Deutschland umging und dem Dichter der „Karolinger" nicht nur die Pforten der Theater, sondern auch die Herzen der Zeitgenossen erschloß.

Denn was sich nun begab, das war etwas, was sich solange man denken konnte, solange es ein deutsches Drama und eine deutsche Bühne gab, noch nie dagewesen war, und was auch schwerlich je wiederkommen wird. Denn es vereinigte sich wie bei jener großen Sturmflut, die im November 1873 über die deutsche Ostseeküste hereinbrach, eine Konstellation von lang zurückgehaltenen elementaren Gewalten, um etwas Außerordentliches, alle überkommenen Vorstellungen der wirkenden Naturgesetze über den Haufen Werfendes hervorzubringen. Ein bis dahin auf der Bühne völlig Fremder, als Dichter überhaupt den wenigsten kaum dem Namen nach Bekannter eroberte innerhalb Jahresfrist die Herrschaft mit fünf großen, ernsten, die Seelen aus dem Dunst der Alltäglichkeit, die doch für die Menge die eigentliche Lebensluft ist, ge-

waltsam herausreißenden Dramen und durchbrach siegreich den scheinbar unüberwindlichen Damm, den Gleichgültigkeit, materielle Genußsucht und Banausentum um deutsches Herz und deutschen Geist aufgerichtet hatten.

Gewiß hatte es an Vorzeichen dieser Wendung nicht gefehlt. Seit dem Sommer 1876, seit das Festspielhaus in Bayreuth seine Tore geöffnet hatte für die Völkerscharen der Alten und Neuen Welt, wußte man, daß es auch in dem neuen Deutschland, dem Lande der Milliarden, die Fluch statt Segen gewirkt hatten, möglich sei, die stumpfen Seelen aus der Blasiertheit aufzurütteln und für rein künstlerische Ideale zu begeistern. Aber einmal war die Gemeinde, die sich um den Meister von Bayreuth scharte, von Anfang an eine internationale, nicht auf die deutsche Welt beschränkte, und dann war die Macht, die er über die Gemüter ausübte, doch nicht auf das Wort allein, sondern auf das Zusammenwirken von Wort und Melodie oder musikalischem Wohllaut begründet, und damit von vornherein der Kreis der Einflußsphäre ungleich weiter gezogen, als er dem Dichter zu Gebote steht, der nur durch das gesprochene Wort den künstlerischen Gedanken auszudrücken und auf andere zu übertragen vermag. Und wenn auch auf diesem Gebiet die große Kunst, wie sie der Herzog von Meiningen an seiner Bühne hegte und pflegte und wie er sie gerade in demselben Zeitraum als Seelenerwecker dem deutschen Geistesleben mitgeteilt hatte, sicher nicht zu unterschätzen war, so hatte doch gerade diesen Bestrebungen die Unmittelbarkeit einer aus den innersten Bedürfnissen und Kräften der Gegenwart herausgeborenen Bewegung gefehlt. Es war eine Kunsterziehung im großen Stile gewesen, man hatte die eigene Vergangenheit mit neu erschlossenem Verständnis, mit neuen Augen und Ohren neu erfassen und genießen gelernt. Aber es war eben schließlich doch nur wie ein Gang durch eine wundervolle Galerie alter Gemälde unter der Führung des berufensten und beredtesten Kunstkenners gewesen. Die Kunst der Gegenwart hatte in dem Rahmen dieser Unterweisung keine oder doch nur eine ganz verschwindende Nebenrolle gespielt.

Hier aber in dem Dichter, der fast genau ein Jahrzehnt nach der Gründung des neuen Reichs endlich zu Wort kam, da sprach einer, der jung war, viel jünger als seine Lebensjahre, und dem man es zugleich anmerkte, daß er in den Jahren des Schweigens und Harrens eine

Kraft aufgespart hatte, die an den großen Meistern der Vergangenheit geschult, in eigenen Tönen und eigenen Formen Gehör verlangte und erzwang. Und gerade diese Zeit des Wartens und der Enttäuschungen sollte jetzt seinem Wort auch rein äußerlich Schwungkraft und Resonanz geben. All den stummen Schmerzenskindern, die man ihm jahrelang immer wieder als hoffnungslose Fälle heimgeschickt hatte, wurden fast gleichzeitig die Lippen geöffnet. Nun sprachen am 15. November in Breslau „Väter und Söhne", am 29. in Frankfurt a. M. „Der Menonit", am 7. März 1882 in Hannover der „Harold". Und sprachen nicht nur einmal und nur dort, sondern sprachen überall in den folgenden Monaten. Wo in Deutschland ein Bühnenpodium stand, kamen sie zu Wort. Und die Witzblätter parodierten:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall
Jetzt durch die deutschen Gauen.
Ein Ruf ertönt allüberall,
Darf man den Blättern trauen.

Vom Rheinstrom, wo die Rebe steht,
Bis zu des Kreuzbergs Stufen,
Wo nur ein Thespiskarren geht
Wird Wildenbruch gerufen.

Gerufen im eigentlichsten Sinne des Wortes. Auf der Platte des Zylinderbureaus, über der noch immer am Knopf die Uhr hing, die in den langen Jahren einsamer Not mit leisem Schlag die Arbeit begleitet hatte, häuften sich die Briefe und Telegramme, die den „hochverehrten", hochgeschätzten Verfasser des „Menoniten", des „Harold", der „Karolinger" usw. heute nach Posemuckel und Kyritz, morgen nach Hamburg, Frankfurt, Dresden, Wien, München, Hannover stürmisch dringend einluden und denen er doch nur zum kleinsten Teil folgen konnte. Immerhin hat er in jenen ersten Erfüllungssturmjahren, wenn es irgend sich einrichten ließ, den Einladungen zu Erstaufführungen an den großen Bühnen entsprochen und sich nicht um die Spötter gekümmert, die diese Unersättlichkeit, immer wieder persönlich den Beifall einzuheimsen, unbegreiflich und komisch fanden. Die Leute begriffen ja nicht, daß es nicht bloß die Freude am Erfolg war, die ihn immer wieder kreuz und

quer durchs Deutsche Reich hetzte, wenn sie ihm auch nach den Qualen der Jahre, wo dieselben Spötter sich über den „unaufgeführtesten“ Dramatiker Deutschlands lustig machten, wahrlich zu gönnen war; begriffen es nicht, daß es für ihn jetzt nicht nur galt Erntefeste zu feiern, sondern daß es sich um Selbstprüfung ernstester Art handelte, darum handelte, nun endlich in möglichst verschiedenartigen Umgebungen die Wirkung seiner Werke auf sich selbst und auf das Publikum zu studieren, zu lernen, was ihm immer noch, wie er sich schmerzlich bewußt war, fehlte: die eigentliche Bühnenpraxis, die nur bei der Aufführung der eigenen Werke erworben werden kann und ohne die auch das größte dramatische Genie nicht die dramatische Form zu meistern vermag.

Aber wichtiger noch waren andere Begegnungen und Beziehungen, die sich jetzt zwischen dem plötzlich auf den Schild Gehobenen und der Außenwelt fügten und knüpften.

In Wien hatte Adolf Wilbrandt das Erbe Dingelstedts angetreten und eine der ersten Taten des neuen Bühnenleiters, der übrigens schon seit 1878 Wildenbruchs Schaffen mit Verständnis und Teilnahme verfolgt hatte, war die Annahme der „Karolinger“ und von „Vätern und Söhnen“ für die Hofburg.

Besonders innige und freundliche Beziehungen aber knüpften sich in diesen Flitterwochen seines jungen Ruhmes zwischen ihm und einer anderen Hofbühne und ihrem Leiter, die für ihn bedeutungsvoll werden sollten. In dem in den „Blättern vom Lebensbaum“ wiederabgedruckten schönen Aufsatz aus dem Jahr 1892: „Das ‚alte Haus‘“, hat er es selbst in seiner eindringlich, wie ein Bild sich einprägenden Erzählweise berichtet, wie sich an jenem Januartag 1882, da er einer Einladung des damaligen Intendanten von Bronsart folgend, um eine Aufführung des „Menoniten“ (die zweite) zu sehen, zum erstenmal nach Hannover kam, schon beim Anblick des zwischen den Häuserreihen auftauchenden Theaters mit dem von ehernen Greifen bekrönten Giebel, ein Heimatsgefühl seiner bemächtigt habe, das nicht trog. „Ich habe einen Abend da erlebt,“ schreibt er unter dem unmittelbaren Eindruck selbst dem Freunde, „wie ich ihn nicht vorausgeahnt hatte ... Jedes Wort, das mir aus dem Herzen gestiegen war, zog siegreich in diese tausend Herzen ein ... Das Publikum blieb in den Bänken stehen und konnte sich

nicht satt rufen.“ Seit jenem Abend war ihm die Stadt „an das Herz gewachsen mit all ihrem Denken, Fühlen und Wollen“, liebte er „ihre Seele, die starke, die warme, die keusche Seele von Hannover“. Zum hundertjährigen Gedenktag der ersten Aufführung von Schillers „Räubern“ am 13. Januar schrieb er ihnen den Prolog und er nahm es als gutes Vorzeichen, daß die erste Aufführung des „Harold“ gerade auf diesem Boden stattfinden sollte. Am 7. März 1882 ward er dort „zum Licht geboren“ und weckte einen Sturm der Begeisterung, wie ihn der in dieser kurzen Frist wahrlich schon an stärkste Resonanzen Gewöhnte bisher noch nicht erlebt hatte. Von da an war ihm die Hannoversche Hofbühne unter Bronsarts Leistung die gegebene Stätte für die Erstaufführungen seiner Werke. Mit Bronsart, dem künstlerisch so stark und so fein fühlenden Menschen, verband ihn bald eine herzliche Freundschaft, mit den Darstellern und dem Publikum ein Gemeinschaftsgefühl eigener Art, wie Glieder eines Hauses. Nach dem Schluß des „Harold“ war ihm — wie er dem Kieler Freunde berichtet — Bronsart um den Hals gefallen und hatte ihn geküßt. „Ob Hülsen mir auch um den Hals fallen wird?“ hatte er hinzugesetzt.

Diese Frage war nicht bloß eine rein rhetorische. Unmittelbar nach der Aufführung der „Karolinger“ im Viktoriatheater hatten in dem Hause am Schillerplatz die hermetisch verschlossenen Tore sich gastlich geöffnet; man war mit dem vor kaum vier Monaten noch ohne Angabe von Gründen abgewiesenen Dichter der „Karolinger“ wegen des „Harold“ und eventuell auch „Väter und Söhne“ in Unterhandlung getreten. Acht Tage später war der „Harold“ endgültig zur Aufführung angenommen. „Ich brauche Dir nicht zu sagen,“ schreibt er in diesen Tagen dem Freunde, „was dieses Ereignis für mich bedeutet. Du hast die Kiesel und Scherben gesehen, die mir auf langem Wege die Füße blutig gerissen haben, Du hast gesehen, wie ich gleich Heinrich IV. in Canossa vor der verriegelten Tür gestanden habe.“

Freilich ließ man sich mit den Vorbereitungen Zeit, so daß die Filialbühne in Hannover den Vorsprung gewann, aber Ernst war es diesmal wirklich. Man war — angesichts der so völlig veränderten Weltlage — ehrlich bereit, sich gegebenenfalls selbst nachträglich zu desavouieren, und Herr von Hülsen erklärte im März gesprächsweise bei

Erwähnung der dauernden Repertoirerfolge des „Menoniten“ in Frankfurt und Hannover, „daß es ja nicht das erstemal sein würde, daß er seine Ansicht von einem Drama durch den Erfolg korrigiert sähe“.

„Wer weiß also, was noch alles hinter Schillers Rücken hierselbst geschehen kann,“ bemerkt dazu ironisch der Verfasser des Dramas, in dem „Bauern wie Professoren sprechen“. Und doch schwoll ihm das Herz, wenn er sich vorstellte, daß nun wirklich, wirklich der „schwindelnde Gedanke“ des einsamen Studenten, der in der Mohrenstraße 48 himmelhohe, dramatische Pläne schmiedete, Wahrheit werden sollte, daß da an dem Hause am Gendarmenmarkt der Theaterzettel hängen und auf dem Theaterzettel ein Stück von ihm angekündigt sein würde. „Ein Stück von mir! Das erleben — und dann meinetwegen sterben, ohne weiteres sterben,“ hatte er damals gedacht. Aber jetzt dachte er nicht mehr ans Sterben. Jetzt fing ja das Leben erst an, das Leben und auch der Kampf.

Am 22. April 1882 wurden in Berlin im königlichen Schauspielhause der „Harold“ und am 26. in Wien im Burgtheater die „Karolinger“ gegeben und damit eigentlich erst die große Debatte über den neuen Mann sub specie aeterni eröffnet.

Am Morgen nach einem stürmischen, jubelnden Erfolg, der in seinen Erscheinungsformen den der „Karolinger“ bei weitem übertraf, und in dem vor allem die innere, menschliche Teilnahme der Zuschauer an den Vorgängen auf der Bühne ungleich lebhafter sich äußerte und den Beifallsäußerungen ungleich größere Herzlichkeit und Wärme gab, kam die Kritik zu Wort. In einem waren alle ohne Ausnahme einig: es handelte sich um einen weit über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Erfolg. Der kühle und vorsichtige Theodor Fontane nannte in der kurzen, unmittelbar nach der Vorstellung geschriebenen Notiz ihn nicht nur „vollkommen“, sondern stellte auch fest, er sei größer gewesen, als er je „an Premierenabenden irgendwelcher moderner Trauerspiele erlebt habe“, ja überhaupt „ein so großer, wie ihn die Theatergeschichte nur sehr ausnahmsweise zu verzeichnen hat“. Er stellte ferner fest, daß der Beifall nicht nur groß, sondern „vor allem auch ununterbrochen und unbestritten gewesen“ und schließlich und vor allem, daß er „nicht zu größerem oder geringerem Teil in schauspielerischer Zutat, sondern aus-

schließlich in dem Stück selbst wurzele". Angesichts dieser phänomenalen Wirkung den inneren Gehalt des Kunstwerks besonders scharf zu prüfen und für sich und andere auf die Frage nach dem bleibenden Wert des Dramas und seines Schöpfers für die deutsche Literatur eine Antwort wenigstens zu suchen, war danach selbstverständlich nicht nur Recht, sondern Pflicht. Pflicht um so mehr, als die Aufgabe insofern erschwert war, als man es hier mit einem älteren Werk zu tun hatte, daß also mit einer Wertung gerade dieses Dramas die Frage nach der Entwicklungsfähigkeit seines Schöpfers, und damit seiner etwaigen bleibenden Bedeutung für die Literatur überhaupt, kaum auch nur bedingungsweise entschieden werden konnte, während anderseits sich natürlich immer der Vergleich mit den „Karolingern" aufdrängte. Die an sich schon heikle Lage des Tageskritikers, der einem mit seinem ersten Drama erfolgreichen Dichter zum zweitenmal gegenübertritt und nun beim zweiten auch sein erstes Urteil kritisch revidieren, bestätigen oder einschränken muß, war hierdurch noch einigermaßen kompliziert. Und schließlich darf auch eins als Imponderabile nicht stillschweigend ausgeschaltet werden: jener so tief in der menschlichen Natur wurzelnde Widerspruchsgeist und jenes — in vielen Fällen so notwendige — Mißtrauen gegen einen Erfolg, der von der großen Masse getragen wird, das wohl bisweilen aber keineswegs immer auf Neid zurückzuführen ist, wenn es auch in seinen Äußerungsformen ihm oft zum Verwechseln ähnlich sieht und von denen, die davon betroffen werden, so genannt wird, während es oft nur eine aristokratische, zuweilen ins Pathologische gesteigerte Scheu ist, mit der Menge zu gehen, das zu bejahen, was die Menge bejaht. Daß bei Diis minorum gentium auch anderes, leider nur Allzumenschliches mitspricht, darf freilich ebensowenig übersehen werden.

Alles in allem Momente, die immer wieder den erfolgreichen Dichter, vor allem aber den Dramatiker in Konflikt mit der Kritik bringen, wenn er abends in dem beseeligenden Bewußtsein, einen großen Erfolg davongetragen zu haben, schlafen gegangen ist, und am anderen Tage in der Zeitung liest, daß alle braven Bürgersleut' von ihm abseits weichen, daß er ein Macher, ein Stümper, ein Gernegroß, ein odium generis humani sei.

Ganz so schlimm erging es allerdings dem Dichter des „Harold" nicht, aber doch klang das Echo der Kritiker in den Abendblättern aus einer wesentlich anderen Tonart, nicht nur als der Beifall des Hauses am Abend vorher, sondern auch als die ersten kurzen Berichte in den Morgenausgaben. Auf der ganzen Linie war das Bestreben deutlich erkennbar, den Ton zu dämpfen, und auf das freudige Ja ein mehr oder minder langgedehntes Aber folgen zu lassen. Mit schwerstem Geschütz rückte Fontane in der Vossischen Zeitung an, der allerdings voranschickte, daß das wirkliche Talent und die große Beliebtheit den Verfasser „vor einem Ton, der verletzen könne", sichere, dann aber doch in aller Gemütlichkeit Dichter und Dichtung in einer Weise zerpflückte, daß kaum ein gutes Haar dran blieb: „Ich glaube nicht an die Menschen in dem Stück und nicht an das was sie tun ... Was in dem Stück geschieht, geschieht ohne zwingenden Grund. Bald verstößt der Dichter gegen die Geschichte, bald gegen die Natur." Und das wird im einzelnen zu beweisen versucht, mit scharfen, klugen Augen für alle Fehler und Schwächen, aber ebenso oft auch mit pedantischem Eigensinn übers Ziel hinausschießend und auch ohne nur den Versuch zu machen, sich aus der Seele des Dichters heraus das Werk innerlich aufzubauen; so, wenn er, ohne wie er selbst zugesteht die historischen Quellen zum „Harold" zu kennen, gleichwohl apodiktisch erklärt, „einen rodomontierenden jungen Grafen wie diesen Harold hat es angesichts einer immer noch mit vollem Aplomb auftretenden königlichen Macht nie gegeben. Ich wenigstens kenne kein Beispiel." Daß diese kühle und innerlich so tief ungläubige Natur für eine Persönlichkeit wie die Wildenbruchs, der das genaue Gegenteil davon war, nie das rechte Verständnis gehabt hat und haben konnte, begreift jeder, der, wie wir heute, Fontane so bis ins Innerste aus seinen Briefen mehr noch als aus seinen Werken kennt, und so wird auch, wer diese Kritik für verfehlt und schwach hält, dem Kritiker daraus keinen Vorwurf machen. Für die damalige Beurteilung des „Harold" aber war es verhängnisvoll, daß Fontane Wildenbruch nur so sehen konnte und dadurch auch andere anleitete, ihn nur so zu sehen. Sie nahmen für kritische Überlegenheit, was in diesem Falle nur Mangel an Verständnis für eine der seinen wesensfremde Individualität war. Ungleich über-

legener und feiner wußte sich Karl Frenzel in der Nationalzeitung mit dem Werk und dem Dichter abzufinden, obwohl gerade auch ihm das seiner Natur und seinen Anschauungen nach nicht leicht wurde. Auch er verhehlte nicht schwerste Bedenken gegen die Anlage des Dramas, wie gegen die Führung der Charaktere, erklärte Gythas Handlungsweise im vierten Akt für unbegreiflich und maß kritisch die Gestalten des Dichters an den Quellen, betonte den Mangel an Individualisierung in der Sprache, „in der die Mittelglieder fehlen“, und wies darauf hin, wie anders die Gestalten Schillers und Kleists „das Einfachste einfach zu sagen“ wüßten, faßte aber das Schlußurteil doch zusammen: „Ein anziehendes, die Aufmerksamkeit und das Gemüt fesselndes Werk von historischer Färbung, in großartigen Zügen, in den zwei ersten Akten voll hoher Schönheit und von echt dramatischem Gusse. Ein ungewöhnliches Geschick in der Führung der Szenen, eine glückliche Hand, um alle Mittel gleich schicklich und gleich wirkungsvoll zu verwenden, verbunden mit der Phantasie, der Kraft und dem Blick des dramatischen Dichters: er versteht es, die Geschichte anschaulich und beseelt uns vorzuführen, die Fülle ihrer Tatsachen zu verdichten, das einzelne charakteristisch zu gestalten. Einem solchen Talent, das die historische Tragödie, die solange vernachlässigte, zu einer neuen Blüte zu bringen und die Bühne wieder zu dem Schauplatz zu machen verspricht, ‚wo um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen‘, führt die Kritik die Mängel seines Werkes nicht vor, es zu entmutigen, sondern ihm durch die Strenge des Maßstabes, den sie an seine Arbeit legt, zu beweisen, wie hoch sie es stellt.“

Keiner hatte bisher skeptischer und absprechender allen Versuchen die historische Tragödie für die Gegenwart neu zu beleben gegenübergestanden, als Karl Frenzel. Daß dieser kühle, alles eher als bejahungsfreudige Mann angesichts des „Harolds“ sich bekehrte und sich zum Glauben an die Zukunft des großen Dramas bekannte, das war ein Sieg, der viele Wunden aufwog, die gerade der „Harold“ seinem Schöpfer noch schlagen sollte.

Denn wenn auch die übrigen kritischen Stimmen der Hauptstadt entschieden mehr, ja überwiegend in die von Frenzel angeschlagene Tonart einstimmten und, trotz Widerspruch im einzelnen, dem Werk, als

einem neuen Beweis ganz ungewöhnlicher dramatischer Gestaltungskraft, Bewunderung und Respekt nicht versagten, eine gewisse Zurückhaltung hinsichtlich des danach dem Verfasser zu stellenden Prognostikons war nicht zu verkennen, namentlich wenn man dieses Lob maß an der unbedingten leidenschaftlichen Hingabe des Publikums am Abend vorher.

Eine Sonderstellung nahm auch diesmal wieder Otto Brahm als Berichterstatter der Frankfurter Zeitung ein. Auch er mahnte dieser blendenden Erscheinung gegenüber zur Vorsicht und warnte vor Übertreibungen, aber er bekannte offen: „Wer wäre imstande, die großartige dramatische Wirkung zu verkennen, welche das Werk als Ganzes wie in einzelnen Teilen, im ersten, im dritten, im fünften Akt ausübte? Steht es auch an Einheit und Geschlossenheit der Handlung hinter den ‚Karolingern‘ zurück, so übertrifft es diese an Gewalt und an Tiefe der tragischen Stimmung, es stellt eine Anzahl echter Charaktere und reiner Situationen dar, deren Wirkung sich niemand zu entziehen vermag. Nirgends hat Wildenbruch eine vollere lebendigere Figur geschaffen als Eduard den Bekenner ... Und Harold selbst, der Held der Sachsen — welch hohe überzeugende Gestalt voll Leben, Kraft und ergreifendem Schwung ... Eine Fülle großer, gewaltiger, atemlos dahinstürmender Vorgänge, denen man in Ergriffenheit und Spannung folgt bis zuletzt. Gegenüber der Macht dieser Szenen, die fast in allzugroßer Stärke auf unsere Teilnahme fallen, wird es leicht begreiflich, wie sich die Mehrzahl der Hörer über die Schwäche und die Sorglosigkeit der Motivierung, über viele technische Ungeschicktkeiten, über vereinzelte Trivialitäten der Sprache und selbst über die Verstöße gegen den Geist (nicht den Buchstaben) der Geschichte hinwegtäuschen ließ. Wir sind eben auf unserer Bühne gegenwärtig so sehr an kleine zaghafte Dramatik gewöhnt, daß der energische, kühne, oft fast gewalttätige Kunststil Wildenbruchs als ein wahrhafter Erlöser instinktiv begrüßt wird, mit allem Recht, und man darüber alles noch Fehlende willig nachsieht.“

Wenn aus dieser Kritik des nachmaligen Führers der naturalistischen Bewegung, von den herausgehobenen Zügen abgesehen, vor allem auch ein eindringliches und erfolgreiches Streben, den Dichter und sein Werk in seiner Eigenart zu fassen und zu verstehen, bemerkenswert hervortritt, so meldete sich in den folgenden Wochen ein anderer Geist

zu Wort. In den Preußischen Jahrbüchern unterzog Julian Schmidt das Drama einer eingehenden Untersuchung, die immer wieder darauf hinauslief, daß er den Dichter und seine Motive nicht verstehen könne, und lieferte auf diese Weise allerdings den Beweis, daß ihm das Wesen des tragischen Problems im Harold — Rassenkampf und Harold als Typus der dem Untergang geweihten Rasse — auch nicht von fern aufgegangen. Aber, wenn er auch dem Dichter Absichten und Motive unterlegte, die nur in der Seele des Kritikers gewachsen waren, und wenn die ganze Sache also auf e i n großes Mißverständnis hinauslief, so sprach immerhin aus jedem Wort ein so ernstes, rein sachliches Interesse und die Würdigung des Dichters als eines, „der den Ehrgeiz hat sich unter die bleibenden Dichter zu reihen“, war auch schließlich für diesen so schmeichelhaft, daß selbst die glatte Ablehnung des vorliegenden Werkes nicht eigentlich verletzen konnte.

Anders ein Kritiker, der in der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung das Richtschwert schwang, um anscheinend aus dem Winter eigenen Mißvergnügens heraus, mit allerlei Bosheiten und gelegentlichen kleinen Indiskretionen sich als vielwissender und überlegener Eingeweihter einführend, über die junge, frische Saat des eben aufgrünenden Dichterruhms einige Schauer körnigen Eises auszustreuen: In den „Karolingern“ „bald Anklänge an Schiller, bald an Kleist — auch Scherenberg wird nicht verschmäht —, gewisse pointilleuse Konflikte, vor denen ein reiferer Bühnendichter mit seinem künstlerischen Bewußtsein denkend stillstehen würde, mit einer gewissen ursprünglichen Naivität im Hürdensprunge des Jambus“ genommen. Man habe Hülsen vorgeworfen, daß er die „Karolinger“ nicht genommen habe. „Warum? Jedenfalls hatte er seine Gründe.“ Nun habe er den „Harold“ genommen, der im vergangenen Jahr auch der Schillerpreiskommission vorgelegen habe. Man habe aber „wie in intimen Kreisen dieser Körperschaft verlautet“, davon Abstand genommen, „da ‚Harold‘ ein lediglich auf äußerlich theatralische Wirkung gestelltes Stück sei, ohne Eigentümlichkeit in der Konzeption, ohne Tiefe der Charakteristik, ohne Beseelung des Individuellen, ein Theaterstück, kein eigenartiges dichterisches Produkt. Die Aufführung auf der Bühne des königlichen Schauspielhauses hat diesem Verdikte recht gegeben. Mit mehr oder weniger Umschweif, Emphase der Kritik wollen die Be-

sprechungen des Stückes in der Presse das nämliche besagen ... Wildenbruch arbeitet nicht aus dem Stoffe heraus, sondern er hantiert lediglich mit dem Stoffe und wirft diesen wie ein Stück rohes Fleisch zum Genusse hin.“ Und zum Schluß „nicht mit schwungvollen schillerisierenden Jamben erfaßt man die Idealität, nicht mit Stoffen einer uns ganz fern liegenden Vergangenheit; ein großer, deutscher dramatischer Dichter der Gegenwart muß seine Kraft am Stoffe der Gegenwart bewähren.“

Während noch der Dichter angesichts dieses Schulbeispiels einer Kritik, wie sie nicht sein soll, sich fragte, wer wohl dieser unter dem sieghaften Zeichen zweier gekreuzter Fahnen sich verbergende Anonymus sei, kam sehr zur rechten Stunde, wie als Kommentar dazu geschrieben, aus Wien ein Brief von Heinrich Laube, als Dank für die Übersendung der Dramen (die er allerdings schon lange besitze), in dem der alte Theatergewaltige aus seinem reichen Erfahrungsschatz allerlei Meinungen vom Wesen der Kritik zum besten gab: „Nach dem ersten Akt der ‚Karolinger‘ war ich schon gefesselt, weil ich eine dramatische Kraft und Kunst zu erkennen meinte, eine dramatische Klaue oder Kralle, wie ich mich roh genug ausdrückte. Und dies ist für einen alten Dramaturgen die Hauptsache. Sie werden sich auch durch abfällige Kritik nicht beirren lassen, ja Sie werden sich nicht beirren lassen *können*, weil Ihr Talent immer unwiderstehlich drängen wird zur Schöpfung. Die herkömmliche Kritik ist eben herkömmlich getrieben von unserem Nationalfehler, dem Neide, getragen von erlernten Formeln und verlassen von poetischem Atem. Selbst vielen Besseren fehlt der Instinkt, etwas Wichtiges in poetischen Dingen. Diese Dinge haben ja ein eigenes Fluidum und werden von denen nicht erkannt, welchen dies Fluidum fehlt. Das kommt immer zum Vorschein, wenn ein neues Talent auftritt. Dies wird aber immer erkannt und gehalten vom Publikum, welches unbefangen ist von Formeln. So geht es Ihnen wohl jetzt und wird es Ihnen wohl noch eine Weile gehn. Möge sich Ihr Schaffen dadurch nicht aufhalten lassen, sondern sich nur eine Verteidigungswaffe daraus schmieden. Sie heißt: ‚motivieren, stark motivieren‘. Dies trägt die Erfindung durch allerlei Fährlichkeiten des Zweifels. Ich werde mich sehr freuen, wenn ich noch einige neue Stücke von Ihnen erlebe. Diese Hoffnung ist die einzige, worin ich noch mit dem Theater zusammenhänge.“

Wenn aber vielleicht auch diese freundliche Begrüßung des Theaterpraktikers noch einen Zweifel in des Dichters Seele hätte zurücklassen können, ob nicht doch vielleicht nur die Leute vom Theater an ihn glaubten, weil sie ihn brauchten, dann durfte er sich nur eines Abends Ausgang November vor zwei Jahren erinnern, wo er in einer Gesellschaft den „Harold“ vorgelesen und wo, nachdem er geendet, Wilhelm Scherer auf ihn zugetreten war und er „aus seinem Blick und aus seinen Worten erfahren hatte, daß dieser Mann an ihn glaubte, glaubte weil er den ‚Harold‘ geschrieben“.

Die Wolken jedoch, die in diesen Frühsommertagen 1882 über seinen jungen, so schwer erkämpften Ruhm ihre Schatten warfen, waren nicht die einzigen Vorboten und Verkünder künftiger Stürme, die nachmals den Lebensbaum bis in die Wurzeln, bis ins Mark erschüttern sollten. Es ward schon erwähnt, daß Hülsen, als er den „Harold“ annahm, eine Zeitlang zwischen diesem und „Vätern und Söhnen“ geschwankt hatte. Nur die Bedenken, daß der Stoff dem Kaiser vielleicht peinlich sein könne, hatte ihn damals davon abgehalten, dem jüngeren Drama den Vorzug zu geben; um diese zu beseitigen und zu zerstreuen und das vaterländische Drama für die königliche Bühne zu erobern, schlug er vor, zu versuchen, durch die Vermittelung des Prinzen Wilhelm, der gerade für „Väter und Söhne“ sich besonders begeistert hatte, die Genehmigung zu erwirken. Und es hatte eine Zeitlang auch den Anschein, als ob man auf diesem Wege zum Ziel kommen werde, trotzdem niemand sich verhehlte, daß große Hindernisse zu überwinden seien. Schon nach einer Vorlesung von „Vätern und Söhnen“ im Frühling 1880 im Wissmannschen Hause, hatte ihm der alte Freund erklärt, er halte es für völlig ausgeschlossen, daß der Kaiser sich je dazu verstehen werde, die Aufführung auf der königlichen Bühne zu erlauben. Die Schmach der Kapitulationen von 1806 sei noch heute bei dem alten Herrn eine Wunde, an die nicht gerührt werden dürfe, und die Erwähnung der historischen, durch diese Katastrophe gebrandmarkten Namen werde er sicher um der überlebenden Nachkommen willen erst recht nicht zulassen. Demgegenüber hielt Wildenbruch aber doch an der Hoffnung fest, durch den Geist der Dichtung diese aus dem Stoff hervorwachsenden Hindernisse zu beseitigen und den hohen Herrn zu überzeugen, daß eben dieser Geist die

herben Dissonanzen auflöse, so daß schließlich nur ein freudiges Gefühl innerer Befreiung im Leser und Zuschauer zurückbleibe. Er hatte nicht damit gerechnet, daß nur ein ganz verschwindender Bruchteil künstlerisch stark empfindender Menschen imstande ist, einen ihnen innerlich aus irgendwelchen Gründen widerstrebenden Stoff um der künstlerischen Gestaltung willen, die er erfahren, sich gefallen zu lassen, geschweige denn als Kunstwerk zu genießen. Und zu diesem kleinen Bruchteil gehörte der alte Kaiser nicht. In seinem starken Verantwortungsgefühl und in seiner tiefen Bescheidenheit aber hielt er sich nicht für berufen, allein in dieser Sache zu entscheiden. Deshalb ersuchte er den ersten Ratgeber der Krone, den Reichskanzler um eine Äußerung über eine eventuelle Aufführung des Dramas im königlichen Schauspielhaus vom politischen Standpunkt. „Und Bismarck tat den Mund auf und sprach: ‚Nein,'" erklärte wenigstens, daß das Stück besser nicht auf der königlichen Bühne gespielt werde. Daraufhin erging im Juni 1882 ein Verbot der Aufführung, aber nicht nur für Berlin, sondern für alle königlichen Bühnen! „Fühle was auf mir lastet," schreibt Wildenbruch zugleich mit der Mitteilung dieser Entscheidung. „Nun werde ich das Werk drucken lassen und dann bekommt dies aus tiefster Vaterlandsliebe entstandene Stück womöglich einen antipreußischen Skandalerfolg. So unterstützt man bei uns vaterländische Dichtung und Dichter!"

Ein Schlag aufs Herz gewiß, der um so weher tat, als er von so geliebten teueren Händen kam, und den er auch nie verwunden hat, niemals, bis an sein Ende. Er ahnte damals nicht, daß dies nur der Anfang einer Epoche von in der Zukunft ihm aufbewahrten Konflikten bedeutete, unter denen ihm sein tapferes, leidenschaftliches Herz stückweis zerbrechen sollte. Ob er damals erfahren hat, daß die letzte Entscheidung über das Schicksal seines Werkes in der Wilhelmstraße gefallen war? Wohl kaum. Und so hat er auch etwas nicht erfahren, was vielleicht in jener bitteren Stunde ihn mit Freude und Stolz erfüllt hätte.

Der „Hilfsarbeiter" im Auswärtigen Amt war dort bisher keineswegs persona grata gewesen. Ein Mensch, der Dramen und Novellen schrieb, entbehrte als Beamter entschieden der pupillarischen Sicherheit, auch wenn er sich sonst weiter nichts zuschulden kommen ließ. Und nicht das einmal traf zu. Denn kurz vor der Berliner Karolingeraufführung

hatte er im September 1881 durch die Veröffentlichung seiner Novelle: „Vor den Schranken“ im Berliner Tageblatt peinlichsten Anstoß erregt. Ein Sturm war über den sich dergleichen gar nicht Vermutenden hereingebrochen, ein Sturm, der aus den höchsten Regionen kam. Der Reichskanzler selbst hatte sich im höchsten Grade erzürnt, daß ein Beamter seines Ressorts sich nicht gescheut habe, öffentlich als Mitarbeiter an einer ihn und seine Politik auf Schritt und Tritt befehdenden Zeitung aufzutreten. Es war nahe daran gewesen, daß man dem „Mitarbeiter des Berliner Tageblatts“ den Stuhl vor die Türe setzte. Und wenige Wochen später, kurz nach der Karolingeraufführung, Anfang November, hatte noch einmal eine Katastrophe gedroht, als dasselbe Tageblatt wieder etwas — diesmal eine humoristische Skizze „Mein Onkel aus Pommern“ — unter seinem Namen brachte. Nur dem Umstande, daß er nachweisen konnte, selbst von dieser Veröffentlichung überrascht zu sein, hatte Wildenbruch es schließlich zu danken gehabt, daß man von ernsteren Schritten Abstand nahm. Also eine vorgefaßte günstige Meinung herrschte jedenfalls nicht im ehemaligen Palais Radziwill für den dichtenden Hilfsarbeiter. Und nun kam er auch noch mit dem unbequemen Stück! Zu verwundern wäre es nicht gewesen, wenn etwas von der gereizten Stimmung gegen den Novellisten sich bei der Entscheidung über den Dramatiker bemerkbar gemacht hätte. Aber der Mann, der damals an jener Stelle über Deutschlands Schicksal wachte, hatte das Auge, das in die Herzen der Menschen zu dringen vermag und darin liest wie in einem Buche. Und als er dieses aus einer großen von heißer Vaterlandsliebe erfüllten Dichterseele geborene Drama las, da freute er sich daran, es gefiel ihm. Und wenn er auch, seinen alten Herrn kennend, die Aufführung auf der königlichen Bühne zu Berlin nicht glaubte befürworten zu dürfen, in seinem Votum sprach er es aus, daß das Werk an sich ihm wohl gefallen. Und aus dem Bureau des Reichskanzlers erging gleichzeitig die Verfügung, daß dem Herrn von Wildenbruch in seiner dichterischen Betätigung hinfort kein Hindernis in den Weg zu legen und daß vor allem ihm anstandslos Urlaub zu bewilligen sei, wenn er solchen erbitte, um Aufführungen seiner Stücke beizuwohnen. —

„Der Zauber reißt nicht, meine Geister folgen,
Die Zeit geht aufrecht unter ihrer Last.“

heißt es in einem Briefe aus dem Juni 1882, der über eine Aufführung des „Harold“ in Weimar — „die Scharte von 1875 ist glänzend ausgewetzt“ — und von einem Sieg des „Menoniten“ in München berichtet. Auch die schöpferische Tätigkeit hatte sich in diesen von Frühlingsstürmen durchtobten Monaten bis zum Fieberhaften gesteigert. Bereits im Sommer 1881 hatte ihn ein moderner Dramenstoff gepackt und schon Ende August hatte er dem Kieler Freunde melden können, daß das neue Drama „Opfer um Opfer“ vollendet und den Frankfurter Getreuen mit günstigem Erfolg vorgelesen sei. Aber die Ereignisse der folgenden Monate hatten dann doch einstweilen das Interesse an der neuen Schöpfung lahmgelegt, so daß er erst im Mai 1882 sich wieder mit dem Drama zu beschäftigen begann, indem er es einer ziemlich durchgreifenden Umschmelzung, namentlich in den beiden letzten Akten unterzog. Bis Ende Juli ließ ihn die Arbeit nicht los, zu der ihn namentlich immer wieder kritische Bedenken und Ausstellungen des Freundes zwangen, ohne daß doch schließlich etwas wirklich innerlich Befriedigendes dabei herausgekommen wäre. Die inneren und äußerlichen Unwahrscheinlichkeiten der Handlung, die qualitative Unzulänglichkeit des männlichen Helden, um dessentwillen zwei Schwestern „Opfer um Opfer“ bringen, das Konstruierte in der Idee dieses ganzen Opfers und damit des Konfliktes und die Naivität der Lösung dieses Konfliktes eben dadurch, daß die entsagende Schwester dem Manne, dessen Braut sie noch eben war, erklärt: „Ich habe Sie so tief geliebt, daß ich sogar Ihre Freundin sein kann,“ alles das vereinigte sich zu einem Ganzen, dessen innere Widersprüche und Brüche auch durch die frappierende technische Geschicklichkeit, mit der auf diesen Grundlagen eine spannende und in einzelnen Momenten auch innerlich ergreifende Handlung aufgebaut ist, nicht weniger fühlbar, geschweige denn aus der Welt geschafft wurden. Auch hier — wie nachmals immer wieder, wenn er als Dramatiker den Kothurn verließ — drängten sich breitspurig triviale Elemente in den Vordergrund, Revenants von Figuren und Motiven, die er in Knaben- und Jünglingsjahren, dem Zeitalter der Birchpfeiffer, Benedix und Konsorten in sich aufgenommen und denen er auch als reifer Künstler, wenn sie aus der Tiefe einmal vor ihm aufgestiegen, ganz kritiklos gegenüberstand. Er selbst aber hatte sowenig ein Gefühl dafür, daß er diese

Kielkröpfe unbedenklich gleichwertig zwischen aus seinem eigensten Inneren geborene Kinder stellen und sich nicht genug wundern konnte, daß auch seine Freunde nichts von den Eindringlingen wissen wollten. So setzte er denn auch auf „Opfer um Opfer“ die größten Hoffnungen, glaubte sie auch erfüllt, als es am 14. Oktober in Hannover, am 9. Dezember im königlichen Schauspielhaus in Berlin äußerlich — vor allem in Berlin — einen stürmischen Erfolg davontrug, und schüttelte unwillig und ungläubig den Kopf, als nicht nur die Tageskritik, sondern auch die einsichtigsten und wohlwollendsten Freunde seiner Muse erklärten, ihm auf diesem Wege nicht folgen zu können. Und wenn Fontane auch diesmal wieder wie beim „Harold“ — in dem er die Liebesszenen zwischen Harold und Adele als das bestgelungene erklärte — danebengriff und den komischen Episodenfiguren und -szenen ungeteilten Beifall zollte und daraus ernsthaft meinte den Schluß ziehen zu dürfen, daß „der eigentliche Lorbeer des Verfassers, auf dem die Posse streifenden Lustspielgebiete im Stile Mosers blühe“, so war das Urteil Karl Frenzels in dem Schlußwort seiner Kritik Wildenbruchs Freunden aus der Seele gesprochen: „So großer Begabung gegenüber gibt es keine wohlwollende, sondern nur eine aufrichtige Kritik ... Die grandiose, aber flüchtige Malerei, die ihm eigen ist, paßt nicht für die Darstellung der modernen Gesellschaft. Während er dort in den Gleisen Schillers [?] wandelt, droht er hier in die Alltäglichkeit und Sentimentalität der Birchpfeiffer zu sinken.“

Noch ehe er im Sommer 1882 das Ringen mit dem spröden Stoff wieder aufnahm, hatte ein neuer epischer Trieb eingesetzt, war im Frühling die Novelle „Brunhilde“ geschrieben, in der Problemstellung ihren beiden Vorgängern, vor allem der „Francesca von Rimini“ sehr nahe verwandt, aus derselben Wurzel wie jene herauswachsend. Eine neue virtuose Abwandlung des alten Themas: ein infolge inneren oder äußeren Gewaltakts entarteter Frauentypus, der bei dem zu spät unternommenen Versuch, sich zur Natur zurückzufinden, sich selbst und den Mann, der die Weibnatur in ihr geweckt und erschlossen hat, vernichtet. Konnte bei Franziska von Maienberg von einer Hypertrophie des Intellekts, der geistigen Natur auf Kosten der sinnlichen gesprochen werden, so handelte es sich bei der Tierbändigerin, die das Schicksal des armen jungen Benno Rother wird, wie er das ihre, um eine Hypertrophie

des Animalischen, und zwar des zunächst geschlechtlich undifferenzierten animalischen Trieblebens, das in dem Augenblick, wo Eros erwacht, sich wider sich selbst kehrt. An dieser Novelle, die bereits im September des Jahres in „Nord und Süd“ erschien, erfuhr er zum erstenmal schmerzlich „die Unfähigkeit der meisten Beurteiler sich in den Lebensprozeß des schaffenden Geistes zu versetzen“. „Sie fassen es nicht,“ klagt er unter dem Eindruck der ersten Urteile dem Dr. Stange, „daß die Phantasie eine Naturkraft ist, und daß eine Naturkraft nur ein Bedürfnis kennt: zu erzeugen. Jedes Werk des Dichters scheint ihnen gewissermaßen wie ein Schlußakkord in seiner Tätigkeit, während er weiß, daß es nur ein Ton in der fortlaufenden Symphonie seines Geisteslebens ist.“ Ähnlich wie bald darauf bei „Opfer um Opfer“ suchten die Leute in dieser seltsamen, unheimlichen, die Grenzen des Perversen streifenden Geschichte den Dichter des „Harold“ und des „Menoniten“. Man wußte nicht, was das alles sollte. Aber insofern lag die Sache doch anders, als der Dichter sich zwar auch hier von einer neuen Seite zeigte, als Künstler aber den gewählten Stoff meisterhaft bewältigt hatte. Am bewundernswertesten ist — abgesehen vom Aufbau — vielleicht die Kraft der Veranschaulichung an der weiblichen Gestalt, wie der Dichter es verstanden hat, dieses in jeder Beziehung abnorme Geschöpf seelisch und körperlich einem nahezubringen, innerlich glaubhaft zu machen, wenigstens so lange man sich im Bannkreis der geschilderten Menschen und Begebenheiten befindet. Und auch der männliche Gegenspieler — der abweichend von der Technik der beiden vorangehenden Novellen, zum erstenmal nicht mit den Augen des Dichters sieht und mit des Dichters Worten spricht, sondern von außen gesehen für den Schilderer in seinem Innenleben als Mann ebenso ein psychologisches Problem darstellt, wie die weibliche Hauptgestalt — ist in seiner Weichheit und Hilflosigkeit virtuos herausgearbeitet. Daß ihm dabei für den blonden Holsteiner die zugleich idealisierte und verweichlichte Erscheinung seines Kieler Freundes eine Reihe von porträtähnlichen Zügen hergeben mußte, war ein Schicksal, das dieser mit vielen Freunden des Dichters zu teilen hatte, während die weibliche Heldin wohl ganz Phantasiegeschöpf war.

Wenn aus den angedeuteten Gründen „Brunhilde“ gemischte Gefühle erregte, bei den Kunstverständigen ungeteilten Respekt vor der

Bewältigung des heiklen Problems und bei den Stoffhubern ebenso ungeteiltes Unbehagen über das Problem an sich, so sollte die neue epische Frucht, die mitten unter der Sommerarbeit an „Opfer um Opfer" reifte, bei Gerechten und Ungerechten gleiche Freude und Bewunderung, zugleich aber auch ein ebenso einmütiges Erstaunen erregen.

„Ich komme heute aus Frankfurt (a. O.) zurück," berichtet er am 28. August dem Kieler Freunde, „wo ich gestern zwei Erzählungen vorgelesen habe, die in diesem Sommer entstanden sind — zwei Geschichten aus der Kinderwelt unter dem Gesamttitel ‚Kindertränen', die eine ernst, die andere spaßhaft. Ich gestehe selbst, daß ich überrascht bin durch den Eindruck, den sie gemacht haben ... Die Geschichten sind von der einfachsten Struktur, nur durch Innerlichkeit wirkend, und im stillen habe ich über die Kritiker lachen müssen, die mir vorwerfen, daß ich lediglich theatralisch und äußerlich sei und daß mir Innerlichkeit und psychologische Vertiefung abginge."

Eine seltsame, geradezu verblüffende Überraschung: die Hand, die man sich eigentlich nur beim Schall der Kriegsdrommete das Schlachtschwert schwingend vorstellen konnte, ein Kinderköpfchen zärtlich streichelnd, der Mund, geschaffen nur um Kampf und Leidenschaft des Mannes als höchsten Lebensinhalt zu singen und zu sagen, mit der schlichten Botschaft: „Gebt dem Kinde Liebe!"

Drei Tage vorher hatte er noch geschrieben: „Mir ahnt, daß die Zeit ins Rollen gekommen ist, daß sie Zielen entgegenströmt, die wir beide und alle höher Gesinnten mit uns zusammen erhofft und erwartet haben, und ich bin entschlossen, diesem Ziele entgegenzustürmen mit aller Kraft — und sollte es darum auch zehn Jahre früher mit mir zu Ende sein, als unter anderen, ruhigeren Bedingungen. Und dieses Ziel heißt: Wiedergewinnung großer Dramatik für das deutsche Volk! Napoleon I. sagt einmal: ‚So lange noch etwas, und wäre es das kleinste, zu erringen bleibt, ist noch gar nichts errungen,' und dieses, einer tatkräftigen Seele ersten Ranges entsprungene Wort soll meine Richtschnur sein ..."

Welcher Weg führte aus diesen Regionen in das Kinderland?

So mußten sich auch die Nächsten, die ihn zu kennen glaubten, fragen. Und doch war für den aufmerksamen Beobachter eigentlich die Spur nicht so schwer zu finden.

Als Herr von Hülsen seinerzeit den „Harold“ für das königliche Schauspiel annahm, hatte er daran die Bedingung einiger Änderungen geknüpft, vor allem der ersten Szene des fünften Aktes, in der Adele beim Anblick der Leiche des kleinen Wulfnoth in Wahnsinn ausbricht. Er stieß sich an dem verbrauchten Motiv. Wildenbruch war auch auf den Wunsch eingegangen, hatte die Szene umgearbeitet und sie seinem Freunde in der neuen Fassung mit der Bitte gesandt, ihm zu sagen, ob er recht getan habe, daß er überhaupt und daß er so, wie er getan, geändert. „Es steckt,“ hatte er hinzugefügt, „eine wahrhaft dämonische Lust in mir, sobald meine Phantasie sich mit einer neuen Kombination beschäftigt, mein eigenes Werk zu zerbrechen und neu aufzubauen.“

In der Tat war — nicht zum Vorteil für das Drama als solches — in dieser neuen Szene ein früher nur gestreiftes, knospenhaftes Motiv entfaltet und entwickelt und in den Vordergrund des Interesses gerückt: die Gestalt des leidenden Kindes, das verwelkt wie eine Blume, der man die Sonne geraubt, in der sie nur gedeihen kann. In dem Gespräch zwischen dem Seneschall und Adele, in dem diese um die Herausgabe des Knaben Wulfnoth bittet, heißt es da:

„Mein lieber Herr — nicht wahr, Gott gab Euch Kinder?
... Sie sind jung? Ihr liebt sie?
— — — — — — — —
Lieber Herr,
Denkt Euch ein armes unschuldvolles Kind,
Sanft wie der erste Hauch des süßen Frühlings,
Der das erstarrte Herz der Erde küßt,
Unfähig einem Wesen Leid zu bringen —
Und fähig nur zu fühlen eignes Leid —
Und welch ein Leid: getrennt von seiner Mutter
Von keinem Laut der Liebe eingewiegt,
Ein Kind, das nichts vom Haß der Männer weiß,
Bestraft für Sünden, die es nicht begangen.“
— — — — — — — —
„Verlangt es nicht zu sehn, denn dieses Kind
Gleicht einer Blume, der das Erdreich fehlt.“
— — — — — — — —
„Seit dreißig Nächten meidet mich der Schlaf,
Weil ich das Wimmern dieses Kindes höre.“

Dann später, als Wulfnoth sterbend in ihren Armen liegt, und das Kind matt die Augen öffnet, sie anblickt und ihr mit schwachem Lächeln zunickt:

„Seht diesen Blick voll Jammer und voll Leid,
Seht dieses Lächeln, diesen letzten Abglanz
Der einst'gen frohen Kinderseligkeit."

Und schließlich:

„Kommt — seht und hört: unschuldig, unbefleckt
Kehrt diese Seele heim zum Schoße Gottes,
Aus dem sie kam; Gott wird sie wiederkennen —
Kein fremder Zug entstellte ihr Gesicht." —

Das Hervorzerren dieser Kindergestalt in die grelle, gewitterhafte Beleuchtung der Schlußkatastrophe eines heroischen Dramas war zweifellos kein Gewinn; es brachte ein sentimentales Element in den Todeskampf eines männlichen Volkes, das vom Übel war, aber es kam da eben ungerufen und ungewollt etwas ans Licht, was in der Tiefe seiner Seele geschlummert hatte und das, nachdem einmal der Bann des Schweigens gebrochen, der bisher über diesen Dingen gelegen, seine Seele nicht wieder losließ und seine Phantasie zwang, sich von dieser Kinderhand weiterführen und von diesen Kinderlippen weiter erzählen zu lassen, was kein anderer hört und ahnt, auch die Nächsten nicht, weil sie im Leben da draußen ihre Kindheit vergessen haben.

„Wenn man nachts nicht schlafen kann" — schreibt er später im „Orakel" — „... unsere Phantasie überspringt Jahre und Jahrzehnte, rafft unser ganzes Leben zusammen und schleppt es an uns vorbei. Wir erinnern uns." Und im „Edlen Blut" lesen wir: „Wenn der Mensch sich erinnert, dann dichtet er." Wie Goethe auch einmal unter den wesentlichen Eigenschaften des Dichters „das Gedächtnis" hervorhebt.

Dieses Erinnerungsvermögen für das, was ein Kind fühlt und leidet, ohne es aussprechen zu können, das war offenbar durch jene Wulfnothszene im „Harold" in ihm geweckt: seine ganze eigene Kindheit stieg wie aus einem tiefen Brunnen herauf und sah ihn mit ernsten Augen

an, und aus diesem Brunnen sind sie alle geschöpft, die Kindertränen, von denen er seitdem so tiefen Verstehens voll zu erzählen gewußt hat. Was er vom Kinde wußte, wußte er von sich selbst, und von all den kleinen rührenden Gestalten, die in schlummerlosen Nächten ihm im Laufe der Jahre ihr Leid erzählt haben, trägt eine jede einen Klang in der Stimme, der einst in seiner eigenen Seele geklungen, einen Schmerz, der einst in seinem eigenen Herzen gezittert und geblutet hat, ohne daß es einer ahnte. In fast allen Erzählungen lebt eigenes Erlebnis wieder auf, Dinge, die plötzlich mitten in der großen Arbeit da waren, die ihn bedrängten, die er sich von der Seele schreiben mußte, um frei zu werden von der Vergangenheit. Fast alle diese Kindergestalten empfangen das spärliche Licht, das sie umspielt, wie er selbst von der Erinnerung an die Mutter, sind alle wie Sonnenblumen dem Bilde der einen, Unersetzlichen zugewandt, die zu früh gegangen. Aber abgesehen von diesem Fugenthema, das ihn immer wieder zu neuen Variationen lockte, hatten jene Ausflüge ins Kinderland für ihn auch noch den Reiz und den Zweck eines sich Freimachens von den die natürlichen und großen Linien verwischenden und verzerrenden Vorstellungen und Vorurteilen des modernen Kultur- und Gesellschaftsmenschen, eines sich Zurückfindens auf die Urform. „Wer von den Kindern nichts lernt," sagt später im „Neid" der alte Graumann, „von den Erwachsenen lernt so einer gewiß nichts. Die Erwachsenen sind ja gar keine Menschen mehr. Jeder hat einen Beruf und der Beruf wird seine Natur. Eine wirkliche Natur hat so einer nicht mehr. Das Kind, das ist die Menschenpflanze, wie sie aus der Erde kommt, das hat noch gar nichts anderes, als seine angeborene Natur. Das ist der Mensch. Wer darin zu lesen versteht, der kann Dinge erfahren — merkwürdige — die er sein ganzes Leben lang nicht wieder vergißt."

Ob ihm, als er die „Kindertränen" schrieb, diese letzten Zwecke und Ziele schon bewußt vorschwebten, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist nur, daß er der Kindergestalt, die vor ihm in jenen Sommertagen 1882 aus der Erinnerung auftauchte und ihn um Erlösung anflehte, folgen und zu willen sein mußte. Auf dem alten Friedhof zu Frankfurt a. O. am rechten Oderufer draußen vor der Stadt steht eine verwitterte Urne, an deren Fuß drei Kindernamen eingegraben sind, deren

Träger nach den beigefügten Geburts- und Todeszahlen, im Alter von 2—8 Jahren stehend, im März 1876 im Zeitraum von noch nicht vierzehn Tagen aus dem Leben gerafft sind. Das hatte sich während seiner Anwesenheit in Frankfurt begeben, und ein Freund aus Frankfurter Tagen ist auch der alte Rektor der Vorschule Bauer, der Kinderfreund, dem die Erzählung in den Mund gelegt ist von Edmund, Hermännchen und ihren Geschwistern. In Wirklichkeit hieß er Raue und gehörte zu dem engeren Freundeskreise Meister Baltzers.

Aber die eigentliche Geschichte ist ja nicht das Unglück, von dem die Namen auf dem Grabstein erzählen, sondern das, was nachher kommt, das Schicksal des einen, der übrigbleibt, das Schicksal „Des Letzten". Und diese Geschichte ist Erinnerung, nicht in den Tatsachen, wohl aber in den Gefühlsgängen. Was ein Kinderherz, dem die Fähigkeit sich auszusprechen versagt ist, das keine Mutterhand mehr zur Ruhe streicheln kann, das an dem Einzigen und Nächsten, der ihm geblieben, sich nicht aufzuranken vermag, weil sein Selbstvertrauen im Keim erstickt ward, in stummen Qualen bis zur tödlichen Verzweiflung leidet, das ist Erlebnis; das Erlebnis, das einen nur seinem Ohr vernehmlichen Begleitakkord zu seinem Kinderleben gegeben hatte, und das auch weiterklingen sollte in die Stunden, wo diese Kindheit wieder in ihm lebendig wurde. Wie stark auch hier schon dieser Pulsschlag persönlichen Erlebens ist, spürt man am deutlichsten in den späteren Erzählungen — wie im „Orakel" — wo das eigene einstige Ich als Modell unverkennbar ist. Was aber hier an künstlerischer Arbeit geleistet ist, in der ergreifenden Schlichtheit der Erzählung, in der wundervollen Bildlichkeit der Gestalten wie der Begebenheiten, in der männlichen Herbheit und zugleich Zartheit der Farben, in der Herausarbeitung des landschaftlichen Hintergrunds, der Lokaltöne von Menschen und Zeitstimmung, das ist, wenn auch die äußere Technik der Erzählung, der Einfädelung eine gewisse Unsicherheit verrät, im höchsten Grade bewundernswert, nicht zum wenigsten auch in der Art, wie jede Versuchung, durch äußere Mittel zu rühren, vermieden ist. Nicht auf der gleichen Höhe steht die zweite Erzählung „Die Landpartie", die wohl aus dem instinktiven Bedürfnis, die herbe Dissonanz der ersten durch diesen freundlichen Schlußakkord aufzulösen, erwachsen ist. Sie ist viel mehr von außen gesehen, und auch trotz ihres naiven Tones inner-

lich viel bewußter, durch Unterstreichungen auf gewisse drastische Wirkungen hinarbeitend, wie denn auch das Motiv selbst nicht aus dem eigenen Leben erwachsen, sondern ihm aus der Kinderstube einer Frankfurter Freundesfamilie zugeweht ist.

Der Herbst, der diesem reichen Sommer folgte, schüttete ein wahres Füllhorn von erregenden Ereignissen aus. Eine Haroldaufführung in Hamburg am 2. September mit Gertrud Giers, die schon als Judith in den „Karolingern“ tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hatte, als Adele, versetzte ihn in einen wahren Rausch des Entzückens. „Sie nahm,“ schreibt er, „die Rolle ganz anders, als ich sie ursprünglich gedacht und empfunden hatte und dennoch saß ich in stummer, schauernder Bewunderung hingerissen von der Gewalt ihres Spiels. Worin lag das? Darin, daß sie — jedenfalls ganz unbewußt — die Gestalt des harmlosen Mädchens emporgerissen hatte in ihre eigene Natur, und weil diese Natur groß, herrlich und gewaltig ist.“ In Berlin nimmt im September das königliche Schauspielhaus — die „Karolinger“ an! — Und eine Aufführung von „Vätern und Söhnen“ in Frankfurt heilte und schlug Wunden zugleich. „Ja — sie ist also geschlagen —“ heißt es in dem Bericht nach Kiel — „die große Schlacht, das Stück, aus dem Stahl der preußischen Waffen zusammengeschmiedet, ist in der preußenfeindlichen Stadt gespielt worden — und wie ist es dort verstanden worden ... Als im vierten Akt die herrlich inszenierte ‚Schlachtmusik der preußischen Regimenter‘ erscholl, brach mir fast das Herz, daß dieser donnernde Appell an alles was Vaterlandsliebe heißt, auf den Bühnen Preußens nicht gehört werden soll ... Das Frankfurter Publikum ist jetzt ganz gewonnen — der Berliner hat sie herumgekriegt.“ In Wiesbaden hat man von seiner Anwesenheit in Frankfurt erfahren, rasch setzt man den „Menoniten“ an und lädt ihn herüber. „Ich saß in der Loge des Hofrats Adelon, welcher dem Kunsttempel als Oberpriester vorsteht und kam mir wie Brahma vor, dem göttliche Ehren dargebracht werden.“

„Ich schreibe dieses alles und mir ist zumute, als schöpfte ich einige Tropfen aus dem Meere und sagte: ‚Das ist der Ozean‘. Denn ein Meer von Empfindungen, von Erlebnissen innerer Art enthalten die acht Tage, die ich unterwegs war. Ein Wiener Kritiker verglich mich neulich mit dem ‚Diomedes‘ in der Ilias — ein tapferer Soldat, ein

Ritter ohne Furcht und Tadel, aber es fehlte mir der poetische Nimbus des Peliden, des Ajax und des Odysseus. — Gut denn, ich will sein Gleichnis akzeptieren — ich will nichts weiter sein, als der Mann, der sich den einen Ruhm zuschreibt, daß er mitten in das Dunkel hineingestürmt ist und dem deutschen Volke zugerufen hat: ‚Mir nach, hinter dem Dunkel kommt der Tag.‘ Und eines habe ich von dem Peliden doch: das sind die Myrmidonen, die deutschen Schauspieler, die mir jetzt von allen Ecken und Enden jauchzend zurufen, welche Siege sie mit meinen Stücken erfechten ...“

„Ich habe jetzt manchmal ein Gefühl, als ob ich bei lebendigem Leibe verbrennte — aber wunderbar — dieser Feuertod tut nicht weh. — Und zwischen dem allen ein neues werdendes Drama, diesmal ein Lustspiel, ein Stück mit guter Lustspielidee — was daraus wird? Für die königlichen Theater wird es wohl wieder nichts werden ... Zum Winter denke ich damit fertig zu sein.“ Diese Hoffnung sollte sich allerdings nicht erfüllen. Eine Vorlesung im Baltzerschen Kreise in Frankfurt am 17. Dezember befriedigte ihn selbst nicht. „Mein Lustspiel war fertig,“ meldet er am 22. Dezember nach Kiel, „und ist wieder unfertig geworden, da es mir so, wie es ist, nicht gefällt. Die Grundidee ist gut, die Ausführung schlecht und darum bin ich denn wieder darüber hergefallen, um es an Haupt und Gliedern zu reformieren.“ So nahm er den „König von Kandia“ ins neue Jahr mit hinüber, aber auch jetzt sollte er keine Freude an ihm erleben.

Selbst Herr von Bronsart, der bei „Opfer um Opfer“ bereitwillig mitgegangen, versagte hierbei die Gefolgschaft und mit guten Gründen. Es handelte sich zunächst gar nicht um ein Lustspielmotiv. Ein junger Fürst aus einem durch die Ereignisse von 1866 mediatisierten Hause, erzogen in den engsten Legitimitätstraditionen, umgeben von einem Kreise vertrottelter Hofschranzen, ein Sonderdasein führend, in das kein Laut aus der Außenwelt hereindringt, wird durch eine von außen zu seinem Heil eingeleitete Schwindelintrigue, durch die ihm und seinen trottelhaften Beratern auf brieflichem Wege — Zeitungen liest man dort nicht! — beigebrachte Nachricht, auf Kandia sei ein Aufstand ausgebrochen, die Türkenherrschaft beseitigt und das „Exekutivkomitee“ suche jetzt in ihm den „König“ der befreiten Insel, zunächst — unreif und unklar wie er

ist — selbst getäuscht, dann aber, nachdem er mit Hilfe liebender Augen über den für jeden Unbefangenen auf den ersten Blick als solchen erkennbaren Schwindel aufgeklärt, sagt er sich von seinen anerzogenen Vorurteilen los, verlobt sich mit einer Unebenbürtigen, macht seinen Frieden mit den neuen Verhältnissen und erklärt am Schluß sich bereit, in den Dienst des Reiches zu treten. Wie man sieht, schon in der Anlage ein Mixtum compositum von recht verbrauchten Possen- und Operettenmotiven, das auch in der Ausführung sich nicht über das Niveau seiner Ursprungssphäre erhob. Wenn man sich fragt, wie es möglich war, daß er sich so über sich selbst täuschen konnte — denn er hielt den „König von Kandia" für ein gutes Lustspiel und hat diese Ansicht, trotzdem er das Stück nie als Buch hat drucken lassen, bis an sein Lebensende bewahrt — so erklärt sich das wohl nur aus seiner Grundanschauung vom Wesen des Lustspiels überhaupt. Es war ihm eine niedere Gattung, in der alles erlaubt ist, was gefällt, in diesem Fall was komisch wirkt, Lachen erregt. In dieser Hinsicht traute er sich von jeher ein starkes Talent zu, und, wie zahlreiche Possen und Lustspiele schon aus frühen Jahren, die in seinem Nachlaß handschriftlich erhalten sind, beweisen, hat er von Anfang an auf dieses Ziel hingearbeitet und sich im wesentlichen mit einer Situationskomik begnügt, die nicht durch Menschen, sondern komische Theaterfiguren herbeigeführt wird. Unbekümmert um innere Wahrscheinlichkeit, geschweige denn psychologische Vertiefung der Charaktere werden unmittelbar drastisch wirkende Szenen aneinandergereiht, genau nach dem Rezept, wie er es in seinen Knaben- und Jünglingsjahren auf der Bühne in Kotzebueschen und Raupachschen Stücken gesehen und bewundert hatte. Die damals empfangenen Eindrücke bestimmten — ähnlich oder vielmehr in noch höherem Grade, als im bürgerlichen Schauspiel — und drückten sein Ideal von dem, was der Lustspieldichter zu leisten hat. Und er hat es, unter dem Zwang dieser Kindheitseindrücke stehend, nie begriffen, daß man vom „Lustspiel" mehr und anderes verlangen könne und müsse. Das feinkomische Lustspiel war in seinen Augen ein Widerspruch in sich selber und Freytags „Journalisten" ihm von jeher der Inbegriff der Langweiligkeit. So konnten ihm denn auch in der Folge schmerzlichste Enttäuschungen auf diesem Gebiete nicht erspart bleiben, wenn ihn einmal so eine „Lust-

spielidee“ packte und er dann, während er selbst beim Vorlesen sich innerlich wundervoll amüsierte, in den Gesichtern der Zuhörenden Befremden und Mißbehagen beobachtete. Denn es kam hinzu, daß er, trotz des ihm von Fontane gestellten Prognostikons, auf diesem Gebiete zeitlebens unsicher blieb, sich über die wirkliche Durchschlagskraft einer komischen Figur, einer Situation, eines Witzes immer wieder täuschte und an und für sich theatralisch Wirksames mit unrettbaren Trivialitäten, genau wie seine Vorbilder aus den Kinderjahren, mischte. Glücklicherweise wiederholten sich derartige Zwangszustände, sich mit einer Lustspielidee abzufinden, im Laufe der Zeit nicht allzuoft, und so wuchs schnell Gras über diesen Gräbern, während ihn neue große schöpferische Arbeit eilend aus den Regionen der Verstimmung und Enttäuschung entführte. So war es auch diesmal. Während er noch mit dem Kummer rang, den ihm die Ablehnung des „Königs von Kandia“ durch Bronsart bereitet hatte — „Mir ist als wäre der ‚König von Kandia‘ für mich das geworden, was Sie gewissermaßen darin vermissen: eine Tragödie“, schreibt er am 26. Mai — kam ihm als Trösterin und Befreierin ein neues Motiv, das sich im Laufe des Sommers zur Blüte entfaltete.

„Eine neue Novelle,“ schreibt er am 24. Juli nach Kiel — „habe ich in diesen Wochen geschrieben — ich hatte sie jemandem versprochen.“ Lag es nun am Stoff oder an dem Einfluß jenes geheimnisvollen „Jemand“, jedenfalls ist „Die Danaide“ die reifste und schönste Frucht des Novellentriebs der achtziger Jahre. Glücklich in der Stoffwahl, glücklich in der Erschließung des psychologischen Problems, glücklich in der leichten und sicheren Führung der äußeren Handlung. Und vor allem zum erstenmal ein Frauencharakter, der, aus derselben Wurzel wachsend, wie die unglückliche Marie Lücke in „Vor den Schranken“, durch die Aufgabe, die ihm gestellt wird, ohne in einem einzigen Wort oder Ton aus den Geleisen der weiblichen Natur herauszutreten, zur Größe emporwächst. An der armen Reine Gouyou erfüllt sich in der Tat das Wort Hebbels: „Des Weibes Größe blüht überm Abgrund.“ Und das alles ohne jede Spur von Pathos oder gar Pose. Ein Naturprozeß, der sich vollzieht, grausam, unerbittlich, notwendig. Frauenlos, das aber durch die Einstellung in die großen Verhältnisse eines zwei Völker zerfleischenden Krieges über das Kleinliche und Zeitliche hinaus erhoben ist. Man

spürt, wenn man den Weg, den der Dichter von Franziska von Maienberg über Marie Lücke und Brunhilde zu der armen Reine Gouyou geschritten ist, rückblickend überschaut, daß mit dieser letzten Gestalt ein Ziel erreicht, eine Aufgabe restlos gelöst ist. Es wirkt wie das triumphierende Finale der tragischen Symphonie, die mit der Geschichte Franziska von Maienbergs anhob. Ob und welche Motive und Modelle, sei es in der Fabel, sei es in den Charakteren, benutzt wurden, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Das Keimmotiv zum Ganzen war diesmal nicht, wie bei einigen der früheren ein Bild, sondern eine Beobachtung: ein in der Dämmerung eines Frühsommerabends in der Bellevuestraße an ihm vorbeitrabender Reiter. Neben dem Reiter ist plötzlich eine Frauengestalt. Reine Gouyou ist geboren. Eigenes Erlebnis ist bis zu einem gewissen Grade der Überfall: ein Erinnerungsbild aus den Dezembertagen 1870, wo, während seines kurzen Aufenthaltes bei der Armee, sich in seiner unmittelbaren Nähe eine derartige Katastrophe abspielte. So gleicht auch der namenlose männliche Träger der Handlung in einigen feinen Zügen seinem Schöpfer und erinnert dadurch von fern an die Gartenhofen und Heidenstein; aber die Felduniform gibt ihm etwas Männliches, etwas Heroisches. Er würde auch unter den Männern von Großbeeren oder auf dem Felde von Hastings seinen Mann stehen.

Der Herbst 1883 brachte ein eigentümliches Auferstehungsfest. Genau auf den Tag viereinhalb Jahre nach jener ersten Aufführung im alten Nationaltheater am Weinbergsweg erschien in der Schumannstraße im Deutschen Theater am 22. Oktober wieder „zum erstenmal" „Der Menonit" mit Joseph Kainz als Reinhold. Für die große Masse des Publikums wirkte er in der Tat als eine Neuheit, denn wer von denen, die in den Premieren dabei sein müssen, hatte es damals für der Mühe wert gehalten, dabei zu sein, und auch die Tageskritik blätterte aus guten Gründen nur zögernd rückwärts, um das Einst mit dem Jetzt zu vergleichen. Es war inzwischen so ganz anders geworden. Nur der Börsenkurier konnte „mit stolzer Befriedigung" feststellen, daß er schon am 23. April 1879 den Verfasser des „Menoniten" der Öffentlichkeit als einen Bühnendichter vorgestellt habe, auf den sie Hoffnungen setzen dürfe. Im großen und ganzen aber hielt man sich dem inzwischen ja auf allen Provinzbühnen abgespielten Stück gegenüber auch

aus inneren Gründen zurück. Als Maßstab für das jetzige Können seines Urhebers konnte es unter keinen Umständen mehr gelten, eine überalterte Novität, über die die einen, ohne sich etwas zu vergeben, als unreifes Jugendwerk mit Gönnermiene den Stab zu brechen, in dem die anderen mit um so größerem Eifer schon die Löwenklaue des jetzt „Berühmten“ nachzuweisen beflissen waren, die das Publikum sehr herzlich aufnahm, und die Karl Frenzel zu den „unerquicklichen“ Stücken vom Schlage des „Erbförsters“ rechnete, an denen auf die Dauer keiner Freude haben könne, weder Publikum, noch Kritik, noch der Verfasser; höchstens die Schauspieler wegen der dankbaren Rollen. Das Deutsche Theater selbst hatte an diesem ersten Abend, an dem auf seiner Bühne ein Lebender zu Worte kam, zwar an schauspielerischen Kräften nicht gespart — neben Kainz Friedmann, August Förster, Sommerstorff — um so mehr an Ausstattung und Inszenierung.

Der Dichter selbst empfand das nicht, mit glücklichen Augen verweilte sein Blick nur dankbar auf dem Gelungenen, soweit er überhaupt im Augenblick der Gegenwart angehörte. Rückwärts und vorwärts schweiften die Gedanken. Rückwärts zu den Thüringer Bergen und Wäldern, in denen er als Gast des Großherzogs Karl Alexander auf der Wartburg unvergeßliche Tage verlebt hatte, von denen er noch nach fast 20 Jahren in seinen Erinnerungen an Karl Alexander so lebendig farbig erzählt hat; vor allem auch, wie am letzten Abend, nachdem die Eisenacher Schuljugend nach den alten Weisen Minnelieder von der Empore des dämmernden Saals gesungen, während der Herbststurm draußen Giebel und Zinnen der alten Burg umtobte, ihn der Enkel Karl Augusts an der Hand gefaßt und gesagt hatte: „Kommen Sie zu mir — Sie gehören zu uns — bleiben Sie bei uns!“ Und er hatte doch nicht bleiben dürfen, denn er fühlte, daß etwas nach ihm rief, sein Lebenswerk, das noch ungetan vor ihm lag, und das wurzelte in dem „großen furchtbaren Berlin“, wurzelte im Sandboden der Mark. Und gerade jetzt wuchs da etwas Neues, Düsteres, Großes empor, das ihm die Seele bedrängte, etwas was noch nie in einem seiner Dramen sich geregt hatte und was jetzt das Buch seines Lebens aufgeschlagen vor ihn hinstreckte und herrisch gebot: Nimm auf und lies! und schreib!

Rund ein Jahr war's her, daß er an einem Septemberabend 1882

eine Dramatisierung der Lebenstragödie des schlesischen Dichters Johann Christian Günther, dem nach Goethes Wort „sein Leben und sein Dichten zerronnen war, weil er sich nicht zu zähmen wußte", auf der Bühne gesehen, mit Barnay in der Titelrolle. „Ich mußte", hatte er damals nach Kiel geschrieben, „wieder einmal an meinen alten Plan — Christoph Marlow-Shakespeare — denken; erinnerst Du Dich noch?" Ja, mehr als einmal war in den vergangenen Jahren bei den Nachtgesprächen in der italienischen Weinstube davon die Rede gewesen, von dem „Christoph Marlow", dessen Gestalt und dessen Schicksal ihm schon früh aus Tiecks Novelle „Dichterleben" nahegetreten war, und der ihn seitdem nicht wieder losließ, den immer wieder seine Phantasie ruhelos witternd umkreiste.

Die Tragödie des Dichters; aber nicht wie sie Goethe im „Tasso" gesehen und gestaltet, die Tragödie des Überfeinen, den das Leben mit seinen brutalen Fäusten zerbricht, sondern die Tragödie des Überstarken, der wie Simson unter den Philistern emporragt und auf seine Kraft trotzt und dem das Schicksal den Größeren schickt, der ihm die Kraft nimmt, wie die Schere der Delila, weil ihm der Glaube an sich selbst genommen ist, weil er mit Faust bekennen muß: „Ich habe mich zu hoch gebläht." Es wird Leute geben, die hierin nichts Tragisches erblicken: ein Dichter, der durch einen Größeren, wie Marlow durch Shakespeare, übertrumpft wird, ist damit noch keine tragische Figur. Denn, wenn er das nicht verwinden kann, so beweist er damit nur, daß er ein Schwächling und zum Größten überhaupt nicht berufen ist, daß er nur neidisch ist, und Neid ist etwas Niedriges und Gemeines. Wir sind nicht gewöhnt unser Mitleid zu verschenken. Der Mann aber, der trotzdem diese Tragödie schrieb, schreiben mußte, hat viele Jahre später auch ein Buch vom „Neid" geschrieben, das wohl keiner aus der Hand legen wird, ohne das Gefühl, eine die tiefsten Abgründe der Seele aufwühlende Tragödie miterlebt zu haben. Ihm war Neid eben der Inbegriff des Bösen an sich, und daher nichts Furchtbareres, als dieses Böse sich einnisten und einfressen zu sehen in das Edelste und Schönste, was dem Menschen verliehen werden kann, die Gabe, seine Mitmenschen aus der Angst und der Enge des Lebens über sich selbst zu erheben.

Gleichwohl war diese Dichtertragödie für ihn nicht an erster Stelle eine Tragödie des Neides, ebensowenig wie es der Neid ist, der Faust zum Giftbecher greifen läßt. Was ihn bannte und packte war die Vorstellung des Zusammenbruchs eines Menschen, der wie Marlow nach dem höchsten Lorbeer greift, ihn wähnt schon erfaßt zu haben und dem in demselben Augenblick ein Stärkerer und Größerer den Zweig aus der Hand schnellt, während ihm selbst zwischen den Fingern nur ein paar zerfetzte Blätter zurückbleiben. Dies Problem war für ihn zunächst ein Thema, das er sich stellte, das, so sehr es ihn psychologisch interessierte, nicht eigentlich aus seinem Leben herauswuchs. Er wollte ja „nichts weiter sein, als der Mann, der sich den einen Ruhm zuschreibt, daß er mitten in das Dunkel hineingestürmt ist und dem deutschen Volke zugerufen hat: ‚Mir nach, hinter dem Dunkel kommt der Tag.‘“ Aber eben deshalb hatte er das tiefste Verständnis und das tiefste Mitleid für den, der vom Schicksal vor dieselbe Aufgabe gestellt, sie nicht versteht und darum an ihr zerbricht.

Aber zu diesem Problem des anderen, das in der ersten Fassung in die Schlußworte gefaßt ist:

„Apollos Lorbeer welkt auf meinem Haupte,
der Arm zerbrach, der sich zum Himmel hob“

gesellte sich ein zweites, das aus den innersten Wurzeln seines Lebens herauswuchs, und dessen Triebkraft es wohl auch zu danken war, daß die in seiner Seele schlummernden Keime erwachten und zur Gestaltung drängten: das Problem des Dichters, des Menschen, der mitten im Strom des Lebens, umbraust vom Sturm der Begebenheiten und von ihm getragen, doch in tiefster Seele einsam ist, einsam sein muß, wenn er sich nicht selbst verlieren und damit gerade das einbüßen will, was ihm die Fähigkeit und die Kraft gibt, für die anderen etwas zu sein, und der doch die Qual dieser heiligen Einsamkeit zuzeiten wie einen Fluch empfindet. Immer allein sein auch in Stunden, wo die Stimme im Inneren schweigt. Darf er, wenn dann von außen das Leben anpocht und sein Recht an den Menschen heischt, dem lockenden Rufe folgen und liebe, weiche Hände, die sich ihm helfend und tröstend entgegenstrecken, ergreifen, festhalten und mit in seine Einsam-

keit reißen, die dann keine Einsamkeit mehr ist? Darf das der Dichter, der die Einsamkeit braucht, darf das der Mensch, der die Einsamkeit nicht mehr erträgt, darf er eine andere Menschenseele mit in diesen Konflikt hineinziehen und es geschehen lassen, daß sie zwischen diesen Steinen zermalmt wird?

Aus solchen Gefühls- und Gedankengängen wuchs neben Marlow die Gestalt Leonorens und der tragische Konflikt, den der Dichter Marlow in das Haus Thomas Walsinghams und in das Leben seiner Tochter trägt. Und durch die Einführung dieser frei erfundenen Handlung wuchs wieder in das ursprüngliche Marlowproblem nun, die Wucht der tragischen Katastrophe vertiefend und dramatisch steigernd, das den zweiten Akt beherrschende Motiv der Hybris des Dichters.

Es ist der Geist, der Welt und Erde schuf;
der Geist allein hat Rechte auf der Erde
und vor dem Recht des größren Geistes muß
der kleine Geist von seinem Anspruch lassen.

Seltsam sollten sich die Schicksale des Dramas auf der Bühne gestalten. Am 19. März 1884 ward der Schlußstrich unter „Christoph Marlow“ gesetzt, am 26. bekamen es die Frankfurter Getreuen als erste zu hören, wenige Tage darauf, am 31., fand eine Vorlesung in Hannover vor den Schauspielern des Hoftheaters statt. Unverzüglich ging man dort ans Ausschreiben der Rollen und schon am 6. Mai verkündeten die Theaterzettel: „Zum erstenmal: Christoph Marlow, Trauerspiel in 5 Akten.“ Diese fiebernde Hast erwies sich jedoch als ein Fehler. In der Gestalt, in der das Drama an jenem Abend auf der Bühne erschien, trug es noch alle Spuren eines ersten Wurfes, in der Ausführung zu breit, im Farbenauftrag noch zu grell. In fünf Akten baute sich die Handlung auf, in den drei ersten im wesentlichen schon — wie in der späteren Fassung — bis zu dem inneren Zusammenbruch Marlows führend, in den beiden letzten breit ausladend, die äußere Katastrophe auf zwei Schauplätze zerdehnt. Vor allem aber wirkte im vierten (vorletzten) Akt die Haltung Marlows gegen Francis Archer in ihrem trotzig aufbegehrenden Hohn des Übermenschen so grell, verschob so bedenklich die Grundlage des Verständnisses für die Tragik seines Charakters und

reizte den Philister im Publikum zu so blinder Wut, daß Wildenbruch zwischen der ersten und zweiten Aufführung zu einer wesentlichen Milderung und teilweisen Neugestaltung der betreffenden Szenen sich entschloß. Diese Änderung war aber nur der Vorläufer einer durchgreifenden Umarbeitung des ganzen Dramas, die im Mai noch ihren Abschluß erfuhr. In dieser Gestalt ward der „Marlow“ an die Bühnen versandt und erschien Ende des Jahres im Buchhandel. Das Wesentliche dieser Umbildung war die Zusammenziehung der beiden letzten Akte in einen und, damit Hand in Hand gehend, eine Dämpfung der allzu grellen Farben, die in der ersten Fassung, abgesehen von Marlows Haltung, vor allem in der breit ausgeführten Wahnsinnsszene Leonorens zutage getreten waren. In dieser Gestalt kam das Drama in Frankfurt a. O. im Oktober und am 12. Dezember im königlichen Schauspielhause in Berlin zur Aufführung.

Die Berliner Kritik aber bot diesmal ein merkwürdiges Schauspiel völliger Zerfahrenheit, die auf einen unbefangenen Dritten geradezu komisch wirken mußte. Ein Spaßvogel machte sich das Vergnügen, öffentlich festzustellen, daß wenn man den Tadel zusammenaddiere, das Stück ein Verbrechen gegen die Poesie sei, wenn das Lob, daß nach dem Deutschen Tageblatt und der Nationalzeitung der erste, nach der Täglichen Rundschau der erste und zweite, nach der Vossischen der dritte und nach dem Berliner Tageblatt der Schluß des vierten das Beste gewesen sei. Es kam wohl manches zusammen, was dies Versagen, wenn auch nicht entschuldigt, so doch erklärt. „Opfer um Opfer“ hatte die Leute unsicher gemacht, hatte nicht nur die Perspektive verrückt, in der man den Dichter zu sehen gewohnt war, sondern hatte zugleich auch den Respekt, den auch die Ablehnenden bisher vor seiner geschlossenen, tapferen Persönlichkeit gehabt hatten, ins Wanken gebracht; man fragte sich, ob man angesichts dieser Entgleisung eine andere Diagnose stellen müsse, und die Zahl derjenigen, die geneigt waren, diese Frage zu bejahen, war entschieden in der Zunahme begriffen. Und nun kam gerade in diesem Augenblicke diese Dichtertragödie, in der der Dichter den Typus eines neidisch-giftigen Rezensenten auf die Bühne stellte und den elenden, hämischen Gesellen in seiner ganzen impotenten Besserwisserei wie einen Schulbuben abfertigte, und es wäre nur menschlich gewesen, wenn

diese Stereotypierung des Kritikers in einem so unerfreulichen Probestück von den Kritikern im Parkett nicht gerade als eine Liebenswürdigkeit empfunden wäre und ein Echo der Verstimmung geweckt hätte, das ebenso unfreundlich klang. Und tatsächlich klang so etwas an. So, wenn im Berliner Tageblatt Oskar Blumenthal feststellte: „In Wahrheit hat Wildenbruch den ihm entgegenrauschenden Beifall nie weniger verdient ... denn nie hat er sich einen verfehlteren Vorwurf gewählt“ und wenn Karl Frenzel, der nur den ersten Akt gelten lassen wollte, im dritten „die Widerlichkeit und die Häßlichkeit auf die Spitze getrieben“ fand, während allerdings Fontane, der den Helden in den ersten Akten als „Fanfaron und anspruchsvollen Phraseur“ „einfach unausstehlich“ erklärte, entschied: „Segen und Rettung des Stückes ist sein dritter Akt. Der Held selbst tritt uns hier als ein scharf gezeichnetes Charakterbild entgegen, alles in der maßgebenden großen Szene spricht von Kraft und Dämonismus.“ Unbegreiflich bleibt aber trotz alledem, daß von dem neuen Lebenston, der hier anklang, die meisten derer, die berufen und verpflichtet waren, gerade darauf zu lauschen, nichts vernahmen und daß auch das zweite Neue, die spielende humoristische Laune, die aus den Szenen und Gestalten des dritten Aktes in das immer düsterer sich zusammenziehende Gewölk hineinblitzte und -lachte, bei den Merkern taube Ohren fand. Daß man nicht fühlte und sah, daß es sich um ein Werk handle, das, abgesehen von der logischen Folgerichtigkeit des konstruktiven Aufbaus, auch in den Nebenfiguren noch durchströmt ist von einer inneren Wärme, die trotz der gehobenen Sprache nie ins Pathetische überschlägt und die in den entscheidenden Stellen zu einer Größe und zu einer runden und zugleich erhabenen Bildhaftigkeit emporwächst, wie sie bisher bei Wildenbruch noch nicht zu finden gewesen. Daß sie nicht sahen und fühlten, daß es sich in diesem Drama offenbar um einen Widerklang eigensten innersten Erlebens handelte. War's, daß sie vor Nash Marlow nicht sahen, und daß sie deshalb nur das sahen und sagten, was auch ein Nash sehen und sagen konnte? Daß nämlich hier an eines der schwierigsten psychologischen und ästhetischen Probleme gerührt war, das des Künstlers, das nicht nur, weil es außerhalb der Sphäre von neun Zehntel der Beurteiler liegt, sondern weil es seinem Wesen nach vor dem ausgesprochenen Wort zurückscheut, für den Dramatiker einer der sprödesten



Maria von Weber

Nach dem Gemälde von Daniel Peuther

(1875)

Stoffe ist; und daß diese Sprödigkeit auch hier zuweilen spürbar ist, vor allem da, wo wie im zweiten und im vierten Akt aus rein seelischen Vorgängen die Brücke zu dem Schauplatz äußerer Begebenheiten geschlagen werden muß und ebenso in der Einführung Shakespeares am Schluß, den man eigentlich nur ahnen, nicht mit leiblichen Augen sehen dürfte.

Anders sah Menschen und Begebenheiten „in diesem Kabinettstück genialer Erfindung, psychologisch konsequenter Motivierung und Durchführung“ sein alter Lehrer Otto Frick, der hier zum erstenmal „das Tragische in der reinsten Gestalt“ erfüllt fand. Anders ein Poet, dem in guter Stunde einige Jahre später der „Marlow“ in die Hand fiel, und der von ihm „im höchsten Maße entzückt“ wurde, Wilhelm Jensen, der unter dem unmittelbaren Eindruck schreibt: „Ein köstlicher, lebensvoller Trunk in der dramatischen Wüste unserer Tage! Sie sind ein Dichter von der Gnade Apolls und haben mir Kopf und Herz ganz eingenommen.“

Noch ehe dieses an stürmischen und bedeutungsvollen Erlebnissen und Erfolgen reiche Jahr zu Ende ging, kam auch aus Wien gute Kunde, wieder vom alten Laube, und wieder gerade zur rechten Zeit. „Gute Botschaft soll man beeilen,“ schrieb er am 16. Dezember, „hier bring' ich eine. Gestern war Sitzung für den Grillparzer-Preis. Er wurde dem p. p. Wildenbruch zugesprochen, und zwar ... für den ‚Harold‘. Noch fehlt zwar die fünfte Stimme — Scherer in Berlin — aber wir glauben zu wissen, daß er zustimmen wird. Es folgen nur noch die Registrierungen ... Es können also die nicht zu verachtenden 1500 Gulden auf Ihrem Weihnachtstische erscheinen. Der Ruf ist jedoch mehr wert ... Mir war's bei der Wahl des Stücks auch um den ‚Harold‘ zu tun, den man nun wohl wird geben müssen. Also spricht das Alter zur Jugend durch den Mund des Freundes Heinrich Laube.“

Vier Wochen später folgte das von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ausgefertigte Diplom über den satzungsgemäß am Geburtstage Grillparzers am 15. Januar zur Verteilung gelangenden Preis. Und wie denn auch das Glück nicht allein zu kommen pflegt, so fügte es sich, daß der an dem Geburtstage Schillers am 10. November diesmal wieder fällige Schillerpreis ebenfalls dem Dichter des „Harold“, wenn

auch nicht für dieses Stück namentlich, sondern für seine „auch in den letzten drei Jahren bewährten Verdienste um die dramatische Dichtkunst“ auf Vorschlag der Kommission vom Kaiser verliehen wurde. Und auf das Schreiben, in dem der Dichter seinen tiefgefühlten Dank für diese Ehrung und seine Freude, sie gerade aus diesen Händen zu empfangen ausspricht, setzte der alte Kaiser eigenhändig: „Die Ihnen zuteil gewordene Auszeichnung haben Sie sich selbst zu verdanken, denn ich habe nur belohnt, was Sie verdienen. Berlin 20. 11. 84. Wilhelm“.

Dieses Jahr 1884 war aber noch in mehr als einer Hinsicht ein reiches Erntejahr; nicht nur an theatralischen Erfolgen, wie der Aufführung des „Harold“ am Burgtheater im Dezember, die der alte Freund Laube freilich nicht mehr erleben sollte. Der Frühling hatte ja, wie wir bereits wissen, der Arbeit am „Marlow“ gehört; in demselben Frühling war Wildenbruch auch nach langer Pause wieder als Lyriker vor die Öffentlichkeit getreten, und wenn das kleine, dem Großherzog von Weimar, „dem hochherzigen Erben und Träger großer Überlieferungen in Ehrfurcht und Verehrung“ gewidmete Bändchen „Dichtungen und Balladen“, obwohl es qualitativ die „Lieder und Gesänge“ von 1877 turmhoch überragte und auf jeder Seite fast vom Wachsen mit und in den Stoffen zeugte, auch verhältnismäßig spurlos vorüberging, so enthielt es doch, abgesehen von einer Reihe noch aus den siebziger Jahren stammenden Gedichten und Balladen, ein erst im Sommer 1883 entstandenes Gedicht, das seinen Namen bald weit tragen sollte: „Das Hexenlied“. Die Bedeutung dieser Sammlung für Wildenbruchs Entwicklung als Lyriker wird später noch in anderem Zusammenhange zu würdigen sein.

Im Frühsommer 1884 reifte noch, unmittelbar nach dem „Marlow“ eine epische Frucht, die im Juni und Juli geschriebene Novelle „Die heilige Frau“, die wie ein mit präludierender Hand gespielter Zwischenakkord berührt, der von Höhen der Leidenschaft wieder ins Tal hinüberleiten soll, wie ein Ausruhen von der großen Arbeit, ein instinktives Bestreben, sich wieder der umgebenden Welt anzupassen. Aber auch hier klingt, wie im „Marlow“, ein neuer Ton. Es ist die erste Dichtung, die aus dem Boden und der Luft der Großstadt ihre Nahrung gesogen hat, die erste in der Reihe seiner Berliner

Romane und Novellen. Der Eingangsakkord mit der Antithese: „Altes gutes Berlin, wie liebe ich dich“ — „Großes furchtbares Berlin, wie schnürt sich mir jedesmal wieder das Herz zusammen“, gibt das Thema und weist die Richtung. Es ist die erste dichterische Reaktion auf die Eindrücke, die seit 1877, seit seiner Rückkehr nach Berlin, auf ihn eingestürmt waren, ein Versuch, individuelle Beobachtungen und typische Vorgänge miteinander zu verschmelzen und zum Bilde zu gestalten. Zugleich ein Versuch, innerlich mit einer Umwelt abzuschließen, zu der er eine Zeitlang — wenn auch nur äußerlich — gehört hatte. Ein Versuch, leise rankende Gespinste abzustreifen, die wie Sommerfäden anfliegen, ohne daß man sich ihrer erwehren kann, die man, weil es so leicht und so lustig ist, auch gern auf fröhlicher Morgenwanderung eine kurze Strecke Weges haften läßt, aber nicht mit in den Arbeitstag hineinnimmt. Mit einem Wort, diese Geschichte eines Alltagserlebnisses, die Geschichte eines „Verhältnisses“, ohne aufdringliche realistische Kleinmalerei, aber auf scharfer Beobachtung der Umwelt beruhend, lebendig, knapp, sicher, anschaulich geschildert, hat einen symbolischen Gehalt, dessen der Dichter selbst aber schwerlich beim Schreiben sich bewußt war, und zugleich ist Selbsterlebtes darin, so wenig Ähnlichkeit der etwas streberhafte Referendar Kurt von Steigendorf innerlich und äußerlich mit seinem geistigen Vater hat. Die Perspektive, aus der er Menschen und Dinge sieht, ist, wenn nicht immer, so doch häufig die gleiche. Und von dem Ausflug nach Charlottenburg an, von dem Augenblick an, wo die „heilige Frau“ in die Erscheinung tritt, da fällt auch auf die kleine leichtsinnige Hildegard ein Abglanz der tragischen Frauengestalten der früheren Novellen und wir erkennen plötzlich, daß sie eine Schwester von Marie Lücke und Reine Gouyou ist, eine schwache, törichte, aber auch sie zum Leid geweiht und durch ihr Leid geadelt. Als er an einem Julitag durch die Gassen und Kirchen Nürnbergs schlendert — er kommt aus Bayreuth, wo ihn der Parsifal enttäuscht hat — da sieht er überall „Hildegard“: „Zu Dutzenden auf den Straßen, in den Kaffeehäusern und aus den Fenstern sich herausbiegend sah ich Modelle zu meiner Hildegard ... das Herz lachte mir im Leibe, wenn ich sah, wie ich den Typus getroffen habe.“ „Ich weiß nicht,“ fährt er fort, „ob Du Dir eine Vorstellung von der Freude machen kannst, wenn

man sich sagen kann, daß man eine bestimmte Menschenart dauernd durch eine poetische Gestalt festgestellt hat. Die lieben harmlos zutulichen Kinder, die ich, wo ich nur konnte, ansprach, ahnten wohl nicht, daß es geschah, damit sie mir gewissermaßen als Probe für die Richtigkeit meines Exempels dienen sollten." Diese Bemerkung ist insofern merkwürdig, als die Hildegard sicher nach einem lebenden Modell gearbeitet ist, und zwar gerade in den Zügen, die er hier in Nürnberg bestätigt findet. Bis auf den Namen ist sie in ein paar Briefchen leibhaftig da. Ein kleiner, leichter, lieber Sommervogel, der durch sein Leben gehuscht ist, aber sicher nicht wie ihre Namensschwester geendet hat. Die Tragik in der Novelle ist „aus eigenem Herzen geboren".

Bis in seine reifen Mannesjahre hatte er die Leidenschaft im höchsten Sinne nicht erfahren. Seine ganze Seele war aufgegangen, war verzehrt worden in der Glut seiner schöpferischen Arbeit. Wohl hatten, seit er die Kinderschuhe ausgetreten, Frauen auch in seinem Leben eine Rolle gespielt, und ebenso die Sinnlichkeit. Leicht entflammbar für Frauenschönheit hatte er keineswegs schüchtern beiseite gestanden an der Tafel des Lebens, sondern mit naiver Unbefangenheit der Schönheit und Anmut gehuldigt, wo er ihr begegnete. Und es ist daher auch keine Phrase, wenn er einmal nach einer mühsamen Bergwanderung mit müden Knien heimkehrend schreibt: „Ich habe bis jetzt geglaubt, die Knie seien dem Mann nur gegeben, um damit vor schönen Frauen zu knien." Aber nie hatte das wirklich Gewalt über ihn gehabt, sondern war nur ein willkommener Begleitakkord in seinem Leben gewesen, dem er in Ruhepausen der Arbeit gern sein Ohr lieh, aber nichts, was ihn ausfüllte, nichts, was den Kern seines Wesens berührte oder verstörte. Diese Stürme waren ihm, wie seine Siege, für die Mittagshöhe seines Lebens vorbehalten. Und es gab einen Kampf, den schwersten von allen, denn, was jetzt in sein Leben hineinwuchs, das war etwas ganz Neues, Großes, Schönes, aber zugleich Furchtbares, das ihn wie Erlösung und Vernichtung zugleich ansah.

An einem Frühlingsabend des Jahres 1880 begann es, in dunkelster Zeit. „Väter und Söhne" war eben geschrieben, das Werk, auf das er seine letzte Hoffnung setzte, das er Neujahr 1880 selbst als „das letzte Drama" begrüßt hatte:

Noch einmal brich das lang bewahrte Schweigen,
klangvolle Harfe, die ich oft gestimmt,
noch einmal sollst du dich den Menschen zeigen,
vielleicht, daß man dein letztes Lied vernimmt.
— — — — — — — — — — —
Noch einmal nun zum Ringen und zum Hoffen
setz' ich mein Herz mit allen Kräften ein,
wird diese Blüte auch vom Reif getroffen,
nun denn — so soll's mir Schicksals Stimme sein.
Dann, Vaterland, soll diese Lippe schweigen,
die deinen Ruhm gesungen und dein Weh —
kommt einst ein Beßrer — ihm will ich mich neigen,
bleibt alles stumm, dann Vaterland ade!

„Meine Seele war damals so von Harm zerrissen," schreibt er nachmals, „ich trieb in einer so tiefen Hoffnungslosigkeit dahin, daß ich mir erschien wie ein Schiffer auf steuerlosem Schiffe in dunkler, tiefer Flut."

Es war im Olfersschen Hause in der Margaretenstraße und er las dort „Väter und Söhne" zum erstenmal in diesem Kreise. Und unter den Zuhörern saß eine, die ungleich den anderen sich stärker von dem Menschen, als von dem Werk gepackt fühlte, die diese heiße Liebe zu seinem Werk, diese verzweifelte Inbrunst, sich Gehör zu schaffen, die aus seinen Blicken, seinen Worten schrie, seltsam erschütterte, trotzdem sie bisher an dem „Preußisch-Bureaukratischen" der äußeren Erscheinung alles eher als Gefallen gefunden hatte. Heute sah sie ihn zum erstenmal mit anderen Augen an, und als man auseinanderging, sagte sie ihm ein paar gute Worte. Ihr Vater aber meinte auf dem Heimwege: „Der Wildenbruch wäre der rechte Mann für dich, schade, daß er Theaterstücke schreibt, damit wird er sich sein Leben verderben." Der Tochter ging's heiß übers Herz und doch mußte sie lächeln, er gefiel ihr ja so gar nicht, so sehr er sie heute erschüttert hatte.

Dem Manne aber hatte diese Begegnung eine seltsame, leise Unruhe in der Seele geweckt: „Sie erschien mir," schreibt er nachmals, „in ihrer Ruhe und Klarheit wie ein Stern über dem Haupte des Ertrinkenden — ich wußte, wieviel mehr sie von der Welt gesehen hatte, als ich, wie viel bedeutende Männer in ihr Leben eingetreten waren,

und der Gedanke, daß dieser stolze Stern sich einstmals niederbeugen und mit seinen strahlenden Lippen mich küssen und sagen würde: ‚Du bist von ihnen allen mir der Größte,‘ wäre mir wie Wahnsinn erschienen.“

Und doch hatte er in dem Augenblick, wo sie einander gegenüberstanden, es deutlich gefühlt, „wenn eine, dann müßte diese deine Frau werden“.

Das war Maria von Weber. Die Enkelin des großen Tondichters, die Tochter des ausgezeichneten Eisenbahningenieurs Max Maria von Weber, der seit zwei Jahren, von Wien ins preußische Handelsministerium als erste Kraft auf seinem Gebiet berufen, in Berlin lebte; ein Mann von hervorragender Begabung in jeder Richtung, „eine Persönlichkeit, von edelster Leidenschaft durchglüht, von allen lebendigen Kräften seiner Zeit genährt, von einem nie abstrakten, sondern realster Anschauung entquillenden Idealismus getragen.“ So hat ihn nachmals Ernst von Wildenbruch im Vorwort zu seinen gesammelten Schriften: „Aus der Welt der Arbeit“, geschildert, in dem er zugleich den Kummer ausspricht, „daß ein böses Schicksal es ihm verwehrt habe, mit ihm vertraut zu werden“. „Nur zweimal sah ich ihn, und beidemal so kurz, daß man das Zusammentreffen kaum ein Begegnen nennen, daß von einem Erschließen von Persönlichkeit zu Persönlichkeit nicht die Rede sein konnte — wenige Tage nach dem zweiten- und letztenmal, bei dem er mich aufgefordert hatte, ihn in seinem Hause zu besuchen, riß ihn unvermutet der Tod hinweg — und dennoch, so flüchtig der Blick gewesen war, mit dem ich in seine Augen gesehen hatte, unvergeßlich sind sie mir geblieben, diese warmen, beinah heißen, aus stillen Tiefen aufglühenden Augen, nie verlassen hat mich das Gefühl, daß ein bedeutender Mensch in mein Dasein getreten war.“ Dieses Mannes Tochter war Maria von Weber, ihm gleichend in Wesensart und im Äußeren, damals mit 34 Jahren über die erste Jugend schon hinaus, schon eine Persönlichkeit, aus klugen, temperamentvollen, dunklen Augen auf eine glückliche, in freiester und vornehmster geistiger Höhenluft verbrachte Kindheit, auf von Reflexen des Lebens in der großen Welt durchglänzte Mädchenjahre bereits zurückblickend, gestählt und gereift im täglichen Zusammenleben mit dem Vater und seiner männlichen, weite Kreise auch

ins Künstlerische ziehenden Arbeit. Selbst Künstlerblut in den Adern und feinfühlig empfängnisfreudig für Künstlerart. Und im tiefsten Grunde des Herzens einen unverbrauchten Schatz nicht nur an Lebenskraft, sondern auch an jugendlicher Lebensfreudigkeit hegend, der sich jedoch nur selten im innerlichen Gespräch, in den aufblitzenden dunklen Augen verriet, in der Gesellschaft gegen Neugier und Gleichgültigkeit mit einer kühlen Herbheit sich wappnend. Das war Maria von Weber, als sie in Wildenbruchs Leben trat. Ein starker, ein ganzer, ein einsamer Mensch. Ein „Geschöpf", um den Lieblingsausdruck Wildenbruchs zur Bezeichnung „des Inbegriffs schöner, weiblicher Eigenschaften" zu gebrauchen, an dem ein Mann wie der Dichter von „Vätern und Söhnen" wohl einen Seelen- und Augentrost haben konnte, und dem auch er Seelentrost zu bringen berufen war.

Die Stunde dafür schlug schneller, als einer von ihnen gedacht hatte. Im Sommer 1880 hatte Max Maria von Weber im Auftrage des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten eine Erkundungsreise nach den Vereinigten Staaten gemacht, von der er im Herbst als ein schwer leidender Mann zurückkehrte. In der Zwischenzeit hatten sich Wildenbruch und Maria von Weber bei gemeinsamen Bekannten, vor allem im Hause von Max Jähns, häufig gesehen und aus diesen Stunden, in denen er viel aus seinen eigenen Dichtungen las, hatte sich zwischen beiden ein Vertrauens- und Freundschaftsverhältnis entwickelt, das bei ihr zunächst in einem warmen Gefühl der Teilnahme und der Rührung über den Verzweiflungskampf, den sie ihn mit dem Schicksal ringen sah, zum Durchbruch kam. Da starb im April 1881 plötzlich Max Maria von Weber. Noch nicht zwei Stunden waren vergangen, als der verwaisten Tochter Ernst von Wildenbruch gemeldet wurde. Er kam, weil er mußte: „Ich habe Ihren Vater so verehrt und Sie tun mir so leid!"

Seitdem hatte Maria von Weber ein Gefühl innerer Zusammengehörigkeit mit diesem Mann, der in ihrer tiefsten, verzweifeltsten Einsamkeit zu ihr gekommen war, weil ihn sein Herz zu ihr gerufen und ihm gesagt hatte: Sie braucht dich." Und ebenso sagte auch ihr eine Stimme: „Er braucht dich." Aus diesem Gefühl heraus — „mir war's all die Zeit, als hörte ich ganz von ferne eine Lerche singen, aber ganz

weit" — widerstand sie dem Zureden der Geschwister, zu ihnen nach Dresden zu ziehen, blieb in Berlin, mietete sich eine Wohnung in der v. d. Heydtstraße, nahm eine alte Verwandte als Ehrendame ins Haus. Und zwei Menschen waren darüber glücklich. Eine wunschlose Zeit. Wie es von jeher seine Gewohnheit in Freundeshäusern gewesen, ging er auch in der v. d. Heydtstraße aus und ein zu jeder Tageszeit, unbekümmert darum, ob nach dem konventionellen Anstandskodex die Stunde passend oder unpassend war und ob man in der Gesellschaft über diese naive Art des Verkehrs die Köpfe zu schütteln begann. Er kam, wenn er etwas auf dem Herzen, wenn er etwas geschrieben hatte, kam, wenn er den Menschen brauchte, der da in der v. d. Heydtstraße, wie die Prinzessin im Bauer saß, wie es bei Klaus Groth heißt:

„— und set jümmer und lur."

Und die Prinzessin tat die Pforte auf, so oft es pochte, denn sie wußte, der Mensch brauchte sie, nicht weil er sie geliebt hätte, sondern weil sie ihm etwas geben und sein konnte, was ihm noch kein anderer Mensch hatte sein können; und zugleich wuchs in diesem Austausch aus dem Gefühl teilnehmender Freundschaft für den Menschen von Tag zu Tag mehr das Gefühl des Respekts, der Bewunderung vor seinem Werk. Unsichtbare Fäden spannen sich herüber und hinüber, umspannen die beiden mit einem dichten Netz, in dem sie von der Außenwelt nichts mehr hörten und sahen. Aber Freunde und Verwandte begannen den Kopf zu schütteln, an dem Netz zu zupfen und zu fragen: Was soll daraus werden? Der Mann hörte auch jetzt noch nichts, und die Frau, die viele betreuende Hände auf ihrer Schulter fühlte, erwiderte einer Freundin, die mit den Worten: „Ja das ist gut und schön, aber heiraten wird er dich niemals," anpochte: „Ich will auch gar nicht geheiratet sein."

Aber dann war's doch plötzlich da, was kommen mußte, die Wunschlosigkeit hatte ein Ende und nun stand ernst und drohend das Schicksal selbst vor ihnen und verlangte Antwort. Nicht die Gesellschaft, die Stimme ihres Blutes stellte die Frage: „Wo steuert ihr hin?" Und im Frühling 1883, bei der Heimkehr aus einer Gesellschaft, in der offene und versteckte Fragen und Anspielungen auf Verlobt- oder Nichtverlobt-

sein beide aufs tiefste verstimmt haben, kommt es zu einer Aussprache — merkwürdig genug — unter den Fenstern des Hauses, in dem sie nachmals ihren Herd gründen sollten. „Es geht so nicht weiter“, das fühlen beide, ebenso aber, daß sie nicht mehr voneinander lassen können, und zugleich, daß eine Bindung vor der Welt in diesem Augenblick ihnen aus inneren und äußeren Gründen nicht möglich ist. „Warte auf mich!“ sagt er; „ich warte,“ schallt die Antwort zurück. So trennt man sich. Und in derselben Nacht setzt er sich hin und schreibt: „Warte nicht, ich kann nie kommen. Ich darf mich an keinen Menschen binden, ich muß einsam bleiben, wenn ich mir nicht selbst untreu werden will, muß wieder gleich dem einsamen Wolf über die Heide schweifen; die dauernde Vereinigung mit einer Frau, die Verheiratung überhaupt ist mir unmöglich.“ Und nun die Frage: „Müssen wir uns deshalb überhaupt trennen, muß nun alles aus sein?“ Und die Frau preßt ihr Herz zusammen und antwortet mit heller, klarer Stimme: „Nein, es soll bleiben, wie es bisher war, als ob dieser Abend und diese Nacht nie gewesen wären.“

Und so leben sie weiter, alles miteinander teilend an Innerlichstem, aber wunschlos, zukunftslos. In Trennungszeiten, im Sommer 1883, während seiner Urlaubsreise nach Süddeutschland und in die Schweiz, im Sommer 1884, während er im Schwarzwald weilt, gehen täglich Briefe hin und her, in denen beide sich auf den Grund der Seelen schauen und in tiefstem, reinstem Glücksgefühl untertauchen. Aber immer wieder pocht es von draußen ans Tor; die nächsten Freunde, die Verwandten schütteln die Köpfe; und immer energischer wird der Vorwurf laut: „Du kompromittierst sie.“

Da setzt er sich an einem Tage zu Ende September 1884 hin und schreibt an den Bruder der geliebten Frau in Dresden einen Brief von Mann zu Mann, einen wundervollen Brief, aus dem die ganze vornehme Natur des Schreibers und zugleich die bittere Not, in der seine Seele ringt, einem ergreifend entgegentritt; schreibt ihm: „Ich liebe Ihre Schwester, wie ich noch nie eine Frau geliebt habe und lieben werde, aber ich habe nicht den Mut, schon jetzt ihr Schicksal an meines äußerlich dauernd zu binden. Sie haben vielleicht erfahren, welch schweren Gang mein Leben bis zum heutigen Tage gemacht hat, durch welche Dunkel-

heiten es mich geführt hat. Ein Leitstern ist gewesen, der mich in Not und manchmal in Verzweiflung sicher geführt hat, die große Stimme meiner Natur, wenn Sie es so nennen wollen, mein Instinkt. Diese Stimme meiner Natur ist es, welche mir obige Worte an Sie diktiert. Noch steht mein Leben wie ein Ringkämpfer mitten in der Arena, noch hat es keine Ruhe gefunden, um sich im Frieden der häuslichen vier Wände niederzulassen, noch ist der Drang zur Einsamkeit zu übermächtig in mir und noch immer sind es die Gestalten meiner Phantasie, in deren Schoß ich flüchten muß, wenn die Welt mich quält. Darum bitte ich um Vertrauen und um Glauben, daß nichts von meiner Seite geschehen ist, geschieht, noch geschehen wird, was einem einzigen Menschen die Berechtigung verliehe, sich in Wahrheit über unser Verhältnis aufzuhalten, was die reine Gestalt Ihrer Schwester auch nur mit dem leisesten Schatten in Ihrem Bewußtsein verdunkeln könnte. Lassen Sie mich fertig werden mit meiner eigenen Natur, es ist ein harter Kampf und haben Sie Geduld."

Und im gleichen Sinne schreibt er einige Wochen später dem gemeinsamen besorgten Freunde Max Jähns: „Ich liebe Fräulein von Weber, habe die feste Absicht sie zu heiraten, und betrachte mich als mit ihr verlobt," und ermächtigt den Besorgten, gegebenenfalls von der Schlußerklärung auch anderen gegenüber Gebrauch zu machen.

Aber die Gesellschaft ist eine Gottheit, die ihrer nicht spotten läßt. An einem Hoffest im November sprach sie zu dem Zögernden durch den Mund des Kronprinzen ihr letztes Wort: „Na, Wildenbruch, nun wird aber geheiratet! Woran liegt's denn noch?"

Jetzt wurde ihm klar, daß aus einem weiteren Zögern gerade das Unheil erwachsen könne, was er sich und ihr hatte ersparen wollen, die Zerstörung ihrer inneren Gemeinschaft.

Am 18. November 1884 verkündeten die Zeitungen die Verlobung Ernst von Wildenbruchs mit der Freiin Maria von Weber; für die Außenstehenden, vor allem die nicht in Berlin Wohnenden doch eine große Überraschung. Anzeigen wurden nicht versandt, auch nicht an die nächsten Freunde. Nur dem treuen Dr. Stange schrieb er am Vorabend der Veröffentlichung: „Was die Zeitung Ihnen morgen verkünden

wird, sollen Sie heute durch mich selbst erfahren: mein Leben hat einen großen und bedeutsamen Schritt in seiner Entwicklung getan: ich habe mich verlobt. Meine Braut ist eine edle und bedeutende Frau, Fräulein Maria von Weber, Enkelin Karl Marias von Weber. Das Bündnis mit diesem edlen Weibe wird kein Hemmnis für den Dichter, wohl aber eine tiefe Quelle menschlichen Segens für den Menschen werden, den Sie unter dem Namen Ernst von Wildenbruch kennen und lieben gelernt haben."

Den Sonntag darauf kam er selbst zu den Getreuen nach Frankfurt, den Schillerpreis bei Lienau zu feiern, und der alte Freund pries sich noch in der Erinnerung glücklich, „weil ihm das Schicksal wieder einmal einen ganzen Tag lang den Anblick eines glücklichen Menschen gegönnt hatte".

In der Tat war er, nachdem der Schritt getan, der glücklichste Bräutigam. Der tief in ihm wurzelnde Familiensinn, die Freude am Haus, in dem edler Frauensinn den Arbeitstag durchleuchtet und dem Festtag Stimmung und Weihe gibt, alles was in seinen Kindertagen reichster Besitz gewesen und seitdem in der Einsamkeit seiner Jünglings- und Mannesjahre versunken auf dem Grund seiner Seele gelegen, tauchte jetzt wieder empor ans Licht und warf auf die Zukunft verheißungsvollen Schein.

Am Weihnachtsabend 1884 putzte er in der v. d. Heydtstraße zum erstenmal wieder den Lichterbaum und mit tiefer Rührung stand er vor den lieben, alten Stücken, „die seine Mutter in ihren gesegneten Händen gehalten hatte", vor allem dem Hausrat aus dem Elternhaus, der während seiner einsamen Jahre in Winkeln verpackt, auf den Augenblick gewartet hatte, bis der Sohn und Erbe sie am eignen Herd wieder aufbaue. In den ersten Märztagen 1885 zog schon die künftige Herrin in die neue Wohnung in der Hohenzollernstraße 9, im ersten Stock, mit dem Blick auf den Landwehrkanal, zu dessen Fenstern die knospenden Linden und Kastanien heraufgrüßten. Und am 12. April mittags 12 Uhr wurden sie durch Frommel im neuen Heim selbst getraut, im Eckzimmer nach dem Ufer zu. Die nächsten Angehörigen und Freunde waren versammelt, die beiden Brüder, die Schwester mit ihren Kindern, Hedwig von Olfers mit ihren Töchtern, das Haus Max Jähns in

drei Generationen vertreten, der Bruder der Braut, Hauptmann von Weber aus Dresden mit Frau. Ein Mahl im Kaiserhof reihte sich an. Als es Abend geworden, fuhren die Neuvermählten nicht in die Ferne, sondern in die Hohenzollernstraße. Solange hatten die beiden Einsamen in Sehnsucht gelebt, zu Hause zu sein. Jetzt endlich öffnete sich ihnen die lang verschlossene Pforte, hinter der ein neues Leben schweigend ihrer wartete.

Anhang

1. Ernst von Wildenbruchs Selbstbiographie [1])

Ernst Adam von Wildenbruch ist geboren am 3. Februar 1845 zu Beirut in Syrien als Sohn des preußischen Generalkonsuls Ludwig von Wildenbruch daselbst. Seine Mutter war Ernestine, geb. von Langen, früher Hofdame der Prinzessin Louise von Preußen. Ernst von Wildenbruch ist der dritte von vier noch lebenden Geschwistern, eine ältere Schwester, Louise, ist in Schlesien mit dem Grafen Yorck von Wartenburg vermählt, ein älterer und ein jüngerer Bruder (Emin und Ludwig) gehören als Hauptleute der preußischen Armee an.

Im Alter von zwei Jahren siedelte Ernst von Wildenbruch mit den Eltern nach Berlin über und verblieb daselbst bis zu seinem fünften Lebensjahre. Die Eltern bewohnten in dem damals Radziwillschen Palais den (von der Straße aus) rechten Flügel; mit den jüngeren Söhnen der Radz. Familie lebhafter Verkehr. Im Hause der geistvollen Fürstin Leontine Radziwill vielfach theatralische Aufführungen. Ernst von Wildenbruch spielte in einer derselben, im Sommernachtstraume, den Mond. Fünf Jahre alt, Übersiedlung nach Athen, wo der Vater als Gesandter hinberufen wird. — Wohnung unweit der Akropolis, gegenüber dem weitausgedehnten Schloßgarten, im Hintergrunde die Berge des Hymettos. Die Akropolis beinah täglicher Spaziergang; der an der großen Freitreppe befindliche, noch ziemlich gut erhaltene Niketempel machte großen Eindruck, ohne daß der Knabe sich von dem Eindrucke Rechenschaft geben konnte. Dicht am Hause die Ruinen des aus der Römerzeit stammenden Jupitertempels. Nach einjährigem Aufenthalte Berufung des Vaters nach Konstantinopel als Gesandter. Übersiedlung dahin. Ankunft an einem regnerischen Märzmorgen. — Unvergeßlicher Eindruck vom ersten Anblick des Goldenen Horns. Die Familie wohnte in einer der am Bosporus sich entlang ziehenden

---

[1]) Diese Selbstbiographie, 1882 für Herrn Isidor Landau niedergeschrieben und von diesem für eine am 24. April 1882 im „Berliner Börsen-Courier“ erschienene biographische Skizze „Ernst von Wildenbruch“ verwertet, erscheint hier zum erstenmal in ihrem vollständigen Wortlaut nach der Handschrift. Der Zeitfolge nach ist es die zweite, die wir von ihm besitzen. Die erste, geschrieben 1867 bei der Meldung zum Abiturientenexamen in Burg, ist abgedruckt bei Tüselmann. Ernst von Wildenbruch in Burg (Jahresbericht des königl. Viktoria-Gymnasiums von Burg 1910), S. 4f. Eine dritte erschien in den „Zehn lyrischen Selbstporträts“, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher), Leipzig (1906). S. 59f., vgl. S. 369. Kleine chronologische Gedächtnisfehler der Handschrift sind stillschweigend gebessert.

Ortschaften, Arnautköi, ungefähr in der Mitte zwischen Stambul und dem Schwarzen Meer, auf der europäischen Seite, unmittelbar am Wasser. Schöne Lage, schöne Aussicht. In erster Zeit dem Knaben schwer zu fassen, daß das gegenüberliegende kleinasiatische Ufer einem anderen Weltteile angehörte. Glückliche Jugendjahre, gemeinsamer Unterricht mit dem jüngeren Bruder durch den Hauslehrer, Dr. Otto Frick, jetzt Direktor der Franckeschen Stiftungen zu Halle, welcher die auf dem Hippodrom zu Stambul stehende Schlangensäule entdeckte und bekannt machte. Lebendiger Verkehr mit den Söhnen der deutschen Kaufmannsfamilie Schneider und mit den Söhnen des preußischen Kanzlers Testa.

Großer Eindruck des Krimkriegs, welcher sich während jener Zeit von Anfang bis zu Ende abspielte. — Die Schiffe der Alliierten kamen, mit Truppen überfüllt, am Hause vorüber, nach der Krim hin, und später von da zurück. Im Hause selbst kleiner Krieg: die griechische Dienerschaft auf Seite der Russen (Moskows), die türkischen Kawassen energisch dagegen.

Die letzte Zeit in Konstantinopel getrübt durch die zunehmende schwere Erkrankung der Mutter (an Brustkrebs). Um Heilung für sie zu suchen, geht der Vater nach sechsjährigem Aufenthalte in Konstantinopel mit der Familie nach Deutschland zurück. Reise über das Schwarze Meer, die Donau bis Preßburg, von da per Bahn über Prag nach Berlin. Der Knabe sieht in den Gasthöfen zum ersten Male Gaslicht, und kann sich's nicht erklären, da er keinen Docht sieht. Im Sommer 1857 aufs Pädagogium zu Halle gegeben (Direktor Cramer), zu Weihnachten 1857 von dort fort nach Berlin, um das Französische Gymnasium zu besuchen. Anfang 1858 stirbt die Mutter; schwerer, nie verwundener Verlust — liegt begraben auf dem Kirchhofe in der Kleinen Rosenthaler Straße zu Berlin; hatte vergeblich letzte Rettung in Bad Rehme bei Oeynhausen gesucht. 1858 kehrt Vater allein auf seinen Posten nach Konstantinopel zurück. Ernst von Wildenbruch mit seinem jüngeren Bruder in Pension bei dem General a. D. von Froreich, hier, Viktoriastraße. Geringe Fortschritte im Französischen Gymnasium; wird für sehr dumm und faul gehalten, kann namentlich keine deutschen Aufsätze machen; zeigt gar keine Anlage zum Versetztwerden. 1859, nach Rückkehr des Vaters, wird Ernst von Wildenbruch mit seinem jüngeren Bruder zum Militär bestimmt, tritt Mai 1859 mit dem Bruder in das Kadettenkorps zu Potsdam ein. Leidliche Fortschritte, schlechter Kopf für Mathematik. 1860 Versetzung ins Berliner Kadettenhaus (Neue Friedrichstraße). 1861 Prima, 1862 Selecta, Mai 1863 als Offizier ins Erste Garderegiment zu Potsdam (Kommandeur Oberst von Kessel, jetzt General, Präses der Generalordenskommission). Vom ersten Tage dumpfes Gefühl, daß es nicht der rechte Beruf sei; zeigt mehr Neigung zur Einsamkeit, als zum kameradschaftlichen Verkehr. Vertrautester Freund jener Zeit Leutnant von Falkenhausen, jetzt Major im Generalstabe. In dieser Zeit erste ernsthafte, poetische Versuche. Zahlreiche Gedichte, ein

modernes fünfaktiges Trauerspiel (Die Schwestern), dessen Manuskript verloren. Militärischer Beruf, Engigkeit der Potsdamer Garnisonverhältnisse immer unerträglicher. 1865 Auseinandersetzung mit dem Kommandeur, Winter 1865 Einreichung des Abschieds. Familienbesorgnisse. Vater, der sich 1859 zum zweiten Male mit Flora, geb. Nicolovius, Tochter des Staatsrats Nicolovius, vermählt hat, fragt, was werden soll. Antwort: Abiturientenexamen, studieren. Allgemeine Zweifel. Geht Weihnachten 1865 nach Burg bei Magdeburg, wo Dr. Frick als Direktor dem Gymnasium vorsteht, beschließt, daselbst privatim sich vorzubereiten. Wohnt bei Fräulein Jacobi (kanonisches Alter) am Paradeplatz für zwei Reichstaler monatlich zur Miete; sitzt auf seiner Stube, arbeitet stillvergnügt, ist sehr glücklich. Gemeinsamer Mittagstisch mit jüngeren Lehrern des Gymnasiums, Referendaren des Kreisgerichts — höchst fidele Gesellschaft; waren die glücklichsten Zeiten meines Lebens. Jeden Sonntag eine Bowle von einem neuen Ingrediens, schließlich alles durchprobiert — Resedabowle — Kopfschmerzen! Täglicher Mittagsgast war Tessendorf — damals Staatsanwalt in Burg, später in Magdeburg, und seitdem berühmt geworden. Äußerst jovialer Gesellschafter; seitdem zwischen uns ununterbrochen herzliche Freundschaft.

1866 bei Ausbruch des Krieges zur Fahne eingezogen, machte den Krieg bei der Gardelandwehrdivision mit, welche als erste Reserve hinter der Elbarmee folgte. Am Abend des 3. Juli auf dem Schlachtfelde von Königgrätz — wunderbarer Eindruck, als die Kolonne aus Nechaniz debouchierte und plötzlich das ganze Schlachtfeld mit unzähligen Lagerfeuern offen lag. Dann Prag besetzt, dann bis Nikolsburg marschiert, dann zurück. Auf dem Rückmarsch in Schloß Pernstein in Mähren einquartiert, wo ein Bild der „weißen Frau" des Berliner Schlosses. Im Herbst 1866 wieder entlassen, Rückkehr nach Burg, zu den Studien. Michaelis 1867 das Abiturientenexamen am Gymnasium zu Burg bestanden. Übersiedlung nach Berlin, um an der Universität daselbst Jura zu studieren. Wohnte zuerst Zimmerstraße 14, dann Mohrenstraße 48. Letzteres Haus jetzt verschwunden, ein Gründerpalast an dessen Stelle. Von nun an lebhafte poetische Tätigkeit, aber wenig Resultate. Gedichte, Dramen. Unter letzteren nennenswert „Spartacus", Trauerspiel. Blieb alles im Tischkasten liegen; nur ein Produkt erschien im Drucke: „Die Philologen am Parnaß", ein Satirspiel, welches die Sucht der Philologen geißelt, die Klassiker des Altertums kritisch zu zerlegen. In dieser Zeit starke Hinneigung zu der romantischen Schule, namentlich Ludwig Tieck, dessen Sachen mit Eifer gelesen. Daraus entspringt ein ungesunder Hang zum Mystizismus. Ein besonders vertrauter Verkehr mit dem jüngeren Bruder meines Schwagers, Grafen Wolfgang Yorck von Wartenburg, der ein hochbegabter Jurist und großer Literaturfreund war. Er wohnte in der Cantianstraße, gegenüber Palais Monbijou — entzückender Balkon, saß

mit ihm auf diesem Balkon in der Julinacht 1870, als die Kriegserklärung Frankreichs erfolgte. Er fiel als Reserveoffizier in der Schlacht von St. Privat. — Bei Ausbruch des Krieges das Referendarexamen gemacht, dann zum Heere eingezogen. Schicksal versagt mir kriegerische Lorbeeren; befand mich während der Kriegsmonate beim Ersatzbataillon des Zweiten Garderegiments in Berlin. Komme zu Weihnachten auf den Kriegsschauplatz vor Paris; liege in St. Cyr in Quartier bei französischen Bauern, finde bei denselben ein Buch: Paul et Virginie — kannte es noch nicht, lese es dort. Unsere Mittagstafel in der Offizierspeiseanstalt der Offizierskriegschule von St. Cyr; der Wirt wundert sich über die preußischen Offiziere, die viel pünktlicher bezahlen, als die französischen. Ich finde in St. Cyr ein deutsches Lesebuch, in demselben „Johann der muntere Seifensieder"; zu demselben eine Anmerkung des französischen Kommentators, welcher behauptet, das Gedicht sei aus dem Französischen gestohlen. Im Juni 1871 entlassen, gehe im September 1871 nach Frankfurt a. d. O., um dort als Referendar am Gericht zu arbeiten. Präsident des Appellationsgerichts Simson (jetzt in Leipzig), vom ersten Tage an gütiger Vorgesetzter und wohlwollend für meine literarische Tätigkeit. Ich wohnte dicht an der Oder, mit sehr schöner Aussicht, Oder auf- und abwärts. Werfe mich mit ziemlichem Eifer auf die Juristerei, mit noch größerem auf die Poesie. Es entstehen: „Die Söhne der Sibyllen und der Nornen", Dichtung in mystischem Charakter, eingegeben durch die Ereignisse 1870/71, behandelt das Verhältnis von Romanentum und Germanentum — leidet an dem Fehler, dem junge Poeten leicht verfallen, eine große Sache mit einem Worte aussprechen zu wollen. Ich lese das Gedicht März 1873 in Frankfurt öffentlich vor — es macht Aufsehen — die meisten aber halten mich für verrückt. Es entsteht: „Vionville", Heldenlied in drei Gesängen; „Sedan", Heldenlied in drei Gesängen. Dazwischen unzählige lyrische Gedichte, Erzählungen, Dramen, von letzteren sind zu nennen „Die Rache der Frau" (ungedruckt), Schauspiel, „Auf der hohen Schule" (ungedruckt), Schauspiel (aufgeführt 1875 in Weimar, 1876 in Frankfurt a. d. O.), „Daniel in der Löwengrube" (ungedruckt), musikalisches Drama, „Harold" (erste Gestalt), der seitdem unzählige Umarbeitungen erfahren hat, die letzte im Jahre 1881, in welcher er nun die Bühne betreten wird.

Der Verkehr in Frankfurt gestaltete sich sehr angenehm, fand viel steigende Anerkennung für meine Sachen, namentlich bei dem Bruder meiner Stiefmutter, dem alten Oberforstmeister Nicolovius, einem Großneffen Goethes (als Enkel von Goethes Schwester Schlosser), bei dem ich alle Sonntage zu Mittag esse; jetzt ist er gestorben. Viele andere liebenswürdige Familien, anregender geistiger Umgang; ich suche meine Leute, wo ich sie finde, und entdecke einen mit großem Kunstsinn begabten Uhrmacher namens „Balzer". Wir werden Freunde, sind es noch heute, in seiner Wohnung lese ich alle meine neu entstandenen Sachen vor. Außerdem vertrauter Verkehr mit dem Dr. jur. Stange,

dem hochbegabten Organisten und jetzigen Musikdirektor Paul Blumenthal, und in der Familie des Prorektors Schwarze.

Allmähliches Kopfschütteln der Frankfurter Gesellschaft, verstohlene Zweifel, ob ich je das Assessorexamen machen würde. Im Sommer 1876 setze ich mich daran, zu Weihnachten 1876 mache ich das Assessorexamen.

Mittlerweile hatte ich durch den Tod meinen Vater verloren, der im November 1874 zu Berlin starb; 1879 ist ihm meine Stiefmutter im Tode gefolgt. Zu Anfang 1877 werde ich als Hilfsrichter nach Eberswalde geschickt, wo ich bis zum März arbeite. Ich habe sehr viel zu tun und fange an zu merken, daß Richter und Poet sein sich schwer vereint. Im März 1877 an das Stadtgericht nach Berlin versetzt; habe unmenschlich viel zu tun und merke es immer deutlicher. Im Juli 1877 bietet sich Gelegenheit, ins Auswärtige Amt einzutreten, ich benutze sie und gehöre dem letzteren noch heute an. Ich wohnte zuerst Oranienburger Straße 26, dann Schellingstraße 16, dann Potsdamer Straße 11, dann Dessauer Straße 2, dann Potsdamer Straße 115, ziehe Ostern[1] Königin-Augustastraße 29.

Es entstanden in dieser Zeit: 1877 „Lieder und Gesänge, „Der Menonit“ (Trauerspiel), aufgeführt zu Frankfurt a. M., zu Hannover 1881, 1882. 1877/78 „Die Herrin ihrer Hand“ (modernes Schauspiel, ungedruckt), 1878 „Die Karolinger“ (aufgeführt an verschiedenen Bühnen), „Theorie und Praxis“ (Lustspiel, ungedruckt), 1879 „Der Meister von Tanagra“ (Erzählung), 1879/80 „Väter und Söhne“ (Schauspiel, ungedruckt), 1880 „Franzeska von Rimini“ (Novelle), 1880/81 „Vor den Schranken“ (Novelle), 1881 „Harold“ (neueste Gestalt), „Opfer um Opfer“ (modernes Schauspiel, ungedruckt), dazwischen Balladen.

In Berlin vielfacher, insbesondere literarischer Verkehr.

Der Rest ist Zukunft und Schweigen.

---

[1]) 1882.

2. Anmerkungen

I. Ahnen und Eltern

Motto (S. 1). Vgl. Ernst von Wildenbruch, „Letzte Gedichte“, 1909, S. 159 („Held und Helden. Dem Infanterieregiment Prinz Louis Ferdinand von Preußen zum 18. November 1906 dargebracht.“ Str. 5). —— Prinzessin Luise und Louis Ferdinand (S. 3 ff.). Vgl. „Louise de Prusse, Princesse Antoine Radziwill. Quarante-cinq années de ma vie (1770—1815).“ Publié avec des annotations et un index biographique par la princesse Radziwill née Castellane. Deuxième édition. Paris, Librairie Plon, 1911. S. 203 ff. —— Die Katastrophe von Saalfeld (S. 4). Quellen: 1. Albert Pick. „Aus der Zeit der Not 1806—1815. Schilderungen zur preußischen Geschichte aus dem brieflichen Nachlaß des Feldmarschalls Neidhard von Gneisenau“, Berlin 1909. S. 368 (Brief Valentinis an Gneisenau vom 19. Nov. 1807). 2. „Quarante-cinq années de ma vie“, S. 229 (mündlicher Bericht Gneisenaus). 3. von Hymmen. „Prinz Louis Ferdinand von Preußen. Historisch-biographische Skizze“. Berlin 1894, S. 47 ff., 56. Die abweichende Auffassung Lettow-Vorbecks „Der Krieg von 1806—1807“, S. 240 ff., erscheint nach den unter 1. und 2. aufgeführten Quellen unhaltbar. Vgl. auch v. d. Goltz, „Von Roßbach bis Jena“, S. 39. —— Louis von Wildenbruch (S. 4). Vgl. „Quarante-cinq années de ma vie“, S. 209. —— Beide Kinder: 1. Anton Albert Heinrich Ludwig von Wildenbruch, geb. 28. März 1803. 2. Emilie Henriette Luise Blanche von Wildenbruch, geb. 23. April 1805. —— Henriette Fromme: In den nachgelassenen Papieren finden sich keine Zeugnisse eines späteren persönlichen Verkehrs der Geschwister mit ihrer Mutter. Doch muß ein solcher bestanden haben. Ein Verwandter mütterlicher Seite, Oberhofbaurat Titel, quittiert am 4. März 1828 „von meiner Schwägerin der Kriegsrätin Alberts, geb. Fromme, mir schuldig gewordene 800 Taler von ihrem Sohn dem . . . Lieutenant von Wildenbruch . . . erhalten zu haben.“ —— Adelsbrief (S. 4). Ausgestellt am 4. April 1810, durch welchen „die beiden natürlichen Kinder des verstorbenen Prinzen Ludwig von Preußen, Sohnes des Prinzen Ferdinand von Preußen Hoheit und Liebden mit Beilegung des Nahmens Ludwig von Wildenbruch und Blanca von Wildenbruch in den Adelstand“ erhoben werden. Das gleich-

zeitig verliehene Wappen zeigt „ein Schild, auf welchem im grünen Felde drey goldene Rosen, deren zwey oben und eine unten zu stehen kommen, und als Schildhalter auf der einen Seite ein wilder Mann, und auf der andern ein Schwartzer Adler, ferner über dem Schilde ein adlicher Turnirhelm und auf demselben die adliche Crone, so wie auf dieser ein Adlersflügel sich befindet." —— Vermögensverhältnisse (S. 5). Nach der Vormundschaftsabrechnung hatte das ursprüngliche, gemeinsame Vermögen beider Geschwister 59760 (31687 und 28072) Taler betragen. Bei der Abrechnung waren noch vorhanden für Louis 25181, für Blanche 28372 Taler. Blanche von Wildenbruch heiratete später einen Herrn von Roeder, der das Gut Rothsürben in Schlesien besaß. Die Prinzessin Luise zahlte als Zuschuß zur Aussteuer 1390 Taler. Das Verhältnis der beiden Geschwister zueinander war nicht gut. Louis von Wildenbruch brachte nachmals große Opfer für die — durch eigene Schuld — in Vermögensverfall geratene Schwester und deren Kinder. —— Lebenslängliche Pension (S. 5). Die Urkunde darüber im Nachlaß Louis von Wildenbruchs. Nach dem Tode der Prinzessin Ferdinand ward die Pension von der Prinzessin Luise und deren Erben weitergezahlt. —— Erbschaft Prinz Augusts (S. 5). Der Tod des Prinzen erfolgte, während Louis von Wildenbruch Generalkonsul in Syrien war. Nur den Bemühungen der für die benachteiligten Geschwister Wildenbruch eintretenden, ehemaligen Hofdame der Prinzessin Luise, der Gräfin Pauline Néale, die sich direkt an den König wandte, hatten es die Wildenbruchs zu danken, daß ihnen wenigstens der Betrag des von den Testamentserben zu zahlenden Erbschaftsstempels im Betrage von etwa 50000 Talern zugewendet ward. —— Jugendjahre Louis von Wildenbruchs (S. 5 ff.): Zeugnisse und Patente über seine militärische Laufbahn in den Familienpapieren; für seine persönlichen usw. Beziehungen in diesen Jahren aufschlußreich ebenda Briefe seiner Freunde A. von Lauer und Westphalen. —— von Royer (S. 7). Vgl. „Quarante-cinq années de ma vie", S. 70, 101, 174, 210, 212, 213. —— Tagebücher (S. 7) — 2 Hefte — der Reise von Scutari nach Damascus (Mai, Juni, Juli) in den Familienpapieren. Ebenda ein Brief A. Petermanns vom 20. März 1849 an Louis von Wildenbruch in dem es u. a. heißt: „Es macht mir nicht geringe Freude, Ihnen sagen zu können, daß die Geographische Gesellschaft von London Ihre wichtigen Arbeiten in dem Maße anerkennt und würdigt, als sie es verdienen." In der Sitzung am 25. Juni 1849 las Petermann: „Notes on the physical Geography of Palestina. Extracted from the Letters of Col. von Wildenbruch . . . adressed to A. Petermann." Sonderabdruck bei den Familienpapieren. —— Verlobung und Heirat (S. 8 ff.): Hauptquelle die Korrespondenz Louis von Wildenbruchs mit Ernestine — seit der Verlobung lückenlos —; von Louis von Wildenbruch nach Ernestinens Tod sorgfältig geordnet und zum Teil mit erklärenden Notizen oder mit gerührt emphatischen Paraphrasen versehen. — Brief

Wilhelm Radziwills (S. 11), vom 5. April 1837, in den Familienpapieren. —— Das Memoire über Beirut (S. 13). Konzept von Schreiberhand mit eigenhändigen Korrekturen, ohne Datum, Anrede und Unterschrift, 3 geheftete Foliobogen, 9 Seiten halbseitig beschrieben, in den Familienpapieren. —— Für Beirut (S. 16 ff.), außer den zwischen Louis und Ernestine gewechselten Briefen: Reisetagebücher Ernestinens („Reise nach Jerusalem in den Monaten April und Mai 1844", „Reise nach Damascus"). A. von Boguslawski. Aus der preußischen Hof- und diplomatischen Gesellschaft. 1. Aus der preußischen Hofgesellschaft 1822—1826. 2. Ernestine von Wildenbruch 1805—1858, Stuttgart und Berlin 1903, S. 160 ff. Zu den dort gegebenen Lebensdaten ist zu bemerken, daß Ernestinens Geburtstag in der Familie am 1. November (nicht 31. Oktober) gefeiert wurde. Einzelne Namen sind verlesen: Gehefeldt statt Hahnfeldt (S. 177), Bonnée statt Bourrée (passim), Aranum statt Aramoun (S. 238). —— Ermordung Marias (S. 21). Brief Ernestinens vom 1. August 1844, Boguslawski, S. 195 ff. Eine in allen wesentlichen Punkten damit übereinstimmende genaue Darstellung der Katastrophe hatte nach Mitteilungen aus der Familie des Konsuls Schultz bereits Bruno Steuben im „Deutschen Montagsblatt" am 21. Nov. 1881 u. d. T.: „Die Bluttaufe eines Dichters" veröffentlicht. Auch die dort am Schluß gegebene Nachricht, daß Schultz später in Geisteskrankheit verfallen sei, entspricht den Tatsachen. Der Mörder war nicht der aus Deutschland mitgebrachte Diener Hahnfeldt (oben im Text S. 16 versehentlich Stahnfeldt gedruckt), sondern der Jäger Busch. —— Taufe (S. 22). Nach der von dem amerikanischen Pfarrer Eli Smith am 25. Februar 1845 ausgestellten Taufurkunde hat er in der Taufe nur den Namen Ernst erhalten. Den von ihm selbst zeitlebens nach seinem Paten, dem Fürsten Adam Czartoryski, geführten zweiten Namen Adam enthält der Taufschein nicht. Wohl aber ist er mit beiden Namen Adam Ernst — wie aus dem für die Konfirmation 1861 ausgestellten Taufzeugnis des Divisionspredigers Hülsen hervorgeht — in das „Taufregister des Gardeküraſſierregiments" eingetragen gewesen. Seine Paten waren außer dem Fürsten Adam Czartoryski, die Fürstin Leontine Radziwill und Madame de Forest in Beirut.

II. Wanderjahre

1. Beirut — Berlin, 1845—1849

Motto (S. 25). Original im Besitz des Verf. Überschrift „Alte Zeit". Der Handschrift nach aus der Frankfurter Zeit. —— Quellen: Der Briefwechsel der Eltern in den Familienpapieren; als Ergänzung

dazu die bei Boguslawski a. a. O. S. 199—288 abgedruckten Briefe Ernestinens an Wassilissa von Boguslawska und deren Mann Wilhelm von Boguslawski.

2. Athen, Januar 1850 — März 1852

Quellen: Briefe Ernestinens bei Boguslawski a. a. O., S. 289—297. Briefwechsel Louis von Wildenbruchs mit Wilhelm Radziwill in den Familienpapieren. Persönliche Erinnerungen von Gräfin Luise Yorck von Wartenburg, geb. von Wildenbruch für den Verf. aufgezeichnet. —— Leben und Eindrücke in Athen (S. 42 ff.). Gräfin Luise Yorck berichtet darüber u. a.: „Unser Hauslehrer [Pichon] ging fast täglich mit uns auf die Akropolis, die dicht bei unserem Hause lag und wir fanden es sehr langweilig in den Ruinen und Trümmern herumzuklettern ... Ernst, obgleich er damals erst 5 Jahre alt war, zeigte doch schon Interesse an den Altertümern, für die wir kein Verständnis hatten. Ich entsinne mich seines Entzückens beim Anblick der Ebene von Marathon, die wir vom Pentelikon aus vor uns sahen.“ Maria von Wildenbruch schreibt in einer für das von A. Bettelheim herausgegebene „Biographische Jahrbuch und Nekrolog“ geschriebenen Lebensskizze Wildenbruchs (Voss. Zeitung, Osterbeilage, Sonntag den 23. März 1913): „Hier (in Athen) wanderte der Knabe mit seinem Lehrer und seinem Bruder Ludwig in den nachmittägigen Stunden des Spaziergangs oft zur Akropolis und sah die Sonne im griechischen Meere untergehen; so klein er noch war, gab er doch wiederholt der Empfindung Ausdruck, das Erechtheion müsse zum Herrlichsten auf der Welt gehören und bis an sein Ende hat er sich gesehnt, Griechenland, die Akropolis wiederzusehen.“ Über eine Vorstellung der „Jungfrau von Orleans“, die nach derselben Quelle Ernst zum erstenmal in Athen gesehen, und bei der er „so angespannt und erregt“ gewesen, „daß er, wenn der Vorhang in den Zwischenakten fiel, aus Furcht, daß es zu Ende sei, laut aufschrie und mit den Fäusten auf die Brüstung der Loge schlug“, ist sonst nichts bekannt.

3. Arnautköi, 1852—1857

Motto (S. 45). „An Otto Frick“, Weihnachten 1874 mit dem „Spartacus“ gesandt. Vollständig gedruckt „Letzte Gedichte“, 1909, S. 280 f. —— Quellen: Briefe Louis von Wildenbruchs an Wilhelm Radziwill in den Familienpapieren. Briefe Ernestinens an Frau von Boguslawska, Boguslawski a. a. O., S. 303—351. Aufzeichnungen der Gräfin Luise Yorck und Seiner Exzellenz des Generals Ludwig von Wildenbruch. Persönliche Erinnerungen Ernst von Wildenbruchs aus dieser Zeit: 1. in der bei der Festsitzung der „Association

littéraire et artistique“ in Weimar im September 1903 gehaltenen Rede (Vossische Zeitung vom 30. Sept. 1903, Nr. 458, Abendausgabe); 2. in der in den letzten Wochen des Jahres 1903 geschriebenen Skizze „Archambauld“, zuerst gedruckt in der Weihnachtsbeilage der Vossischen Zeitung vom 25. Dez. 1903, Nr. 603, Morgenausgabe, jetzt in den Ges. Werken VI., S. 355—369; 3. „Der Erdbeerbaum“ (Nationalzeitung, 1897, Nr. 627, Dienstag den 9. Nov., Morgenausgabe), jetzt in den „Blättern vom Lebensbaum“, 1910, S. 129 ff.; 4. in den für den Rektor Dr. Wohlrabe aufgezeichneten Erinnerungen an Frick, abgedruckt (S. 5 ff.) in „Dr. Otto Frick, Gedächtnisrede, gehalten im Halleschen Lehrervereine von Dr. Wohlrabe, Rektor.“ Langensalza 1892 (Pädagogisches Magazin. „Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften.“ Herausgegeben von Friedrich Mann, 6. Heft).

III. Lernjahre

Motto (S. 57). Aus einem Briefe Wildenbruchs an Karl Frenzel vom 4. Februar 1908, in dem er für eine Gratulation zu seinem Geburtstag — dem letzten, den er erlebte — dankt.

1. Kindertränen

Motto (S. 59). Aus dem Gedicht „Der Hügel ist schön“. Letzte Gedichte, 1909, S. 31. Die erste Niederschrift (mit Abweichungen), vom 1. November (Geburtstag Ernestinens) 1878 datiert, im Besitz des Verf. Am Geburtstag der Mutter pflegte er regelmäßig ihr Grab aufzusuchen. —— Quellen: für Ernestinens letztes Leiden und Sterben: Louis von Wildenbruchs Briefe an Wilhelm Radziwill. Über „Das Orakel als Spiegelbild jener Tage“ vgl. auch Ges. Werke VI, S. VIII f. Der Freund, der zu Weihnachten die Kinder heimholte, war Abeken. —— Familie des Generals von Froreich (S. 62). Die Übersiedlung ins Froreichsche Haus erfolgte wohl erst zum Frühjahr. Die Erinnerung an die „dramatisierte Anekdote aus dem Leben Friedrichs des Großen“ findet sich in einem Briefe der Frau Mélanie von Etzel geb. von Froreich an Wildenbruch vom 23. April 1883. —— Französisches Gymnasium (S. 62). Die Erinnerungen daran im Aufsatz „Alt-Berlin“ (1908), jetzt in den „Blättern vom Lebensbaum“, S. 439 f. Vgl. auch „Die Hugenottenschule“ (zu dem 200 jährigen Bestehen des Französischen Gymnasiums in Berlin), „Letzte Gedichte“, S. 191. Festschrift zur Feier des 200 jährigen Bestehens des königl. Französischen Gymnasiums. Berlin 1890. —— Das königliche Schauspielhaus (S. 63). Vgl. „Das alte Haus“ (1892), jetzt in

den „Blättern vom Lebensbaum“, S. 67 ff. —— Louis von Wildenbruchs Abschied (S. 65 f.). Quellen: Korrespondenz mit Wilhelm Radziwill, Briefe König Friedrich Wilhelms IV. an Louis von Wildenbruch. Konzepte von Immediateingaben Versetzung und Abschied betreffend in den Familienpapieren. —— Kadettenzeit (S. 66 ff.). Quellen: Briefe Ernsts und seines Bruders Ludwig an den Vater, die Stiefmutter, die Schwester. Briefe des Vaters an die Söhne (in der Regel an beide zusammen); der S. 66 f. abgedruckte datiert vom 7. Mai 1859. Über die Widerspieglung eigener Erlebnisse aus der Kadettenzeit in seinen späteren Dichtungen vgl. auch noch Ges. Werke VI, S. IX ff. Einzelerinnerung (Schmack) in „Karl Frenzel zu seinem 80. Geburtstag“ (1897), jetzt in den „Blättern vom Lebensbaum“, S. 428 f. —— „Der letzte Wendenkönig“ (S. 70) in kindlicher Handschrift auf einem mit Bleistift liniierten weißen Quartblatt, rechts oben von der Hand des Vaters: „Ernst, April 1859“.

Hoch oben auf dem Brocken
steht ein ehrwürdiger Greis,
es weht durch seine Locken
der Nordwind kalt wie Eis.

Er blickt herab vom Berge
ins Tal voll duft'gem Klee,
er blickt in die Gebirge,
wo rastet ewiger Schnee.

Dann hebt er hoch die Arme,
das Aug' von Sehnsucht voll,
in unnennbarem Harme,
ihm dann das Wort entquoll:

„Wie, hab' ich denn gelebet
in einer Zauberwelt,
die den, der mutig strebet,
in Zaubernetzen hält?

Hab' ich denn nicht gerungen
mit Keule und mit Speer,
und doch bin ich bezwungen
von falscher Glaubenslehr'.

Wir kämpften und wir rangen
wie Bären in der Wut,
jedennoch sie uns zwangen,
vergossen unser Blut.

Ich möchte Tränen weinen,
ich möchte kämpfen noch,
ich kann nichts tun von beiden,
muß beugen mich ins Joch.

Versieget sind die Tränen,
verwelket ist die Kraft,
ich kann mich nur noch grämen,
daß sie dahingerafft.“

Der Alte hat's gesprochen,
der Alte spricht nicht mehr,
das Herz ist ihm gebrochen
und Nacht wird's um ihn her.

Er stürzt sich von der Spitze
des hohen Bergs hinab,
es sank mit ihm der letzte
gekrönte Wend' ins Grab.

—— Klein-Oels (S. 71ff.). Für Hans Yorck und seine Beziehungen zu Wildenbruch, dessen persönliche Erinnerungen nach Wildenbruchs Tode für die Biographie niedergeschrieben. Vor allem auch mündliche Mitteilungen Hans Yorcks an den Verfasser im Herbst 1910.

2. Potsdam

Motto: Die letzten Strophen eines in der Potsdamer Zeit entstandenen Gedichtes (ungedruckt), beginnend mit den Worten: „Und ob die Brust dir springen will, von bittrem Weh und heißem Schmerz“ usw. —— Dichterische Ernte der Potsdamer Jahre (S. 82f.). Es sind im ganzen 29 Gedichte, von denen 20 in einer Niederschrift aus der Potsdamer Zeit selbst erhalten sind, 9 in dem für Wolf Yorck zu Weihnachten 1868 zusammengestellten Heft (vgl. unten S. 366). —— Das Drama (S. 83). Ein modernes fünfaktiges Trauerspiel („Die Schwestern“), dessen Manuskript verloren (Selbstbiographie 1882, vgl. oben S. 353), vgl. auch unten die Immediateingabe des Vaters vom 15/XII. 1865. —— Aufgabe der militärischen Laufbahn (S. 84ff.). Quellen: Die zwischen Vater und Sohn gewechselten Briefe, die Briefe des Regimentskommandeurs, die Korrespondenz mit Frick. Dichterische Widerspiegelung in „Der Waidfrau“. Vgl. auch Ges. W. III, S. XIIf. Charakteristisch und bedeutsam für alle Beteiligten ist die — im Konzept bei den Familienpapieren erhaltene — Immediateingabe Louis von Wildenbruchs an den König vom 15. Dez. 1865:

„Euer Königliche Majestät geruhen huldreichst zu gestatten, daß ein Vater nach gewissenhafter Erwägung Allerhöchstdero Aufmerksamkeit, so ehrfurchts- als vertrauensvoll, für einen Sohn in Anspruch nehme, der der vollen Liebe des Vaters würdig ist, wenn schon seine Zukunft diesen augenblicklich mit schwerer Sorge erfüllet!

Die hiermit ausgesprochene untertänige Bitte: Euer Königliche Majestät wollen meinem ... zweiten Sohn Ernst von Wildenbruch eine

gnädige Entlassung aus dem Dienste des stehenden Heeres gewähren, erlaube ich mir in folgendem zu motivieren.

Im Frühjahr 1863 hatte Euer Königliche Majestät die Gnade, meine beiden jüngeren Söhne Ernst und Ludwig als Offiziere dem 1. und 2. Garderegiment z. F. zuzuteilen. Während der Jüngere derselben Ludwig ein frisch selbständiger, denkender und dabei lebensfroher und strebsamer Jüngling, sich dem von ihm erwählten Berufe mit ganzer Seele hingab, und Liebe und Lob seiner Vorgesetzten in vollem Maße erwerbend, des Vaters Freude und Stolz ist, bildete sich der ältere Ernst, in Potsdam anregenden Einflüssen weniger zugänglich als sein Bruder in Berlin, in sehr verschiedener Weise aus. Sittenrein und allem Unedlen abhold, lebte er, mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit, ein inneres Leben. Im Dienste ängstlich gewissenhaft, in aller Theorie wohl bewandert, von Vorgesetzten und Kameraden geachtet, ja geliebt, blieb ihm das Gebiet der Praxis fremd und beseelt von einem auf Höheres gerichteten Schaffungsdrange [!] gab er sich literarischen und poetischen Bestrebungen in einem in seiner Stellung nicht zu rechtfertigenden Maße hin.

Daß der Erfolg dieses Strebens, bei der Jugend und mangelhaften Vorbildung meines Sohnes, sich zurzeit nur in unreifen Erzeugnissen kund gegeben hat, ist selbstverständlich. Daß aber diese Erzeugnisse bei aller Mangelhaftigkeit, ein entschiedenes Talent, eine sittlich edle Lebensansicht und eine überraschende Herrschaft über die Sprache dokumentieren, daß mithin die Möglichkeit vorliegt, dieses Streben dereinst von schönem Erfolge gekrönt zu sehen, ist ein Urteil, welches *nicht* der *Vater* fällt, sondern kompetente und strenge Richter, welche kürzlich, in engerem Kreise, der Vorlesung eines von meinem Sohne verfaßten fünfaktigen Trauerspiels beiwohnten. Die dienstliche Stellung meines Sohnes ist indes durch solche Bestrebungen, die ihm zur Hauptsache wurden und nicht werden durften, gefährdet, sein Augenmerk vom eigentlichen Ziele abgelenkt worden, und es stehet ihm, wenn er im militärischen Berufe verharrt, wahrscheinlich das traurige Schicksal so vieler bevor, denen eine selbständigere Stellung im Heere *nicht* anvertraut werden kann. Vor solchem Schicksale seinen Sohn bewahrt zu sehen ist ein Wunsch, der vom Vater gehegt, Euer Königlichen Majestät Billigung finden dürfte . . .

Und nicht in mir allein gewann die Überzeugung Kraft, daß mein Sohn so trüber Zukunft nicht überantwortet werden dürfe. Der Oberst von Kessel, der die Erfüllung einer schweren Pflicht mit dem tiefen Interesse zu vereinigen wußte, welches ihm ein edler, begabter, aber von dem drückenden Gefühl des Unbefriedigenden seiner Existenz und des Ungenügenden seiner Leistungen gefolterter Jüngling einflößte, vereinigte seine Bestrebungen mit denen des Vaters.

Mein Sohn Ernst ist 20 Jahr alt. In diesem Alter ist das Ergreifen einer neuen Laufbahn möglich, diese Möglichkeit schwindet mit

den Jahren. Doch aber ist in diesem Falle das Ergreifen eines festen Berufes unbedingt geboten, da mein Sohn keine Aussicht auf den Besitz irdischer Güter hat.

Weit entfernt davon den Entschlüssen meines Sohnes rücksichtlich seiner Zukunft vorzugreifen, habe ich mich darauf beschränkt, ihn vor dem Abwege zu warnen, den ich in dem Ergreifen der Existenz eines belletristischen Literaten erblicke, der zuletzt zum Lohnschreiber hinabsinkt und auch bei entschiedenem Talente und einer akademischen Vorbildung (wie sie meinem Sohne nicht zuteil wurde) ohne festen Beruf nimmer wahrhaft Schönes zu schaffen vermag."

Nach einer kurzen Darlegung der nächsten Zukunftspläne — Aufnahme der Schulstudien unter Fricks Leitung — „um meinem Sohne die zum Besuche der Universität nötigen klassischen Kenntnisse zu verschaffen", wird „angesichts der Notwendigkeit fortgesetzter Studien" das weitere Gesuch vorgetragen, den Sohn „vom Zeitpunkt seines Ausscheidens auf zwei Jahre von dem Dienste in der Landwehr zu beurlauben, den Fall des Ausbruches eines Krieges selbstverständlich ausgenommen".

Die Eingabe schließt mit den Worten: „Die treffliche Mutter dieses Jünglings nannte ihn ihr ‚Gnadenkind', weil sie ihn unter ihrem Herzen trug, als ein grauser Mord an ihrer Seite ein junges hoffnungsreiches Leben vernichtete. Der Segen dieser edlen Frau ruht auch auf diesem ihrem Kinde und Euer Königlichen Majestät Huld und Gnade wage ich auch jetzt für meinen Sohn zu erbitten, da ich ihn derselben, angesichts des männlichen Entschlusses, den er ganz selbständig faßte, für nicht unwürdig halten darf."

Der Kronprinz, dem Louis von Wildenbruch eine Abschrift dieses Bittgesuches am 17. Dez. 1865 sandte, erwiderte in einem eigenhändigen Schreiben am 15. Januar 1866 u. a.: „Was Ihren Sohn Ernst ... betrifft, so glaube ich, daß seine Zukunft und sein Lebenslauf nicht besser gewahrt sein können, als wenn er in dem noch jugendlichen Alter, in welchem er sich derzeit befindet, sich derjenigen Beschäftigung mit allem Eifer und treuen Hingebung widmet, welche seinen Neigungen zusagt. Denn er kann seinem Könige und seinem Vaterlande ebenso gute Dienste leisten, wenn er sich durch tüchtige Vorstudien für irgendwelche Zivilkarriere vorbereitet, als wenn er in der Armee verbliebe, in der zwei seiner Brüder dienen. Namentlich aber halte ich es für richtig und weise, einen jungen Menschen nicht zu zwingen beim Militär zu bleiben, wenn er den richtigen Trieb hierfür nicht mehr empfindet."

3. Burg

Motto (S. 90). Aus dem oben S. 359 bereits erwähnten Gedicht an Frick vom Jahr 1874. Quellen: „Otto Tüselmann, Ernst von Wildenbruch in Burg." Jahresbericht des Königlichen Viktoria-

gymnasiums zu Burg. Burg 1910, S. 1—16. Hier vor allem (S. 4f.) das Curriculum vitae mit den Angaben über seinen Studiengang in Burg, und (S. 6ff.) der deutsche und lateinische Prüfungsaufsatz im Wortlaut. Zur Geschichte der Schule: E. Matthias „Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der höheren Lehranstalt in Burg". Burg b. M., Hopfer 1894. Bericht über die Anbringung der Gedenktafel am Haus Jakobistraße 9 am 1. Nov. 1909 (Rede des Direktors Tüselmann) im „Tageblatt für die Jerichowschen und benachbarten Kreise, Burgsche Zeitung". 1909, Nr. 257 (2. November). Für die Stimmung jener Burger Zeit vgl. außer der „Waidfrau" die Selbstbiographie von 1882 (oben S. 353). Korrespondenz mit Potsdamer Freunden, seinen Burger Lehrern und Bekannten während des Feldzugs 1866 und später, im Nachlaß. Ebenda die Briefe der „Waidfrau". —— Über Frick: die oben (S. 360) zitierte „Gedächtnisrede" von Wohlrabe. Otto Frick, damals Mitte der Dreißiger (1832 geboren), war von Barmen, wo er seit 1863 als Oberlehrer tätig gewesen, am 16. März zur Einrichtung des Gymnasiums nach Burg berufen. —— Übersetzung des Aias (S. 95). Handschrift im Nachlaß. —— Bismarcks Bemerkung (S. 99) erzählt Keudell, „Fürst und Fürstin Bismarck", S. 197. In den Papieren Louis von Wildenbruchs fand sich nichts darauf Bezügliches.

4. Berlin

Motto: Aus „Der heiligen Frau" vgl. Ges. Werke I, S. 403. Quellen: Familienbriefe, Korrespondenz mit Wolf und Hans Yorck im Nachlaß. Immatrikulation, 5. Oktober 1867. Vorlesungen (nach dem Anmeldungsbuch), WS. 1867/68. Rudorff: Institutionen und Altertümer des römischen Rechts. Römische Rechtsgeschichte. Geschichte des Römischen Staatsrechts (publice); Trendelenburg: Nikomachische Ethik des Aristoteles (publice); Werder: Anthropologie und Psychologie. SS. 1868. Rudorff: Pandekten; ausgewählte Pandektenstellen; Degenkolb: Erbrecht. WS. 1868/69. Mommsen: Geschichte der Römischen Kaiserzeit; Beseler: Deutsches Privatrecht; Homeier: Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte. SS. 1869. Trendelenburg: Logik; Hübler: Kirchenrecht. Eherecht; Bruns: Römischer Zivilprozeß; Mommsen: Römische Geschichte; Homeier: Sachsenspiegel. WS. 1869/70. Heydemann: Naturrecht; Baron: Landrecht; Berner: Strafrecht; von Holzendorff: Staatsrecht; Friedländer: Nationalökonomie. SS. 1870. Bruns: Gemeiner und preußischer Zivilprozeß; Gneist: Kriminalprozeß; Lewis: Wechselrecht. Die letzten 3 Vorlesungen des Kriegssommers 1870 sind alle am 18. Juli abtestiert. —— „Das kleine, niedrige Zimmer" (S. 104). Aus dem

Aufsatz: „Das alte Haus“ (1892), in den „Blättern vom Lebensbaum“, S. 68. —— Das Olferssche Haus (S. 105). Dazu die beiden Aufsätze Wildenbruchs: „Marie von Olfers“ (1881) und „Hedwig von Olfers“ (1891), jetzt in den „Blättern vom Lebensbaum“, S. 45ff. und S. 55ff. —— Wolf Yorck (S. 109). Die in „ “ eingeschlossene Charakteristik aus den Aufzeichnungen seines Bruders Graf Hans Yorck. —— Maler Müller (S. 110). Der besondere Liebling Hans Yorcks, der 1873 auch „Gedichte von Maler Friedrich Müller. Eine Nachlese zu dessen Werken“. (Jena, Maucke), herausgegeben hat. —— E. T. A. Hoffmann (S. 110) ist ihm wohl jedenfalls nicht durch Wolf Yorck vermittelt worden, sondern hier scheint Wildenbruch der Anreger gewesen zu sein. Vgl. S. 127 die Stelle: „Hast Du den verrückten Hoffmann gelesen?“ usw. —— Die titellose Märchennovelle (S. 111) ist im Herbst 1868 in Klein-Öls geschrieben. (Mitteilung der Besitzerin der Handschrift Frau von Katte geb. Gräfin Yorck.) —— Handschriftliche Auslese der lyrischen Dichtungen für Wolf Yorck. Weihnacht 1868 (S. 111). Die Sammlung besteht aus 10 in Quartform (zu 10 Halbbogen) zusammengefalteten weißen Folioblättern, im ganzen 40 Seiten. Unten auf S. 29 der Vermerk: „Ende der Potsdamer Zeit.“ Für die frühe Lyrik Wildenbruchs kommen außerdem an Sammlungen in Betracht: 1. Ein Quartbuch in schwarzgepreßtem Leinwandband, das Wildenbruch seit der Potsdamer Zeit bis in die ersten Frankfurter Jahre (etwa 1874) zu Eintragungen seiner lyrischen Gedichte benutzt hat. 2. Abschriften von der Hand des Vaters: 5 halbe Quartbogen Schreibpapier mit rosa Band zusammengeheftet; im ganzen 16 Gedichte, eine offenbar 1869 aus der für Wolf Yorck zusammengestellten Sammlung veranstaltete Auslese. Nur ein Gedicht ist darin neu. Die größeren Gedichte: „Der Wanderer auf Akropolis“, „Des Parsen Gebet“, „Die Stadt Irem“, die später in die „Lieder und Gesänge“ (1877) aufgenommen wurden, sind teils in einzelnen Handschriften (Konzepten), teils in Abschriften des Vaters erhalten. In dieser Form auch das ungedruckte „Der Tod des Guten“ (S. 114f.). Näheres in den „Druckvorlagen und Varianten“ des XVI. Bandes der Ges. W. „Die Nacht“ oder „Die Geburt des Lichts“ (S. 116) ungedruckt, Reinschrift im Besitz des Verf. — Aus derselben Zeit wie die erwähnten Gedichte stammt vermutlich auch ein kurzes Fragment: „Dido und Äneas“ im Rhythmus des „Wanderers auf Akropolis“. —— „Das Jüngste Gericht“ (S. 117). Handschrift, 2 Foliobogen, im Nachlaß. Aus derselben Zeit, wohl das Bruchstück ($1^1/_2$ Foliobogen) eines unbetitelten Dramas, in dem „Mutter Erde“ und „die vier Titanen“, Lithos, Pyr, Hydor und Prometheus auftreten. —— „Die Philologen am Parnaß“ (S. 118). Das erste gedruckte Werk. „Die Philologen am Parnaß oder die Vivisektoren“ Ein Satirspiel von Ernst von Wildenbruch. Berlin, 1869. Stilke und van Muyden. 21, Unter den Linden. 56 SS. Über die Veranlassung schreibt Louis von Wildenbruch am 4. September 1879 in dem oben

(S. 141) erwähnten Brief an Eduard Simson: „Es ist ein Scherz, der sich auf die philosophische Arbeit seines Schwagers, des Grafen Yorck von Wartenburg, bezieht, der (in der Prüfung zum Assessor) die Katharsis des Aristoteles in ihrer Anwendung auf eine Tragödie des Sophokles darzulegen hatte." —— „Rudolf von der Wart" (später „Die Rache der Frau") (S. 120 ff.). Davon erhalten: 2 vollständige Handschriften. 1. Eine Originalhandschrift (im Besitz von Fräulein Elisabeth Schwarze in Fürstenwalde) aus dem Ende der sechziger Jahre: „Rudolf von der Wart, Trauerspiel." Unter dem Titel ein Personenverzeichnis von Wolf Yorcks Hand, das aber, wie aus einer Person ersichtlich, zu einer älteren Fassung des Trauerspiels gehört, von der im Nachlaß nur ein Fragment (Konzept einiger Szenen und die Abschrift der größeren Hälfte des ersten Aktes) erhalten ist. In die Handschrift ist eine den Schriftzügen nach nicht vor Mitte der siebziger Jahre anzusetzende Über- und Umarbeitung des Trauerspiels in ein Schauspiel eingetragen. 2. Eine Abschrift: „Die Rache der Frau. Ein Schauspiel in fünf Akten von Ernst von Wildenbruch." Abschrift der letzten, 1880 erfolgten Redaktion. Außerdem Konzeptfragmente aus verschiedenen Zeiten. Näheres hierüber in der Einleitung und den Lesarten des XV. Bandes der Ges. Werke. Aus welcher Quelle Wildenbruch geschöpft hat, muß dahingestellt bleiben. Der geschichtliche Rudolf von der Wart war wirklich Kaisermörder, ebenso wie der Eschenbach. Da das Drama Wildenbruchs sich auf einem, an dem völlig unschuldigen Rudolf von der Wart verübten Justizmord aufbaut, so ist vielleicht daraus zu schließen, daß Wildenbruch diesmal überhaupt historische Quellen nicht benutzt hat, sondern den Stoff schon in einer dichterischen Bearbeitung kennen gelernt hat. —— „Teurer, verschollener, grabesstiller Freund" (S. 126). Eigentümlich im Hinblick auf die kommenden Ereignisse berührt es, wenn Wolf Yorck unter dem 9. August darauf erwidert: „Es ist ganz außer Frage, daß wenn ich inzwischen gestorben wäre, sowohl Olfers als ich selbst dieses Ereignis beschwiegen haben würden. Da Du nun freundlichst anzunehmen scheinst, daß eine derartige Nachricht des Mitteilens wert sei, so setzest Du mich in die Lage, Dir bei meinen Lebzeiten von dem Gegenteil meines Todes Nachricht zu geben." —— „Spartacus" (S. 126). Bruchstücke der Fassung von 1869 vom Schluß des ersten und Anfang des 2. Aktes im Nachlaß. —— „Die Widmungen" (S. 128). Lustspiel in 3 Akten. Handschrift im Nachlaß. Nach einem Vermerk von Wolf Yorcks Hand auf dem Titelblatt der Handschrift „geschrieben in der Zeit vom 14. bis 27. März 1869". Fünf weitere Handschriften, fünf verschiedene Redaktionen enthaltend, im Nachlaß. —— „Brief Wolf Yorcks vom 14. Oktober 1869" (S. 129), die Antwort auf Wildenbruchs Brief vom 5. und 8. Sept. (S. 128). Darauf deutet die Äußerung: „Für Dein Geschenk, lieber Dicker, danke ich Dir herzlich und bin erwartungsvoll, wie Du mich kennst. Verarge es mir nicht, wenn ich nicht eher

gedankt habe." Diese Verspätung darf nicht befremden. Wolf Yorck selbst vergleicht in einem früheren Briefe (vom 8. August 1869) sich mit Goethes Egmont, dem „unter vielem Verhaßten das Schreiben das Verhaßteste ist", und bemerkt dazu: „Der Grund davon ist nicht nur die angeborne und ihres reifen Alters wegen ehrwürdige Trägheit, sondern noch mehr die Empfindung oder besser das Bewußtsein, durch ein paar niedergeschriebene Worte nur in dürftigster und ungenügender Weise dem Bedürfnis nach Mitteilung genügen zu können, das ich im Wagnerschen Zwiegespräch mit Dir so anmutig zu befriedigen gewohnt bin. Es ist und bleibt das Schreiben ein elender Notbehelf." —— „Jene Verse" (S. 132). „Wanderers Nachtlied", von Goethe in der Nacht vom 6. auf den 7. September 1780 an die Innenwand des „Häuschens" geschrieben, das am 13 August 1870 mit der Inschrift in Flammen aufging. —— „Das alte Schloß der Babenberger" (S. 132) in dem Philipp von Schwaben von Otto von Wittelsbach am 21. Juni 1208 ermordet wurde. —— „Staufen- und Welfendrama" (S. 134). Handschrift (1. Akt und 2. Akt in der 2. Szene abbrechend) im Nachlaß. Näheres darüber im XV. Bande der Ges. W. —— Gedicht „An Preußens Adler" (S. 137). Das erste vaterländische Gedicht Wildenbruchs, dichterisch belanglos. —— „Ihn zu suchen, ging ich in seinem Gemache" (S. 138). Die Verse stehen — ohne Überschrift und sonstige nähere Bezeichnung — in dem oben (S. 366) erwähnten Quartbuch. Sowohl den Schriftzügen nach, wie nach der Stelle, wo es steht, ist das Gedicht 1870 entstanden und die Beziehung auf Wolf Yorck außer allem Zweifel. —— „Gespräch über Kleist und Otto Ludwig (S. 139). An Wolf Yorck „am Napoleonstage" (15. August 1870). „Bei Frederich ist es . . . auch öde geworden. G. kommt gar nicht mehr hin, Hermann Grimm wohl, auch Julian, mit dem ich gestern Abend Gespräche über Kleist und Otto Ludwig führte. Passen solche Gespräche auch in solche Zeit, frage ich! Jetzt muß sich einem jeden Fee Mab auf den Nacken setzen, wenn man schläft, daß man nur noch von Niedersäbeln, von Breschen, Hinterhalten, Damaszenern und manchem klaftertiefen Ehrentrunke träumt." —— „Deutschlands Jubellied" (S. 139) in den „Liedern und Gesängen" (1877) den Schluß des Bandes bildend (S. 237—42). In der späteren Sammlung „Lieder und Balladen" steht es unter den „Liedern" an zweiter Stelle. —— Ein Augenblicksbild (S. 140). Aus den für die Biographie aufgezeichneten „Erinnerungen an Ernst von Wildenbruch" der Gräfin Helene Yorck, geb. von Kalckreuth, der nachmaligen zweiten Gemahlin von Wildenbruchs Freund Hans Yorck. —— Tage in Berlin gezählt (S. 140). In Berlin scheint er nach dem Feldzug als Referendar überhaupt noch nicht gearbeitet zu haben. In der bei seinen Personalakten im Auswärtigen Amte befindlichen Vita heißt es nur: „Erst nach dem Sommer 1871 kehrte ich zur Ziviltätigkeit zurück und trat demnächst im Bezirk des Appell.-Gerichts Frankfurt als Refe-

rendar ein. —— „Noch stand er still“ (S. 142). Schlußstrophe aus dem im Sommer 1869 vollendeten Gedicht „Des Parsen Gebet“ („Lieder und Gesänge“ S. 139 ff.). ——

5. Frankfurt a. d. O.

Motto (S. 142). Schlußstrophe aus „Das böse Wort“, gedichtet 1873. („Lieder und Gesänge“ S. 83.) —— „Schottenbauer“ (S. 144), der Held in Wildenbruchs Roman „Schwesterseele“, vergl. Ges. W. II, S. XI ff., S. 15 ff. und Biographie S. 295. —— Oderstraße 57 (S. 145). Vgl. Ges. W. II, S. 254 ff., 561 ff. Ges. W. I, S. 146 („Francesca von Rimini“). —— Selbstbiographie (S. 146). Die in den „Zehn lyrischen Selbstporträts“ Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weichner (1906), in Faksimile veröffentlichte kurze Selbstbiographie, die mit den Worten beginnt: „Ich bin zur Welt gekommen am 3. Februar 1845 zu Beirut in Syrien ... und geboren worden am 3. Juli 1866 bei Königgrätz in Böhmen. An jenem Tage kam mir die Ahnung, daß ich ein Lebewesen, an diesem das Bewußtsein, daß ich ein Angehöriger eines großen Volkes sei. Die Frau, die mir dazu verholfen hat, daß ich beide Tage sah, meine Mutter Ernestine von Langen, hat den zweiten nicht mehr erlebt. Als sie starb erfuhr ich, daß, wenn uns die Mutter stirbt, der heilige Mensch aus unserem Leben geht ...“ —— „Die Söhne der Sibyllen und der Nornen“ Winter 1871/72 (S. 151). „Im Jahre 1871/72 war es, als ich einsam auf meiner einsamen Stube zu Frankfurt saß und das Widmungsgedicht ‚an Deutschlands Jugend‘ zu den ‚Nornen und Sibyllen‘ schrieb.“ An Dr. Stange 24./III. 87. —— Vortrag „Homer und Firdusi“ (S. 157). Die Handschrift, 44 Folioseiten, im Besitz des Verf., dem Wildenbruch sie 1878 schenkte. Der Vortrag, für eine Sitzung des Akademisch-literarischen Vereins niedergeschrieben, ist von Wildenbruch nicht gehalten worden. Die Aufgabe, die er sich bei diesem Thema stellte, war, „nicht die kritische Wage zu erheben und in ihren Schalen den Namen Homer gegen den Namen Firdusi abzuwägen ... sondern ... jeden der beiden ... in seiner Eigenart zur Darstellung zu bringen und diejenigen Elemente nachzuweisen, die dem einen wie dem andern gemeinsam, zu untersuchen, in welcher Weise die großen Gesetze menschlicher und im besonderen epischer Dichtung sich bei zeitlicher und räumlicher Verschiedenheit, bei ganz ungleichen Bedingungen aller Lebensverhältnisse und Lebensanschauungen entwickeln mußten und entwickelt haben“. Ohne „über die Entstehung der Homerischen Gesänge und der des Firdusi mit eigener Kritik etwas hinzutun zu wollen ... handelt es sich für mich nur um den inneren Gehalt der Gedichte, und ich nehme sie deshalb als vorhandene Tatsachen hin, indem ich mich, soweit dabei die Entstehungsart berührt werden muß, auf die von wissenschaftlichen

Autoritäten dieser Gebiete festgestellten Resultate stütze". Auf den Gedankengang des Vortrags im einzelnen zurückzukommen, vor allem auf die Würdigung Homers, behält der Verf. sich für eine spätere Gelegenheit vor. —— Rudolf Grimm (S. 158). „Kriegsdenkmünzen in Gedichten" von Rudolf Grimm. Potsdam, Verlag von R. Cabos. 1872. Das angeführte Gedicht S. 20. —— „Vom Rheine zur Loire" (S. 159). „Reime aus dem Tagebuche eines preußischen Husaren den Kameraden gewidmet. Berlin 1872. Vossische Buchhandlung (Strikker)." 135 Seiten. Ein Exemplar davon in Wildenbruchs Bibliothek (bis S. 48 — Sedan — aufgeschnitten). —— Für die Form (S. 159), insofern die von dem Anonymus verwendete Stanze ihn vielleicht veranlaßte, für seinen Heldengesang sich die jambische Ottave auf zehn Verse zu erweitern, in denen sehr glücklich die vier ersten Reimpaare a b a b c d c d in den geraden Versen männlichen Versschluß haben, während das letzte Reimpaar e e allemal weiblich ausklingt. —— Annahme der Widmung durch den Kaiser (S. 163). Die Kaiserin Augusta, der er am 30. April ein Exemplar von „Vionville" übersandt hatte, dankte in einem eigenhändigen, von Coblenz d. 7. Mai 1874 datierten Schreiben: „Sie haben mir durch Ihr Gedicht und die es begleitenden Zeilen ... eine aufrichtige Freude bereitet. Ich glaube mit Ihnen an die erhabene Aufgabe der Dichtkunst, die Taten vergangener Geschlechter dem Gedächtnisse der Zukünftigen zu erhalten, den Geist patriotischer Aufopferung und selbstverleugnenden Mutes von Kind auf Enkel zu vererben. Fahren Sie fort, mitzuhelfen an dieser Aufgabe: Meines Dankes, Meiner Anerkennung dürfen Sie im voraus sich versichert halten. Augusta." —— Frick (S. 164). In der Aula des Gymnasiums von Potsdam, dessen Direktor Frick seit 1867 war, hatte Wildenbruch im vorhergehenden Winter aus „Vionville" vorgelesen. —— Prosaskizze „Dichterträume" (S. 165). Handschrift aus dem Nachlaß Rudolf Grimms. —— Gedicht zum 18. August (S. 166). Konzept im Nachlaß. Überschrift „Zum 18. August"

Ich will der Welt es sagen:
will's künden stolz und laut:
ich hab' den Rock getragen,
den St. Privat geschaut.

22 Strophen. —— Offizielle Geselligkeit (S. 168). In einer am 22. Januar 1873 von der „Casino-Gesellschaft" veranstalteten „Reunion" hat er zu acht lebenden Bildern Prolog und begleitende Texte gedichtet, die auf einem für den Abend gedruckten Blatt erhalten sind. In die „Lieder und Gesänge" ist nur eins davon aufgenommen, „Das Ja-Wort" (S. 114). —— „Das Riechbüchschen" (S. 171), zuerst gedruckt 1876 in der Leipziger Allgemeinen Modenzeitung. Vgl. Ges. W. I, S. IX f., 3 ff., 582. Am 10./VIII. 84 schreibt Wildenbruch aus St. Blasien an

Maria von Weber: „Ich schicke Dir inliegend eine kleine alte Erzählung von mir, die ich ... in einem neuen Bande Novellen herausgeben will. Ich weiß nicht, ob ich Dir schon einmal vom Riechbüchschen erzählt habe? Ich hatte sie mir nachschicken lassen, um sie noch einmal nach langer Zeit prüfend zu durchmustern und Du wirst die Spuren dieser meiner Tätigkeit in einigen Bleistiftvermerken am Rande entdecken. Meine Bitte an Dich geht nun dahin, das alte Riechbüchschen auch Deinerseits zu lesen und mir zu sagen, ob, und wie es Dir gefällt? Wähle Dir eine schöne stille Stunde, setze Dich auf Deinen Balkon und dann laß das alte schlichte kleine Gedicht, das ich gerade vor elf Jahren auch im Monat August aus tief- und süßbewegtem Herzen geschrieben habe, sanft und süß in Dich eingehen." —— W. H. Riehl (S. 171). Daß er um diese Zeit sich mit den Novellen Riehls beschäftigte, geht aus seiner Korrespondenz hervor. —— „Die Taufe der Stadt" (S. 172). Handschrift, wie die des „Ewig-Weiblichen" und der ersten Niederschrift des „Riechbüchschens" in Frankfurter Privatbesitz. —— „Das Ewig Weibliche" (S. 173). Von dieser Novelle findet sich im Nachlaß eine von Schreiberhand hergestellte Abschrift. —— Stadttheater (S. 174). Das Zitat aus dem 1907 geschriebenen Aufsatz „Björnstjerne Björnson der Dramatiker". („Blätter vom Lebensbaum" S. 407 ff.) —— Baltzer und Stange (S. 176). Über sie Wildenbruch selbst in dem erw. Aufsatz über Björnson („Bl. v. Lebensbaum" S. 408) und in den S. 216 f. zitierten Versen. Hauptquelle für die Beziehungen Wildenbruchs zu diesem Freundeskreis ist der Briefwechsel mit Dr. Stange, beginnend mit dem von Weimar am 7. Oktober 1875 nach der Aufführung von „Auf der hohen Schule" an Baltzer und Stange gemeinsam gerichteten Briefe Wildenbruchs, abschließend mit der vom 3. Juni 1891 datierten Mitteilung Baltzers vom Tode Stanges. Die zwischen Wildenbruch und Stange geführte Korrespondenz, in der Baltzer der „stille Kompagnon" ist, ist eine der wichtigsten Quellen für die innere und äußere Lebensgeschichte Wildenbruchs nicht nur in den Jahren 1877—1891, sondern auch für die Frankfurter Zeit und die Menschen, mit denen er dort verkehrte. Sie gewährt vor allem auch einen Einblick in die Anhänglichkeit, die Wildenbruch den Frankfurter Freunden länger als ein Jahrzehnt nach seinem Scheiden bewahrt hat, eine Anhänglichkeit, die allerdings von der anderen Seite durch selbstvergessene Hingabe und Teilnahme an allem was ihm begegnete, immer wieder neu verzahnt und vernietet wurde. Über Baltzer, den Wildenbruch beharrlich ohne t schrieb, wird später noch zu sprechen sein. —— Mangelhafte Beherrschung der deutschen Sprache (S. 176). Nach Mitteilung des Herrn Justizrat Hoemann in Guben auf Grund von Frankfurter Akten. —— „Spartacus" (S. 177). Im Frühling 1882 bei Bruns in Minden gedruckt, aber nie erschienen. Eine damals geplante Ausgabe der Jugendwerke „Spartacus" und „Die Rache der Frau", zu der neu im Sommer 1882 noch „Auf der hohen Schule"

gesellt wurde, ward von Wildenbruch in der Folge aufgegeben. Im Dezember 1898 übertrug Bruns seine Rechte an den drei Dramen nebst den gedruckten Vorräten des „Spartacus“ an Wildenbruchs Verleger Freund und Jeckel. Auf Grund dieses Druckes von 1882 erscheint der „Spartacus“ im XV. Bd. der Ges. W. —— „Auf der hohen Schule“ (S. 184). Bruchstück der Handschrift (erste Fassung) im Nachlaß; Weimarer Regiebuch (Nr. 1145) mit Otto Devrients Änderungen und Strichen, auch Zusätzen von Wildenbruchs Hand; Abschrift (spätere, gekürzte Fassung) im Nachlaß. Näheres im XV. Bde. der Ges. W. —— „Sedan“ (S. 186). Handschrift im Besitz des Herrn Justizrat Hoemann in Guben. —— „Harold der Angelsachse“ (S. 190), über die Quellen vgl. Ges. W. VII, Einleitung S. VIII ff. —— Aufsatz über die Entwickelung des deutschen Dramas (S. 193): „Das deutsche Drama. Seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand.“ Geschrieben für die amerikanische Zeitschrift: „The Forum“ (herausgeg. von J. M. Rice). Dort gedruckt im Mai- und Juliheft 1898. Vol. XXV (Nr. 3 und 5): „The evolution of the german Drama“ S. 375 ff. und 630 ff. Vgl. „Blätter vom Lebensbaum“ S. 141 ff., vor allem S. 161 ff. —— Vergleich der Arbeit des Dramatikers mit der des Bildhauers (S. 198 f.). Vgl. „Blätter vom Lebensbaum“ S. 146 ff. —— Veränderung nur möglich durch ... Versetzung unter die Zuschauer (S. 200). Charakteristisch hierfür das Vorwort zur 2. Auflage der „Karolinger“ (am 31. Dez. 1881), Ges. W. VII, S. 237 ff. Vgl. auch den Brief an Berthold Litzmann vom 16./IV. 1881. Deutsche Rundschau, 38. Jahrg., Okt. 1911, S. 62. —— Bei der Besprechung eines Dramas (S. 201 f.). Besprechung von Emil Schiffs „Simson und Delila“ (1877) in den Deutschen Monatsblättern von Heinrich und Julius Hart, 1878, September; in den „Blättern vom Lebensbaum“, a. a. O. S. 37 f., 42. —— Die verschiedenen Fassungen des „Harold“ (S. 206 f.). In Ergänzung zu den darüber in der Einleitung und in den Lesarten des VII. Bandes der Ges. W. gegebenen Mitteilungen ist noch zu bemerken: während die erste aus dem Sommer 1875 stammende Fassung, in der noch Edith Schwanenhals auftrat, bis auf das kleine a. a. O. S. 522 f. mitgeteilte Bruchstück als verloren anzusehen ist (vgl. a. a. O. S. 522 im Eingang und Anmerkung 1), ist seit dem Erscheinen des VII. Bandes aus dem Nachlaß Otto Devrients durch die Güte von dessen Witwe dem Verf. eine vollständige Handschrift (Abschrift) zugänglich geworden, auf Grund deren, in Verbindung mit den in dieser Sache zwischen Wildenbruch und Otto Devrient 1876 und 1877 gewechselten Briefen, sich die Geschichte des Dramas etwas anderes darstellt, als nach dem bei der Herausgabe des VII. Bandes zu Gebot stehenden Material angenommen werden konnte. Danach ist die erste Fassung — mit Edith Schwanenhals — überhaupt nicht an die Bühnen versandt worden. Vielmehr war der „Harold der Angelsachse“, der um die Jahreswende

1875/76 dem Königlichen Schauspielhaus in Berlin und dem Weimarer Hoftheater eingereicht wurde, und von jenem im März, von diesem im Juli 1876 abgelehnt wurde, bereits eine zweite Umarbeitung, die vermutlich in den letzten Monaten des Jahres 1875 erfolgt ist. Diese Umarbeitung ist es, die in der aus Devrients Nachlaß ans Licht gekommenen Handschrift vorliegt. Sie führt den Titel „Harold, der Angelsachse. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ernst von Wildenbruch“ und als Motto darunter die Verse:

„Nicht Haß noch Eifer schrieb an dem Gedichte:
wie es im großen Wahrbuch der Geschichte
geschrieben steht, erteil ich Euch Bericht.
Gerecht das Urteil, das Geschichte spricht.“

In dieser Fassung erscheinen neben Harold und Wulfnoth, noch der Vater Godwin und die beiden Brüder Guoth und Leowin. Durch das ganze Drama sich hindurchziehend, von der sehr breiten Exposition an, das Betonen der klerikalen Intrigen, Rom regiert und spinnt Ränke. Im ersten Akt noch Godwin der Führer, ihn trifft die Ächtung. Näheres darüber in den Nachträgen zum „Harold“ im XV. Band der Ges. W. Da Wildenbruch in einem nach Weimar an Otto Devrient gerichteten Briefe vom 16. März 1876, in dem er Devrient zu seiner neuen Stellung in Mannheim beglückwünscht, sich nach dem Schicksal „Harolds, des Angelsachsen“ erkundigt und klagt: „Das Stück ist nun seit acht Wochen für mich wie verschollen,“ ist „Harold“ also in Weimar um die Jahreswende 1875/76 eingereicht worden, aber wie es scheint — Briefe darüber fehlen — von Devrient damals nicht gelesen worden. Am 16. Juli 1876 sendet Wildenbruch an Devrient den „Harold“ nach Mannheim. „Im Andenken an die Teilnahme, die Sie meinem ersten Werke („Auf der hohen Schule“) entgegenbrachten, unternehme ich es, Ihnen dies neue vorzulegen.“ Devrients Antwort darauf ist verloren. Es findet sich nur am Kopf des Wildenbruchschen Briefes von seiner Hand die Notiz: „Am 15. Sept. mit Änderungsvorschlägen beantwortet, Pfaffen kürzen und mildern. Eid weniger umständlich. Verliebtheit als Beweggrund stärker hervorheben. Der Beichte müßte Tod folgen, den der junge Mönch im Felde sucht. Vox populi am Schlusse sprechen lassen.“ Am 18. Sept. dankt Wildenbruch und bemerkt: „Ihre sehr beherzigenswerten Vorschläge sollen aufs genaueste erwogen werden und hoffe auch ich recht von Herzen, daß es uns noch gelingen wird, das Werk zur Bühne zu reifen.“ Nach einer langen — durch das dazwischen liegende Examen erklärten — Pause kündigt Wildenbruch am 31. Mai 1877 das „Stück in neuer Gestalt“ an. „Der Kulturkampf ist so gut wie ausgemerzt; die übrigen Andeutungen über Änderungen, die Ihr Brief enthielt, werden Sie auch befolgt sehen.“ Nachdem der inzwischen nach Frankfurt als Intendant berufene Devrient

Anfang Juli die neue Fassung erhalten, bittet er am 6. August noch einmal um die alte, der er jetzt noch geneigt ist, den Vorzug vor der Neubearbeitung (von 1877) zu geben. In den folgenden Briefen aus dem August und September Vorschläge und Gegenvorschläge wegen einer ev. Verschmelzung beider Fassungen, die sich auch durch das Jahr 1878 hinziehen und nach dem vorzeitigen Ende der Direktion Devrient in Frankfurt schließlich zu einer Neubearbeitung beider Fassungen durch Devrient führen, über die Wildenbruch in einem Brief an Devrient vom 5. September 1879 sich ausführlich ausspricht. Auch hierüber Näheres in den Nachträgen zum „Harold" im XV. Bande der Ges. W. —— Simson und Wildenbruch (S. 213). Mitteilung Maria von Wildenbruchs. —— „Schwesterseele" (S. 214). Vgl. Ges. W. II, S. 281 f. —— „Die Rache der Frau" (S. 214). Auch an Otto Devrient, der das Stück in der ersten Fassung kannte, sandte er die Umarbeitung am 28./IX. 1876. —— Aufführung von „Auf der hohen Schule" auf dem Sommertheater in Frankfurt (S. 214). Das erwähnte Gedicht des Kaufmanns Steinhausen findet sich in einer lithographischen Vervielfältigung im Nachlaß mit dem handschriftlichen Vermerk Wildenbruchs: „Am Abend nach der Aufführung Mittwoch den 30. August 1876 versammelten wir uns im Lienauschen Weinkeller zur Besprechung der Leistung. Unter den Anwesenden war auch der Kaufmann Steinhausen, welcher dies Gedicht, seiner Feder entstammend, der Gesellschaft vortrug. Da es allgemein gefiel, ward die Vervielfältigung desselben beschlossen und ausgeführt. E. v. W." „Das patriotische Wochenblatt" (Vorgänger der „Oder-Zeitung") berichtete über die Aufführung in Nr. 78 u. a.: „Das diesmalige Benefiz für Herrn Töpfer gestaltete sich zu einem wahren Ereignis für unsre Bühne. Galt es doch nicht bloß den Benefizianten zu ehren, sondern zugleich das neueste Werk des unter uns weilenden Dichters Herrn von Wildenbruch kennen zu lernen, das schon viel von sich hatte reden machen. Das Stück ... zeigt in Anlage, wie in Ausführung überall den begabten, denkenden, durch ernste dramatische Studien gebildeten Autor, der auch den Anforderungen der Bühne gerecht zu werden versteht, dabei tritt uns aus ihm eine reine, gewandte, gehaltreiche Diktion entgegen, die an einzelnen Stellen von dem Zauber wahrer Poesie angehaucht ist. Ganz besondere Sorgfalt aber hat Herr von Wildenbruch auf die Ausarbeitung der einzelnen Szenen gelegt, die als wohlgetroffene, bis ins Kleinste ausgeführte Bilder aus ihrem Rahmen dem Zuschauer entgegentreten ... Die Darstellung trug im allgemeinen den Stempel einer ersten Aufführung; auf einer Seite wurde durchgehend zu sentimental deklamierend, auf der anderen zu leidenschaftlich und maßlos gespielt." —— Hier seien auch andere Zeugnisse der Frankfurter Presse über Wildenbruchs öffentliches Auftreten während seiner Frankfurter Zeit angereiht.

Patriotisches Wochenblatt 1873 Nr. 39. Kurze Anzeige vom Er-

scheinen „Der Söhne der Sibyllen und der Nornen“ im Buchhandel. Das Gedicht sei schon im vorigen Winter (s. oben S. 169) in dem Zyklus von Vorlesungen des Gustav Adolphvereins „durch zwei Vorträge des Verfassers einem Kreise von Zuhörern bekannt geworden“.

1874. Nr. 54. Kurze Anzeige von „Vionville“.

1874. Nr. 65. Aufführung eines „Schwankes in einem Akt von Ernst von Wildenbruch ‚Die beste Medizin‘“ im Sommertheater. „Der Verfasser führt uns in das Haus des Rentiers Weichberg, dessen Frau durch eingebildete Nervenleiden ihrer Umgebung tüchtig zu schaffen macht. Zwei Doktoren, ein Mediziner und ein Vegetarianer, sind nicht imstande das Übel zu heben. Da erscheint als beste Medizin ein langersehnter Schwiegersohn und Frau Emilie ist vollständig wieder hergestellt . . . Der Autor wurde durch Hervorrufen für sein Erstlingswerk belohnt.“ Der Schwank wurde von Wildenbruch im Oktober 1876 (Vermerk auf der Handschrift) u. d. T. „Ein Brausepulver“ umgearbeitet, und 1884 in „Schorers Familienblatt“ V. Band, Nr. 31 (3. August) gedruckt.

1875. Nr. 53. „Vorlesung. Montag d. 21. Juni abends 8 Uhr wird Herr Referendar von Wildenbruch im Saale der hiesigen Freimaurer-Loge sein neues Gedicht ‚Sedan‘ vortragen. Der Ertrag ist für einen wohltätigen Zweck bestimmt. Entree $7^1/_2$ Sgr.“ Besprechung in Nr. 55. Besonders wird die ergreifende Wirkung des zweiten Gesanges (Bismarck!) hervorgehoben. Hoffentlich werde das Gedicht bald gedruckt werden. „Für den flüchtigen Genuß sagen wir dem Verfasser gewiß im Namen aller Anwesenden den wärmsten Dank.“

1875. Nr. 77. Anzeige des Erscheinens von „Sedan“: „Eine der duftigsten Gaben für die diesjährige Sedanfeier . . . Wir sind gewiß, der bereits vorteilhaft bekannte Dichter werde auf dem von ihm betretenen Felde noch manche lieblich duftende Blüte pflücken.“

1875. Nr. 93. „Konzert der Singakademie . . . Dem Marsch und Chor aus den Ruinen von Athen folgte ein von einer Dame mit Verständnis gesprochener, von Herrn von Wildenbruch in schwungvollen Versen verfaßter sinniger Prolog.“

1875. Nr. 117. Mitteilung, daß der Rezitator Luis-Alien am 14. Januar im Saale des Gesellschaftshauses „die neueste Tragödie des Herrn von Wildenbruch“ vorlesen wolle.

1876. Nr. 3. Anzeige des Vereins junger Kaufleute, daß nachdem der Herr Luis-Alien von seiner Zusage plötzlich zurückgetreten sei, „auf unsere Veranlassung sich der Verf. des ‚Harold‘ bereit erklärt hat, zum Besten eines wohltätigen Zweckes am Freitag den 14. Januar Abends $7^1/_2$ Uhr im Saale des Gesellschaftshauses dies sein neuestes Werk selbst vorzulesen. Billetts an der Kasse à 1,50“.

1876. Nr. 18. Anzeige des Vereins junger Kaufleute: „Vorlesung Dienstag d. 7. (Februar) abends 8 Uhr wird im Gesellschaftshause Herr

E. von Wildenbruch den erster Gesang aus ‚Vionville‘ und den zweiter Gesang aus ‚Sedan‘ vorlesen.“

1876. Nr. 105. In den Vorlesungen des Gustav Adolphvereins „wird heute Herr von Wildenbruch, den wir im eigentlichen Sinne des Wortes unseren Dichter nennen, sein neues Lustspiel im Logensaale vortragen“. Zu dieser Vorlesung hatte Wildenbruch einen Prolog gedichtet, in dem er von Frankfurt Abschied nahm, beginnend mit den Worten:

Euch, die ich manchesmal in dieser Stunde
vereinigt sah im lampenhellen Saal,
Euch bringt der Dichter schmerzbewegte Kunde:
er redet heut zu Euch zum letztenmal.

usw. Handschrift mit dem Datum „zum 22. November 1876“ im Nachlaß.

1877. Nr. 14. Aufführung von Ernst von Wildenbruchs neuestem Lustspiel „Der Vesuv“ zum erstenmal: „Der beliebte Autor hat dieses Stück in engeren Kreisen bereits unter großem Beifall gelesen.“

1877. Nr. 12. Bericht: „‚Der Vesuv‘ enthält einen glücklich gewählten Gegenstand, der namentlich im ersten Teil des ersten Aktes auf das anziehendste und heiterste behandelt ist. Späterhin überstürzt sich fast die Handlung und die Szenen wechseln so schnell, daß an einen ruhigen Genuß von seiten des Publikums nicht mehr zu denken ist.“ Eine Handschrift (Abschrift) des unbedeutenden Schwankes in einem Akt im Nachlaß. —— Verse zur Auflösung des Lienauschen Weingeschäfts (S. 216), zuerst — ebenso wie die „Epistel“ (S. 217) — gedruckt bei Dora Duncker „Ernst von Wildenbruch, Ernstes und Heiteres aus seinem Leben“. Berlin, Hermann Paetel 1909. S. 36 f., 38 f. —— Als Hilfsrichter (S. 217). Vom 1. Jan. bis 1. März 1877. —— „Harold“ im Tischkasten (S. 217). Mitteilung Maria von Wildenbruchs. —— „Lieder und Gesänge“ (S. 219). Näheres über Vorgeschichte, Anordnung und Inhalt der Sammlung im XVI. Bande der Ges. W. —— „Dichterwert“ (S. 221). „L. u. G.“ S. 59. —— „Das Haus der Liebe“ (S. 222). „L. u. G.“ S. 125. In dem S. 366 erwähnten Quartbuch mit der Überschrift „Frankfurts sehenswertestes Haus“. —— „Der neue Herr Oluf“ (S. 222). „L. u. G.“ S. 123. —— „Einladung“ (S. 223). „L. u. G.“ S. 64. —— „Menschenleben“ (S. 223). „L. u. G.“ S. 76. —— „Die Büste Homers“ (S. 223). „L. u. G.“ S. 147. Erste Fassung in der Sammlung für Wolf Yorck zu Weihnachten 1868. Vgl. oben S. 111, 366. —— „Vionville“ (S. 223). „L. u. G.“ S. 149: „Vionville (Sonett) Widmung an die Mark Brandenburg.“ Konzept auf der Rückseite eines vom 15./III. 1874 datierten Briefbruchstücks. —— „Der Wanderer auf Akropolis“, „Einfahrt in den Orkus“, „Des Parsen Gebet“, „Stadt Irem“ (S. 223). „L. u. G.“ S. 179,

184, 189, 222. —— „Das Gespräch der Felsen“ (S. 223). „L. u. G.“ S. 200. Ursprünglich: „Das Leid der Großen.“ —— „Orpheus Gesang an Pluto“ (S. 223). „L. u. G.“ S. 206. —— „Die Töchter des Priesters“ (S. 224 ff.), ungedruckt. Handschrift 8 halbe Foliobogen. Vgl. Band XVI der Ges. W. —— „Kastanienbaum“ (S. 224). „L. u. G.“ S. 49. Aus Rücksicht auf noch Lebende muß der Verf. es sich leider versagen auf diese Frankfurter Erlebnisse und manches was damit zusammenhängt, näher einzugehen. —— „Jung Edward und Egwine“ (S. 229). „L. u. G.“ S. 159. Vgl. Ges. W. VII, S. XI und 522. —— „Die letzte Pflicht“ (S. 229). „L. u. G.“ S. 170. Ursprünglich: „Der alte Zahlmeister.“ Handschrift der ersten Fassung im Besitz des Verf. —— Huldigung an Kleist (S. 230). „Zu Heinrich von Kleists 100jährigem Geburtstage“. „L. u. G.“ S. 218. Prolog zu der am 10. Oktober 1876 im Frankfurter Stadttheater zur Feier von Kleists 100jährigem Geburtstage veranstalteten Aufführung des „Käthchens von Heilbronn“. Erster Druck in der „Gegenwart“ Bd. X, Nr. 41, d. 7. Oktober 1876, S. 228 f.: „Zum 10. Oktober 1876.“ Vgl. auch Oderzeitung 1876, Nr. 90.

IV. Berlin, 1877—1885

1. Erwartungen und Enttäuschungen, 1877—1880

Motto (S. 233). Zuerst in den „Liedern zum Weihnachtsfeste des Akad.-literarischen Vereins zu Berlin am Sonnabend den 14. Dez. 1878“. Später in den „Liedern und Balladen“ (unter den „Liedern des Akademisch-literarischen Vereins), S. 280. —— „Altes gutes Berlin“ (S. 233). Anfang der Novelle: „Die heilige Frau“ vgl. Ges. W. I, S. 403. —— Hilfsrichter am Stadtgericht Berlin (S. 233). Seit dem 1. März, mit 180 Mark Diäten monatlich. —— Die Meininger (S. 238). „Von Meiningen nach Weimar“, in den „Blättern vom Lebensbaum“, S. 465 ff. Vgl. auch Berthold Litzmann: „Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart“, 5. Aufl., S. 48 ff. —— Übertritt ins Auswärtige Amt (S. 241). Der bei den Personalakten Wildenbruchs befindliche, vom 3. Juni 1877 datierte und wohl an den damaligen Staatssekretär von Bülow (Vater des nachmaligen Reichskanzlers) gerichtete Brief Simsons lautet: „Euer Exzellenz beeile ich mich auf die geehrte Zuschrift vom 2. d. M. ergebenst mitzuteilen, daß der Assessor von Wildenbruch ein Mann von musterhafter, von wahrhafter Gediegenheit des Charakters und Reinheit des Sinnes ist. Obwohl Talent und Neigung ihn schwerlich auf die Rechtswissenschaft und das Richteramt weisen, hat er die große Prüfung doch ganz ausreichend und sogar ohne vorher zu den üblichen Vor-

bereitern seine Zuflucht genommen zu haben bestanden. Das außergewöhnliche Maß allgemeiner Bildung, das seine poetischen Arbeiten bekunden, ist Euer Exzellenz gewiß nicht entgangen. Auch daß er ursprünglich Berufsoffizier gewesen und sich mit erstaunlicher Energie nach Verlassen dieses Berufes durch Gymnasium und Universität hindurch gearbeitet hat, werden Sie wissen. Ich habe nicht nötig Euer Exzellenz besonders zu versichern, daß mein vorstehendes Urteil aufs genaueste der Überzeugung entspricht, die ich mir in mannigfacher geschäftlicher und außeramtlicher Berührung mit Herrn von Wildenbruch über ihn gebildet habe." Unter dem 11. Juni verfügte der Reichskanzler unter Bezugnahme auf die „mir mündlich gemachten Eröffnungen", da die Verhältnisse es gestatteten, den Assessor von Wildenbruch in den auswärtigen Dienst in der Weise zu übernehmen, daß derselbe mit einem vom Justizminister einzuholenden halbjährigen Urlaub vom 1. Juli ab mit einer monatlichen Remuneration von 180 Mark zunächst der 2. Abteilung (Direktor von Philippsborn) zur Beschäftigung überwiesen werde. In der Folge wurde dann dieser Urlaub zunächst immer auf je 6 Monate, später (seit Januar 1879) von Jahr zu Jahr verlängert. Erst als im November 1880 eine etatsmäßige Expedientenstelle im Auswärtigen Amt, mit einem Gehalt von 3000 Mark und 900 Mark Wohnungsgeldzuschuß verbunden, frei wurde, bewirkte das Amt seine endgültige Entlassung aus dem Justizdienst. Im August 1886 rückte er in die Stelle eines „außeretatsmäßigen Hilfsarbeiters" auf, aber erst im Januar 1889 erfolgte die Ernennung zum „ständigen Hilfsarbeiter". Sein Gehalt, das seit 1882 in fünfmaligen Raten auf 4800 Mark gestiegen, ward im Februar 1890 auf 6000 Mark festgesetzt. —— Der Akademisch-literarische Verein (S. 244). Zu dem im Text Gesagten ist nach persönlichen Erinnerungen des Verf., der im Sommer 1878 dem Verein beitrat, noch ergänzend zu bemerken: Mitglieder waren in den Jahren, in denen Wildenbruch regelmäßig im Verein verkehrte (1877—80), u. a.: Julius Riffert (†), Reinhold Bleichrodt (†), S. Löwenfeld (†), Raphael Löwenfeld (†), Rudolf Große, Vorsitzender SS. 1878 (†), Rudolf Beyer, Paul Liman, Paul Roland, Paul Kieckbach (Paul Bach), Ludwig Ganghofer (letzterer jedoch nur kurze Zeit und auch da nur ein seltener Gast). Ein häufiger Gast war Otto Franz Gensichen. Zu dem engeren Kreise, der sich in der „Italiana" zusammenzufinden pflegte, gehörten u. a. außer Berthold Litzmann und Robert Höniger der Mathematiker Ernst Wagner (jetzt M. d. H. d. A.), Max Stempel, der die „Deutschen Monatsblätter" der Brüder Hart fortsetzte, Veit Ried aus Jena, gelegentlich auch Heinrich und Julius Hart (sie waren seit 1878 nur vorübergehend in Berlin), Marco Broçiner, Richard Kahle. Eine eingehendere Schilderung dieses Kreises sowie des Lebens im literarischen Verein muß für eine zusammenhängende Darstellung in einem anderen Rahmen vorbehalten bleiben. Sehr wertvolle und — was nicht von allen in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten „Erinnerungen"

an Wildenbruch aus diesen Jahren gesagt werden kann — sachlich durchaus wahrheitsgetreue Mitteilungen gibt Robert Höniger in dem Aufsatz: „Ernst von Wildenbruchs Martyrium" (Die Gegenwart, 1909, Nr. 16, S. 254—259). Über Berthold Litzmanns Beziehungen zu Wildenbruch vgl. „Briefe von Ernst von Wildenbruch aus den Jahren 1878—1880", herausgegeben von Berthold Litzmann i. d. Mitteilungen d. Literarhistorischen Gesellschaft Bonn, 4. Jahrgang (1909), S. 141 ff. und „Briefe von Ernst von Wildenbruch aus den Jahren 1881 und 1882, mitgeteilt von Berthold Litzmann." Deutsche Rundschau, 38. Jahrgang. Oktober und November 1911. S. 56—80 und 191—213. —— Die Brüder Hart (S. 248 f.). Vgl. „Literarische Erinnerungen" von Heinrich Hart (Heinrich Hart, Gesammelte Werke, Dritter Band, 1907), S. 3 ff. —— Begeisterten sich an Hamerling usw. (S. 249), a. a. O., S. 31. —— Verkehrten mit den Führern der Sozialdemokratie (S. 249), a. a. O., S. 36. —— Tranken mit Ernst von Wildenbruch Brüderschaft (S. 249), a. a. O., S. 38. —— Vollgesogen mit den Ideen des modernen Materialismus (S. 249), a. a. O., S. 21. —— „Der neue Goethe" usw. (S. 249), a. a. O., S. 33. —— „Neue Welt" (S. 250). „Deutsche Monatsblätter". Zentralorgan für das literarische Leben der Gegenwart, herausgegeben von Heinrich und Julius Hart. Bremen 1878, S. 14 ff. „Neue Welt". Literarischer Essay von Heinrich Hart. —— Inhalt der Zeitschrift (S. 250), an dem auch der Verfasser sich mitschuldig bekennen muß. —— Gedicht von Hans Herrig (S. 250). „Die Frau des Propheten". Erzählung in Versen". D. M., S. 1—13. —— Fragt er am Ende des ersten Theaterwinters in Berlin (S. 251). In den „Deutschen Monatsblättern" I, S. 104 ff. Jetzt in den „Blättern vom Lebensbaum" („Vier Dramen"), S. 9. —— Goethes Faust in Weimar (S. 251). Deutsche Monatsblätter I, S. 188—194, jetzt in den „Blättern vom Lebensbaum", S. 13—28. —— Menonitendrama (S. 253). Vgl. Ges. W. VII, Einleitung S. XV ff. und S. 533 ff. —— Juniheft der Deutschen Monatsblätter (S. 255). D. M. I, S. 262—302. —— An demselben Tage (S. 256). Brief an Dr. Stange vom 1./XII. 1877. —— Im Januar 1878 (S. 260). Brief an Stange vom 29./I. 1878. —— Diese Verse (S. 261). Vgl. Ges. W. VII, S. XXII u. S. 535 f. Vgl. auch Robert Höniger, a. a. O., S. 255. —— Gedanke „Harold" zur Münchener Konkurrenz zu senden (S. 262). Brief an Otto Devrient vom 7./IX. 1877. —— Noch in Frankfurt (S. 262). Durch den Prorektor Schwarze. —— Aussprache mit Devrient (S. 263). Der Briefwechsel Wildenbruchs und Devrients in diesen Jahren stellt den idealen Sinn und die hingebungs- und verständnisvolle Freundschaft des selbst mit harten Widerständen kämpfenden Bühnenleiters für den ringenden Dramatiker ins hellste Licht. —— „Ein Denkmal" (S. 263). Vgl. Berthold Litzmann: „Das deutsche

Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart“ (1. Aufl. 1894), S. 62 f. Das Gedicht ist dort aus dem Gedächtnis nicht richtig zitiert. Erst später erhielt der Verf. nicht nur den richtigen Wortlaut, sondern auch das Konzept der Urschrift auf einem halben Foliobogen. Auf der ersten Seite noch ein Suchen und Tasten:

Mir schmeckt nicht Speise, vergällt ist der Trank,
auf dem Herzen liegt es mir dumpf und wild,
ich glaube das Fieber macht mich so krank —
vor den Augen schwimmt mir ein wüstes Bild;

Ein Bild, das das Herz mir im Busen entsetzt:
Da seh' ich ein preußisches Waffenkleid
von Kugellöchern zerstückt und zerfetzt,
und wie ich es sehe, so schwillt mir's im Leid.

So schwillt mir ein Jammer empor und ein Weh,
und ich weine — ich weine — und weiß nicht warum,
was ist mit dem Rocke, den dort ich seh'?
Ich bitte Euch, sagt es mir, steht nicht so stumm.

Ich denke im Kampf für das Vaterland
trug ein Held dieses Kleid? Was sagt Ihr mir? Nein?
Ich denke die Löcher riß Feindeshand?
Was wendet Ihr Euch? Was flüstert Ihr: Nein?

„So erfahre es denn, wer das Kleid hier trug,
warum deine Seele erzittert in Schmerz:
Hier, wo an das Leben das Mordblei schlug,
hier deckte der Rock deines Kaisers Herz.“

So weit die erste Seite, und dann oben auf der zweiten:

„Ein Denkmal wird errichtet“ usw.

Erster Druck mit zwei anderen auf das Attentat bezüglichen Gedichten, in der Sonntagsbeilage der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 9. Juni 1878: „Aus der reichen Fülle poetischer Einsendungen aus Anlaß des neuerlichen Mordanfalls auf unseren geliebten Kaiser, glauben wir die drei nachstehenden Gedichte unsern Lesern nicht vorenthalten zu sollen.“ —— „Die Karolinger“ (S. 264). Vgl. Ges. W. VII, S. XIX ff., S. 535 ff. Über eine Bearbeitung des Stoffes in einer Oper: „L'innocenza giustificata“, die im Fasching 1725 von Denzio im Sporckschen Theater in Prag gespielt wurde vgl. O. Teuber, Geschichte des Prager Theaters I, S. 118 f. Hier ist Judith aber bereits Witwe Kaiser Ludwigs, und vor ihrer Ehe mit diesem mit einem „Schwedenkönig“ verheiratet gewesen; aus dieser Verbindung hat sie eine Tochter. Im Personenverzeichnis erscheint „Bernhard, ein spanischer Fürst und Herzog zu Septimanien, ein Verteidiger der Judith“. Auch

ein anonymes Drama des 18. Jahrhunderts: „Chlotar, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen“, Bremen 1781 (Theatralische Sammlung, 3. Jahrgang, 4. Band, Wien 1792, Jahn, S. 1—82) behandelt — allerdings sehr frei — die Tragödie im Karolingerhause, ohne Namen zu nennen. Es heißt nur: „Der Kaiser“, „die Kaiserin“, Zeit: 8. Jahrhundert; Ort: Deutschland. Mittel- und Ausgangspunkt bildet der Kaiserin ehebrecherisches Verhältnis mit „Bernardo, dem Kämmerer“. In der letzten Szene bekennt sie — außer andern Freveltaten —: „Laß meine Schande den unschuldigen Knaben nicht erben! Ich habe dein Bett entehrt — ihn nach mir auf den Thron zu setzen.“ —— Vorlesung der „Karolinger“ im Akadem.-literarischen Verein am 3. Aug. (S. 264). Brief an Dr. Stange vom 3./VIII. 1878: „Lieber Doktor, ein Wort noch, ehe ich schlafen gehe. Ich komme eben aus unserem Verein, wo die Karolinger einen großen Erfolg gehabt ... Sieht man das Stück in München mit den Augen von heute abend an, dann wohl ihm ...“ —— Richard Kahle (S. 269). R. K. interessierte sich schon in dieser Zeit lebhaft für Wildenbruch. Verf. erinnert sich einer Vorlesung der „Karolinger“ durch Wildenbruch in Kahles Junggesellenwohnung am 9. Januar 1879. —— Putlitz über Wildenbruchs Beruf zum Dramatiker (S. 270). Brief vom 13./XII. 1878. —— Generation der Vordermänner (S. 270). Brief an Berthold Litzmann vom 27./XII. 1878. Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft, Bonn, a. a. O., S. 147. —— Landsberg a. d. W. (S. 271). Am 9. September schreibt Wildenbruch an Otto Devrient darüber in einem für seine damalige Lage sehr charakteristischen Briefe: „Sie entsinnen sich vielleicht, daß ich Ihnen in meinem letzten Briefe von einem neuen Drama sagte ... Das Stück [„Der Menonit“] ist ... vor 8 Tagen fertig geworden und zunächst im engsten Kreise [Frankfurt a. d. O.] vorgelesen. Ihnen, verehrter Herr, den ich als meinen dramatischen Beichtvater anzusehen gelernt habe, darf ich sagen, daß die Wirkung desselben auf die Zuhörer meine schönsten Erwartungen und Hoffnungen erfüllt hat. Unter den Zuhörern befand sich auch ein Bühnenmann, der Ihnen vielleicht dem Namen nach bekannte frühere Theaterdirektor Meisel. Letzterer frug mich nach beendigter Vorlesung, ob ich schon über das Stück verfügt hätte. Ich erwiderte, daß eine endgültige Verfügung nicht stattgefunden habe, daß ich es aber wie alle meine Stücke zuerst Ihnen zu geben gedächte. Er schlug mir darauf vor, da er zum Winter nach Landsberg a. d. W. mit einer Truppe geht, ihm das Stück zur ersten Aufführung dort mit hinzugeben; damit ich dort an der kleinen Bühne den Proben und der Aufführung beiwohnen und etwaige Korrekturen vornehmen könne. Nicht verhehlen kann ich Ihnen nun, daß mir dieser Plan außerordentlich zusagt. Die Wirkung an der kleinen Bühne würde ja vorherbedeutend für die an der größten sein und anderseits, wenn es gelänge, wäre Landsberg doch so verschwindend für Deutschland, daß, wenn es

nachher an Ihrer Bühne erschiene, es als neues Stück auftreten würde. Das alles würde eventuell im Oktober vor sich gehen.“ —— Wohltätigkeitsaufführung des „Menoniten“ (S. 271). Im Mai 1879 hat der Verf., damals Vorsitzender des Akadem.-literarischen Vereins, über die Vorgeschichte und den Verlauf dieser Aufführung einen ausführlichen Bericht für die Vereinschronik geliefert, der u. d. T.: „Die Aufführung des ‚Menonit‘, Drama in 4 Akten von Ernst von Wildenbruch. Als Beitrag zur Vereinschronik dem Akademisch-literarischen Verein in Berlin gewidmet von Berthold Litzmann“ lithographisch vervielfältigt wurde. Auf ihn stützt sich im wesentlichen auch der zur 30. Wiederkehr des Tages geschriebene Aufsatz: „Die erste Aufführung von Wildenbruchs ‚Menonit‘ am 22. April 1879 in Berlin. Ein Beitrag zur neuesten Theatergeschichte. Von Professor Dr. Berthold Litzmann“ in der Frankfurter Zeitung 1909, am 22. April, Nr. 111. Erstes Morgenblatt. —— Tanagräische Tonfiguren (S. 273). Der Brief an Frick in den Ges. W. I. Einleitung, S. XI f. —— Bild des Praxiteles (S. 275). Ges. W. I, S. 35. —— Major von Schleinitz (S. 275), wie aus den in den Jahren 1879—1881 zwischen Wildenbruch und Schleinitz gewechselten Briefen erhellt, ist der ebenso taktvollen wie energischen Vermittlung des letzteren, der von Anfang an dem Dichter das vollste Verständnis und herzlichste Sympathie entgegenbrachte, das Zustandekommen der Meininger Karolinger-Aufführung an erster Stelle zu danken. Der erwähnte Brief an Ludwig von Wildenbruch ist datiert vom 13/IV. 1879. —— Nach einigen Wochen des Bangens (S. 275). Brief von Schleinitz vom 12./VI. 1879. —— Die Gemahlin des Herzogs (S. 276). Mitteilung von Schleinitz am 14./X. 1879. —— Überraschende Wendung (S. 276). Brief von Schleinitz am 8./XI. 1879. —— „Lied von Hoffnung“ (S. 277). In der hier gegebenen Fassung sandte Wildenbruch das „Sylvester 1880“ überschriebene Gedicht dem Verf. mit der Widmung: „Meinem Freunde Berthold Litzmann, Ernst von Wildenbruch, Weihnachten 1879.“ Zuerst gedruckt erschien es u. d. T.: „Sylvesternacht von 1880“ in der „Deutschen Frauenzeitung, Organ für die Interessen deutscher Frauen“ (Verlag von J. Kassin), 2. Jahrg., Nr. 1, 1. Januar 1880 . . . Mit einigen Veränderungen jetzt u. d. T.: „Neujahr“ in den „Liedern und Balladen“, S. 104 f. —— Festspiel „Swanhild“ (S. 278). Geschrieben im Frühsommer 1878 und im Akad.-literarischen Verein zuerst vorgelesen. Die Handschrift des „Mainaufestspiels“ schenkte Wildenbruch im April 1881 Robert Höniger. Gedruckt 1880 im „Deutschen Heimgarten, Almanach vom Oberrhein“. Eine lebendige — freilich nicht in allen Einzelheiten ganz zutreffende — Schilderung dieser Studentenaufführung mit all ihren Zwischenfällen gab nachmals einer der Mitwirkenden, Ernst Groth, in den „Bildern aus dem Universitätsleben von einem Grenzboten“, Leipzig, Grunow, 1892. S. 205—232 („Eine Studentenaufführung“). —— „Väter

und Söhne" (S. 279). Vgl. Ges. W. VII, Einleitung S. XXIV bis XXIX. —— Das Drama klang aus (S. 281). Die Zitate aus einem Bruchstück der ersten Fassung, das sich erst nach dem Erscheinen des VII. Bandes der Ges. W. im Nachlaß fand; es ist jetzt der im Besitz des Herausgebers befindlichen Handschrift angefügt. —— Umarbeitung des 4. Aktes des „Menoniten" (S. 282). Vgl. Ges. W. VII, Einleitung S. XVII und S. 533—535. —— Eduard von Höpfner (S. 283). „Der Krieg von 1806 und 1807. Ein Beitrag zur Geschichte der preußischen Armee nach den Quellen des Kriegsarchivs bearbeitet. Erster Teil. Der Feldzug von 1806. Zweiter Band", Berlin 1850, S. 324—327. —— Erste Umarbeitung von „Vätern und Söhnen", Brief an Berthold Litzmann vom 25. XII. 1880. Mitt. d. Lit. hist. Ges. Bonn, S. 164 f. Ges. W. VII, S. 271. —— Denkmal im Park von Kleinbeeren (S. 284). Vgl. den Brief an Berthold Litzmann vom 26./VII. 1882 i. d. D. Rundschau, a. a. O., S. 202 f. —— „Theorie und Praxis" (S. 287). Geschrieben in trübster Zeit unter dem Eindruck der Enttäuschungen des Herbstes 1878. „Kein Lebenszeichen aus München," schreibt er am 15./XI. an Stange, „keins aus Frankfurt ... Inzwischen tauchen rechts und links neue Namen auf — der Schillerpreis wird zuerkannt — alles geht über mich hinweg, und ich sitze allein mit dem Geier, der mir die Seele zerfrißt, mit meinem Ehrgeiz. Ich habe diese Wochen mit einer Arbeit ausgefüllt, die ich Ihnen nächstens bringen werde. Ein Zweiakter (Schwank oder Lustspiel, das sollen Sie entscheiden). Es ist bei so trübem Himmel entstanden, daß ich nicht glauben kann, daß es gefallen wird ... Die Hauptfigur, satirisch gehalten, scheint mir etwas derb, aber nicht falsch — ob es aber wohltuend wirken wird? Das soll mir das Orakel in der Eckstube [bei Baltzer] sagen. Ich hätte so gern schon wieder einen großen Stoff angegriffen und mich von diesem Katzenjammer meiner Seele befreit — aber der Teufel soll Mut und Lust behalten, wenn einem alles tot getreten wird. Indessen sage ich mich vorläufig auf morgen über 8 Tage mit meinem ‚Philister' (so heißt das Ding) bei Ihnen an." Der Eindruck bei den Frankfurter Freunden muß, nach einem Briefe Wildenbruchs an Stange vom 12./I. 1879 zu schließen, ebensowenig günstig gewesen sein wie im Berliner Kreise. Trotzdem übernahm 1880 die Zentraltheateragentur von Martin Böhm in Berlin, Behrenstraße 16, das inzwischen in „Theorie und Praxis" umgetaufte zweiaktige „Lustspiel", dessen Held, der Philister, auch seinen ursprünglichen Namen „Fatzke" mit dem milderen und neutraleren „Neumann" vertauscht hatte, in Vertrieb. Der am 11./I. 1880 mit Böhm abgeschlossene Vertrag ward am 20./XI. 1882 nach gegenseitigem Übereinkommen aufgehoben. Aufgeführt ist das Stück nie worden und gedruckt auch nur als „Bühnenmanuskript". Exemplar mit Widmung vom 28./II. 1880 im Besitz des Verf. —— Landwehrübung (S. 287) vom 1.—28. August 1880. Vgl. Brief an Berthold Litzmann vom

12./IX. 1880, i. d. Mitteilungen der Lit. hist. Ges. Bonn, a. a. O., S. 157 f. —— Umarbeitung der „Karolinger“, Akt 3 und 4 (S. 288 f.). Im Juli 1880 vollendet. Vgl. Ges. W. VII, S. XXI f., vor allem S. 536 ff. —— „Väter und Söhne“ in Breslau (S. 289). Der Redakteur der Schlesischen Zeitung war Dr. Veit Ried. Vgl. auch sowohl hierüber wie über die Aussichten in Meiningen die Briefe an Berthold Litzmann vom 12./IX. und 25./XII. 1880 i. d. Mitt. d. Lit. hist. Ges., Bonn, S. 158 und 164 f. —— Er aber schreibt in diesen Tagen (S. 289). Brief an Berthold Litzmann vom 22./X. 1880. Mitt. d. Lit. hist. Ges. Bonn, S. 159. —— „Francesca von Rimini“ (S. 291). Vgl. Ges. W. I, Einleitung S. XIV—XIX. —— Moralische Beklemmungen (S. 293). Brief an Berthold Litzmann vom 19./II. 1881. Deutsche Rundschau, a. a. O., S. 60. —— „Vor den Schranken“ (S. 294). Vgl. Ges. W. I, Einleitung S. XIX f. —— Aufführungstermin der „Karolinger“ (S. 294). Am 5./I. 1881 schreibt Major von Schleinitz: „Sie stehen wahrscheinlich Tantalusqualen aus, aber ich bin unschuldig daran, daß sich bisher nichts bestimmen ließ. Durch das Gastspiel in London und die Vorbereitungen dazu werden alle Kräfte derart in Anspruch genommen, daß es schwer ist, auch nur von anderen Sachen anzufangen. Infolge des Gastspiels ist der Intendanzrat Chronegk leider auch genötigt gewesen heute dorthin abzureisen ... Dadurch ist leider auch eine Hinausschiebung aller neuen Stücke und so auch Ihrer ‚Karolinger‘ eingetreten.“ Bezüglich des umgearbeiteten 3. und 4. Aktes habe Chronegk sich der Meinung der Frau von Heldburg angeschlossen, wonach der alte 3. und der neue 4. gegeben werden sollten. Die Vorschläge für die Rollenbesetzung lägen jetzt dem Herzog vor, für die Aufführung sei der 20. Februar angesetzt. Am 8./II. meldet Schleinitz neue Schwierigkeiten. Chronegk habe von London aus die Zustände der dortigen Bühne und die Ansprüche der Engländer an Aufführungen derart geschildert, daß „sehr gegen seinen Wunsch“ der Herzog sofort beschlossen habe, „vorläufig alle Kräfte daran zu setzen, um die für das Gastspiel schon bestimmten Stücke zum Teil mit besseren Kräften neu zu inszenieren und einzustudieren“. Nachdem Chronegk mündlich seine früheren Angaben bestätigt habe, habe man sich entschlossen, „um ein Fiasko zu vermeiden jedes andere Stück vorläufig auszuschließen und Neueinstudierungen ganz beiseite zu lassen“. „Dadurch ist nun leider auch Ihr Drama in Mitleidenschaft gezogen.“ Am 11. Februar benachrichtigte ihn ein Telegramm von Frau von Heldburg, an die er sich auf Schleinitz' Rat noch einmal brieflich gewandt hatte, daß die Aufführung auf den 6. März hinausgeschoben sei und die Proben am 3. und 4. März stattfänden.

2. Erfüllungen. 1881—1885.

Wildenbruch-„Schottenbauer“ in der „Schwesterseele“ (S. 295 ff.). Ges. W. II, S. 363, 376 ff. Die Besetzung der Hauptrollen an jenem Abend erhellt aus den in Klammern den Namen der Darsteller (S. 295) beigefügten Personennamen des Stücks. —— „Es gibt für einen Mann keine größere Freude“ (S. 296). Brief an Berthold Litzmann vom 25./XII. 1880. Mitteilungen d. Lit. hist. Ges. S. 163. —— Zwanzigstes Kapitel von „Schwesterseele“ (S. 296 f.). Ges. W. I, S. 390. Der Eindruck von Nesper als Bernhard in der Garderobe a. a. O. S. 389 genau mit denselben Worten dem Verf. mündlich im März 1881 beschrieben. —— „Erfolg erwarten“ (S. 298). Ges. W. I, S. 395. —— Hoffestlichkeit beim kronprinzlichen Paar (S. 299). Brief an Berthold Litzmann vom 28./IV. 1881. Deutsche Rundschau a. a. O. S. 63 ff. —— Umarbeitung des „Harold“ (S. 299). Brief an Berthold Litzmann vom 16./IV. 1881. Deutsche Rundschau a. a. O. S. 61 ff. Ges. W. VII, Einleitung S. XII f. —— Quiproquo in Wien (S. 299). Vgl. Deutsche Rundschau a. a. O. S. 65, vgl. auch S. 69, Anm. 4. —— Ablehnung der „Karolinger“ durch Hülsen (S. 300). Brief an Berthold Litzmann vom 29./VI. 1881. Deutsche Rundschau a. a. O. S. 65. —— „Karolinger“ im Viktoriatheater (S. 300). Über die Proben: Brief an Berthold Litzmann vom 24./X. 1881. Deutsche Rundschau a. a. O. S. 72 f. Rollenbesetzung: Kaiser Ludwig — Winds, Judith — Frl. Lange, Lothar — Jaritz, Ludwig der Deutsche — Bergmann, Karl — Kester, Wala — Door, Elisachar — Eisemann, Matfried — Gärtner, Bernhard — Bassermann, Hamatelliwa — Frl. Honnef, Abdallah — Oppmar. Der 4. Akt wurde hier, im Gegensatz zur Meininger Aufführung, in der ursprünglichen Gestalt gegeben, vgl. den oben erwähnten Brief Wildenbruchs an Berthold Litzmann vom 24./X. 1881. Auf dem ersten (korrigierten) Druck des Theaterzettels steht noch irrtümlich unter den Personen „Dodana, Edelfräulein der Kaiserin“, die nur im 4. Akt der Meininger Fassung auftritt. —— Das heroische Drama fälschlich totgesagt (S. 303). Diese Worte waren geschrieben und gedruckt, als der Verf. in dem „Blatt der Erinnerung“, das Karl Frenzel Ernst von Wildenbruch in der Sonntagsbeilage der Voss. Zeitung vom 20. Juni 1909 gewidmet hat, eine eigentümliche Bestätigung fand. Frenzel schreibt über den ersten Eindruck der „Karolinger-Aufführung. „Als ich an jenem Abend das Theater verließ, hatte sich in mir eine Sehnsucht er-erfüllt, die in der Dürftigkeit unserer damaligen Theaterdichtung sich immer schmerzlicher geregt: ich wußte, das so lange vernachlässigte, halbwegs zum Aschenbrödel erniedrigte historische Drama hatte den Prinzen aus Genieland gefunden, der es wieder zu seiner alten Herrlichkeit erheben sollte.“ —— „Väter und Söhne“ in Breslau (S. 305), am 15. Nov.

am Lobetheater. Besetzung: von Ingersleben — Körner, Frau von Ingersleben — Frl. Lieder, Adelheid — Frl. Hausmann, Ferdinand — Mebius, von Weiherr — Rieger, Mannteuffel — Franke, Boumann — Grunewald, Thynkel — Brümmer, Wille — Stollberg, Gudin — Scholz, Gautier — Albrecht, Delacour — Laurence, Lepetit — Sondermann, Valentin Bergmann — Pansa, Heinrich — Förster, Riekebusch — Rohland. Briefe an Berthold Litzmann vom 17./XI. und 25./XI. 1881. Deutsche Rundschau a. a. O. S. 76. —— „Menonit“ in Frankfurt a. M. (S. 305), am 29. Nov. im Schauspielhaus. Besetzung: Waldemar — Zademack, Marie — Frl. Weiße, Reinhold — Salomon, Mathias — Hermann, Justus — Werkenthin, Josef — Duprez, Hieronymus — Hamm, Tissot — Alexis Müller, Despréaux — Strohecker, Hennecker — Hofmann. Vgl. Brief an Berthold Litzmann vom 13./XII. 1881. Deutsche Rundschau S. 77. —— „Harold“ in Hannover (S. 305), am 7. März 1882. Besetzung: Eduard — Holthaus, Gytha — Frau Swoboda, Harold — Grunert, Wilhelm — Grube, Adele — Frl. Wewerka, Morcar — Winkelmann, Edwin — Stolle, Eustach — Barthel, Robert — Walther, Stigand — Schmidt, Wilfried — Schülermann, Ordgar — H. Müller. Vgl. die Briefe an Berthold Litzmann vom 2./III. und 20./III. 1882. Deutsche Rundschau S. 194 ff. —— Die Witzblätter. Die zitierten Verse standen im „Ulk“. —— „Das alte Haus“ (S. 306). Vgl. oben S. 360 und Brief an Berthold Litzmann vom 18./I. 1882. Deutsche Rundschau S. 191 f. —— Wilbrandt (S. 306). Briefe an Berthold Litzmann vom 25./XI., 13./XII., 31./XII. 1881 und 2./III., 20./III. 1882. Deutsche Rundschau S. 76 ff. und S. 195. —— Prolog zu den „Räubern“ (S. 307). Erster Druck im Hannoverschen Courier 14. Januar 1882. Jetzt in den „Liedern und Balladen“ S. 293 f. Über die Vorgeschichte vgl. den Brief an Berthold Litzmann vom 18./I. 1882. Der zuerst angenommene Prolog war von Bodenstedt. —— Verhandlungen mit Hülsen (S. 307). Vgl. die Briefe an Berthold Litzmann vom 5./XI., 9./XI., 14./XI. 1881 und 2./III. 1882. Deutsche Rundschau S. 73 ff. und S. 195. —— Preußische Jahrbücher (S. 313). 1882 S. 551—58. —— Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung (S. 313). Nr. 131 vom 11. Mai 1882. „Briefe aus der Reichshauptstadt“. —— Laube (S. 314). Brief vom 29./V. 1882. —— Wilhelm Scherer (S. 315). Brief an Berthold Litzmann vom 29./XI. 1880. Mitt. d. Lit. hist. Ges. Bonn, S. 161 f. —— Hülsen über „Väter und Söhne“ (S. 315). Vgl. Deutsche Rundschau a. a. O. S. 75. —— Wißmann über „Väter und Söhne“ (S. 315). Wildenbruch an Dr. Stange 13./IV. 1880. —— Verbot von „Vätern und Söhnen“ (S. 316). Brief an Berthold Litzmann vom 9./VI. 1882. Deutsche Rundschau S. 201. —— „Mein Onkel aus Pommern“ (S. 317), geschrieben 1879, erschienen am 3. und 4. November 1881 im Berliner Tageblatt. Der Zufall fügte es noch besonders, daß in dem Leitartikel der Nummer 515 am 3. Novem-

der, der die Überschrift trug: „Bedenken Ew. Durchlaucht!", Bismarck das für die Regierung ungünstige Wahlergebnis als eine Niederlage seiner Politik vor Augen gehalten und mit den Worten geschlossen wurde: „Bedenken Ew. Durchlaucht, daß es das Volk gewesen ist, welches zu Ihnen gesprochen hat. Und es hätte eine noch weit vernehmlichere Sprache geredet, es hätte eine große liberale Majorität in den Reichstag gesandt, wenn durch den Kulturkampf nicht anormale Verhältnisse in Deutschland geschaffen wären." Und unmittelbar darunter, unter dem Strich stand: „Mein Onkel aus Pommern. Humoreske von Ernst von Wildenbruch"! —— Verfügung aus dem Bureau des Reichskanzlers (S. 317). In Wildenbruchs Personalakten findet sich darüber nichts, es handelte sich eben wohl um eine mündliche Weisung. Daß eine solche in diesem Sinne damals ergangen ist, ist von vertrauenswürdigster Seite verbürgt. —— Brief aus dem Juni 1882 (S. 318), an Berthold Litzmann vom 1./VI. 1882. Deutsche Rundschau S. 200. —— „Opfer um Opfer" (S. 318). Vgl. Ges. W. VIII, Einleitung S. VIII ff. und S. 540 ff. Briefe an Berthold Litzmann vom 9./VII., 21./VII., 21./VIII., 31./VIII. 1881 und 25./V., 9./VI., 19./VI., 21./VI., 26./VI., 26./VII, 25./VIII., 18./IX. 1882. Deutsche Rundschau S. 67 ff. und 198 ff. —— „Opfer um Opfer" in Hannover (S. 319). Brief an Berthold Litzmann vom 31./X. 1882. Deutsche Rundschau S. 210 f. —— „Opfer um Opfer" in Berlin (S. 319). Brief an Berthold Litzmann vom 14./XII. 1882. Deutsche Rundschau S. 212 f. —— „Brunhilde" (S. 319 f.). Ges. W. I., Einleitung S. XX ff. Brief an Berthold Litzmann vom 25./V. 1882. Deutsche Rundschau S. 199. —— „Ich komme heute aus Frankfurt zurück" (S. 321). Brief an Berthold Litzmann, Deutsche Rundschau S. 205. —— „Kindertränen" (S. 321). Ges. W. VI, Einleitung S. VI ff. —— Drei Tage vorher (S. 321), an Berthold Litzmann 25./VIII. 1882. Deutsche Rundschau S. 205. —— „Harold". Fünfter Akt, erste Szene, Umarbeitung (S. 322). Vgl. Ges. W. VI, S. XIV und S. 517 f. Briefe an Berthold Litzmann vom 9./XI. und 14./XI. 1881. Deutsche Rundschau S. 74 ff. —— Im „Orakel" (S. 323). Ges. W. VI, S. 109. —— Im „Edlen Blut" (S. 323). Ges. W. VI, S. 85. —— „Wer von den Kindern nichts lernt" (S. 324). Ges. W. VI, S. 158. —— Das einstige Ich als Modell (S. 325). Vgl. oben S. 60 f. —— „Harold" in Hamburg (S. 326). Brief an Berthold Litzmann vom 18./IX. 1882. Deutsche Rundschau S. 206 f. —— „Väter und Söhne" in Frankfurt a. M. (S. 326). Brief an Berthold Litzmann vom 9./X. 1882. Deutsche Rundschau S. 208 f. Über die Besetzung ebenda. —— „Menonit" in Wiesbaden (S. 326). Deutsche Rundschau a. a. O. S. 209. —— „König von Kandia" (S. 327), nur als „Bühnenmanuskript" gedruckt. „Der König von Kandia. Lustspiel in 4 Akten von Ernst von Wildenbruch. Berlin 1884 (Felix Bloch)." Über den

Eindruck im Baltzerschen Kreise Brief an Dr. Stange vom 19./XII. 1882. —— Wildenbruchs Urteil über den „König von Kandia“ (S. 328), nach der Umarbeitung in einem Brief an Bronsart vom 25./V. 1883. Auch auf der Bühne hatte der „König von Kandia“ kein Glück. (Erste Aufführung in Frankfurt a. M. am 2./XII. 1883.) —— „Die Danaide“ (S. 329). Ges. W. I, Einleitung S. XXII f. Brief an Berthold Litzmann vom 24./VI. 1883. —— Das Reimmotiv (S. 330), nach mündlicher Erzählung. —— „Der Menonit“ im Deutschen Theater (S. 330). Auch sonst wehte kein günstiger Wind in den Räumen der Direktion. Nach der zweiten Vorstellung ward das mit großem Erfolg aufgenommene Drama abgesetzt; ein Verfahren, das in der Presse scharf gerügt und dem auch dichtenden Leiter L'Arronge zur Last geschrieben wurde. —— Erinnerungen an Karl Alexander (S. 331). „Großherzog Karl Alexander“ in den „Blättern vom Lebensbaum“ S. 224 f. Vgl. auch das Gedicht „Wartburg“ (Letzte Gedichte S. 41), das er am 26./X. 1883 an Maria von Weber sandte. —— „Christoph Marlow“ (S. 332). Ges. W. VIII, Einleitung S. XI ff., S. 543 ff. Brief an Berthold Litzmann vom 18./IX. 1882. Deutsche Rundschau S. 208. —— „Neid“ (S. 335), geschrieben 1899. Ges. W. VI, Einleitung S. IX f. —— Ein Spaßvogel (S. 334). Berliner Fremdenblatt vom 18./XII. 1884. —— Otto Frick (S. 337). Brief vom 16./XII. 1886. —— Wilhelm Jensen (S. 337). Brief vom 11./V. 1887. —— Grillparzerpreis (S. 337). Brief Laubes vom 16./XII. 1883. —— „Dichtungen und Balladen“ (S. 338). Berlin 1884. Freund und Jeckel. In dieser Sammlung erschien auch zum ersten- und einzigenmal gedruckt: „Daniel in der Löwengrube. Musikalisches Drama“[1]), das er zugleich mit der Handschrift des „Spartacus“ und des „Dem Freunde und Lehrer Dr. Otto Frick zu Weihnachten 1874“ gewidmeten Gedichtes (vgl. oben S. 359), Frick Weihnachten 1874 sandte mit den Worten: „Daneben kommt noch ein Opusculum, welches ich Sie freundlichst als Geschenk anzunehmen bitte. Ich habe es ‚musikalisches Drama‘ genannt, weil Stellen darin sich meines Erachtens zur Verbindung mit Musik eigenen. Sollte Ihnen das Ding allzu kühn erscheinen, so drücken Sie nur Ihr historisches Auge gütigst einmal zu; unsre Poesie krankt ja schon beinahe an der Sucht nach ‚Wirklichkeit‘.“ Das wie es scheint 1874 geschriebene Werk, das Frick im Gegensatz zum „Spartacus“ recht günstig beurteilte, ist offenbar aus Nachklängen der Perser des Äschylus und der religiösen Einwirkungen jener Frankfurter Zeit hervorgegangen. Auf höheren dichterischen Wert kann es keinen Anspruch erheben. —— „Das Hexenlied“ im Sommer 1883 entstanden. —— „Die heilige Frau“

[1]) Ein Monolog Daniels: „Wende dein Antlitz mir zu o Herr!“ ward daraus abgedruckt zusammen mit dem „Hexenlied“ in den „Modernen Dichtercharakteren“, herausgegeben von Wilhelm Arent (Berlin 1885.)

(S. 338 f.). Ges. W. I, Einleitung S. XXIII f. —— „Modell zu meiner Hildegard“ (S. 339). Brief an Maria von Weber vom 22./VII. 1884. —— „Nach einer mühsamen Bergwanderung“ (S. 340), an Maria von Weber am 2./IX. 1883. —— An einem Frühlingsabend begann es (S. 340 ff.). Das Folgende wesentlich nach Aufzeichnungen und mündlichen Mitteilungen von Maria von Wildenbruch. —— „Noch einmal brich das langbewahrte Schweigen“ (S. 341). Die Niederschrift dieses Gedichtes mit der Datierung „Neujahr 1879“ schenkte Wildenbruch Maria von Weber zu ihrem Geburtstag am 23. Februar 1884. Die Datierung befremdet, denn „Väter und Söhne“, von dem hier die Rede ist — ein anderes Drama kann nicht in Betracht kommen —[1]) ward erst im Winter 1879/80 geschrieben, im Frühling 1880 vollendet. Da aber Wildenbruch selbst in dem Brief an Stange vom 3./II. 1880 (Ges. W. VII, S. XXIV) erwähnt, daß er den Stoff zu „Vätern und Söhnen“ etwa ein Jahr mit sich herumgetragen habe, wird doch die Zeitangabe „Neujahr 1879“ richtig sein. Zumal die Stimmung durchaus der in den letzten Monaten des Jahres 1878 ihn beherrschenden entspricht. (Vgl. den Brief an Stange vom 15./XI. 1878, S. 383), während um die Jahreswende 1879/80 die Hoffnung sich regte. Vgl. „Sylvester 1879“ oben S. 382. —— „Meine Seele war damals so von Harm zerrissen“ (S. 341); diese und die folgende Stelle weiter unten: „Sie erschien mir in ihrer Ruhe“ usw. finden sich (die letztere allerdings im Original in Form der Anrede: „Sie erschienen mir in Ihrer Ruhe usw.), in einem Briefe an Maria von Weber vom 19./VIII. 1883, in dem er ihrer ersten Begegnung im Frühling 1880 gedenkt: „Immer wieder muß ich jenes ersten Abends gedenken, als ich bei Olfers mein Stück ‚Väter und Söhne‘ vorlas und Sie zuhörten.“ —— Max Maria von Weber: „Aus der Welt der Arbeit“ (S. 342), herausgeg. von Maria von Weber. Berlin, Grote, 1907. —— „Geschöpf“ (S. 343), in demselben Brief vom 19./VIII. 1883. —— Aussprache (S. 345). Der Brief Wildenbruchs vom 25./II. 1883. —— An einem Tage zu Ende September (S. 345). Brief vom 24./IX. 1883. —— Brief an Dr. Stange (S. 346). Brief

---

[1]) Die zweite und dritte, oben nicht mit abgedruckten Strophen lauten nämlich:

Aus Herzensblut und wild empörten Flammen
der Leidenschaft, die durch die Zeiten glüht,
so webe ich dein wallend Kleid zusammen.
Mein letzter Sprößling du, mein letztes Lied.

Nicht in die seichte Flut von Spaß und Scherzen,
die schon verrinnt, da sie noch kaum entstand,
heut an des Vaterlandes tiefste Schmerzen
und Lebenswurzeln greift des Dichters Hand.

vom 17./XI. 1884. —— Der „Anblick eines glücklichen Menschen“ (S. 347). Dr. Stange an Wildenbruch am 29./XI. 1884. —— Hohenzollernstraße 9 (S. 347), jetzt 14. Dieselbe Wohnung, in der er auch am 15. Januar 1909 die Augen schloß, und die heute durch eine von der Stadt Berlin gestiftete Gedenktafel bezeichnet ist. Doch bewohnten Wildenbruchs in den ersten Jahren der Ehe nur die eine Hälfte des ersten Stocks. — Bei dem Hochzeitsmahl im Kaiserhof feierte der Freund Max Jähns die Vereinigung der Häuser Weber und Wildenbruch in gebundener Rede, die in einem, dem Ahnherrn Carl Maria von Weber in den Mund gelegten Segensspruch ausklang:

„Gegrüßt du edles Paar,
du Sohnestochter, Gott schütze, Gott trage dich immerdar!
Und du in Lied und Dichtung mir innerlich verwandt,
du Sänger der deutschen Jugend, dich segnet Geisterhand!
Du Musenverwandte im Brautkranz, kampffreudigem Dichter vermählt,
du Sproß am Heldenstamme von mächtiger Liebe beseelt,
bleibt treu dem verborgen Erhabnen, hoch über dem wechselnden Schein,
und Carl Marias Segen wird ewig mit Euch sein!“


Grotesche Verlagsbuchhandlung Berlin